GOBINEAU

Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen

Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen

Arthur Graf Gobineau

Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen

Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann

Vierter Band

Fünfte Auflage

Fr. Frommanns Verlag · Stuttgart

1940

Herausgegeben
mit Unterstützung des Reichsinstituts für Geschichte
des neuen Deutschlands

Druck von J. Fink, Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Seite

Siebentes Kapitel

Achtes Kapitel



Sechstes Buch

Die abendländische Zivilisation

Erstes Kapitel

Die Slawen

Herrschaft einiger vorgermanischer arischer Völker

Vom vierten Jahrhundert bis um das Jahr 50 v. Chr. hatten die Teile der Welt, welche sich als ausschließlich zivilisiert betrachteten und uns diese Ansicht mitgegeben haben — das heißt die Länder von hellenischem Blut und Sitten, die Gegenden von italisch-semitischem Blut und Sitten —, nur wenig augenscheinliche Berührungen mit den jenseits der Alpen ansässigen Völkern. Man hätte glauben können, daß die einzigen unter diesen letzteren, die jemals ernstlich den Süden bedroht hatten, die Gallier, im Schoße der Erde versunken wären. Von dem, was bei ihnen vorging, verbreiteten sich nur spärliche Gerüchte bei ihren Nachbarn. Um zu wissen, daß sie noch am Leben, ja noch gründlich am Leben waren, mußte man, wie die Massalioten, unfreiwillig den Rückwirkungen ihrer Zwietracht unterworfen oder, wie Posidonius, in jenen Gegenden gereist sein, die man vordem etwas freigebig mit mehr fabelhaften als wirklichen Schrecknissen bedacht hatte.

Die keltischen Einfälle hatten sich nicht mehr wiederholt. Ihr verheerender Strom, der ehedem mit der Gründung der galatischen Staaten geendet hatte, war versiegt. Die Nachkommen des Sigovesus hatten ein so bescheidenes Wesen angenommen, daß einige ihrer Scharen, die auf friedlichem Wege, in der Absicht, dort herrenlose Länder zu bebauen, nach Oberitalien übergesiedelt waren, auf einen einfachen Befehl des Senates wieder von dort abzogen, nachdem sie die untertänigsten Bittvorstellungen hatten fehlschlagen sehen.

Diese Ruhe, welche die Gallier bei den anderen Völkern nicht mehr zu stören wagten, sie selber genossen sie nicht. Die Periode von dreihundert Jahren, die der Eroberung Cäsars voranging, war für sie eine Schmerzenszeit. Sie durchlebten, sie kosteten die elendsten Phasen des politischen Verfalles bis auf den Grund. Aristokratie, Theokratie, erbliches und Wahlkönigtum, Tyrannis, Demokratie, Demagogie, alles versuchten sie, und alles war nur ein Übergang[1]. All ihre Unruhe vermochte keine guten Früchte zu zeitigen. Der Grund hiervon liegt darin, daß der größte Teil der keltischen Völker an dem Punkte von Vermischung, und folglich von Verwirrung, angelangt war, der keine Fortschritte im nationalen Leben mehr zuläßt. Sie hatten den Höhepunkt ihrer ihnen von Natur möglichen Vervollkommnung überschritten; fortan konnten sie nur noch hinabsteigen. Und doch sind dies die Massen, welche unserer modernen Gesellschaft zur Grundlage dienen, und diese Bestimmung teilen sie mit anderen nicht weniger beträchtlichen Volksmengen, nämlich den Slawen oder Wenden.

Diese waren zu der Zeit, von der hier die Rede ist, in der Mehrzahl ihrer Völker noch tiefer und seit noch viel längerer Zeit herabgedrückt. Nach der geographischen Lage zu urteilen, welche ihre Hauptzweige einnahmen und noch

[1] Caesar, Bell. Gall. VI. [11 ff.].

einnehmen, sind sie offenbar die letzten von all den großen weißen Völkern, die in Hochasien dem Andrang der finnischen Horden nachgegeben haben, und vor allem diejenigen, die am beständigsten in unmittelbarer Berührung mit ihnen gewesen sind[1]. Wenn ich dies sage, so sehe ich dabei ab von einigen ihrer Scharen, die in die Wanderwirbel der Kelten mit hineingerissen wurden oder gar ihnen vorangingen, wie die Iberer, die Rasener, die Veneter der verschiedenen Länder Europas und Asiens. Aber die große Masse ihrer erst nach dem Aufbruch der Kelten aus dem Urvaterlande vertriebenen Stämme hat nur noch in den nordöstlichen Teilen unseres Kontinentes Ansiedlungsmöglichkeiten gefunden, und dort hat die erniedrigende Nachbarschaft der gelben Rasse nie für sie aufgehört[2]. Je mehr Familien sie von dieser in sich aufgenommen haben, desto mehr waren sie beständig geneigt, sich reichlich in neue Verbindungen derselben Art einzulassen[3]. So sind denn auch ihre leiblichen Eigentümlichkeiten leicht zu erklären; Schafarik beschreibt sie folgendermaßen: „Die Gestalt des Kopfes nähert sich der Quadratform, seine Länge ist wenig beträchtlicher als seine Breite, die Stirn merklich eingedrückt . . .; die Nase kurz, ohne bedeutende Krümmung . . .; die Augen, klein, etwas tief, liegen vollkommen horizontal; die etwas dünnen Augenbrauen nähern sich den Augen, namentlich im inneren Winkel, von wo sie oft etwas schräg auslaufen. . . . Zu diesen Merkmalen

---

[1] Schafarik, Slawische Altertümer. Bd. I, S. 57.

[2] a. a. O. Bd. I, S. 48. Schafarik betrachtet als das erste Verbreitungsgebiet der Slawen in Europa die zwischen der Oder, der Weichsel, dem Njemen, dem Bug, dem Dnjepr, dem Dnjestr und der Donau gelegenen Gegenden. Aber diese Grenzen haben sehr oft gewechselt.

[3] Das Slawische, das ursprünglich, wie es gar nicht anders sein konnte, Verwandtschaften mit den anderen arischen Sprachen besaß, zeigt die Spuren eines großen Einflusses, den die finnische Familie auf seine Grundbestandteile ausgeübt hat. A. a. O. Bd. I, S. 48.

tritt noch ein ziemlich allgemeiner Mangel, nämlich der dünne Bartwuchs[1].

Die geistigen Anlagen waren in vollkommener Übereinstimmung mit diesen äußeren Zügen und haben nie aufgehört, sich darin zu erhalten. Alle ihre Hauptneigungen laufen auf das Mittelmäßige, auf die Liebe zu Ruhe und Stille, auf die Pflege eines wenig anspruchsvollen, fast ganz materiellen Wohlbefindens und auf im allergewöhnlichsten Sinne friedliche Verhältnisse hinaus[2]. Ebenso wie der Geist des Hamiten, des schwarz und weißen Mischlings, den feurigen Trieben des Negers die Erhabenheit der plastischen Künste abgewonnen hatte, so verwandelte der Geist des Wenden, des finnisch-weißen Blendlings, den Hang des Gelben zu praktischen Genüssen in den Sinn für Gewerbefleiß, Ackerbau und Handel[3]. Die ältesten durch diese Verbindung gebildeten Völker wurden zu einer Brut von Spekulanten, die zwar weniger eifrig, weniger leidenschaftlich, weniger tätlich raubgierig, weniger durchgängig intelligent waren als die Kanaaniter, aber ganz ebenso arbeitsam und ganz ebenso reich, wiewohl von geringerem Glanze.

In einem ansehnlich hohen Altertume lockte ein ungeheurer Zufluß verschiedener Produkte, die den von den Slawen besetzten Ländern entstammten, zahlreiche semitische und griechische Ansiedler nach dem Becken des Schwarzen Meeres. Der an den Ufern der Ostsee gewonnene Bernstein, den wir im Handel der keltischen Völker eine Rolle haben spielen sehen, ging auch in den der wendischen über. Sie gaben ihn einander weiter und brachten ihn bis zur Mündung des Dnjepr und der anderen Flüsse ihres Landes. So verbreitete dieses kostbare Produkt Wohlstand bei seinen verschiedenen Verkäufern und bewirkte, daß ein Teil der Metall-

---

[1] a. a. O. Bd. I, S. 33.
[2] a. a. O. Bd. I, S. 167.
[3] a. a. O. Bd. I, S. 59.

schätze und Fabrikate Vorderasiens bis zu ihnen gelangte. Mit diesem Zwischenhandel gingen andere nicht weniger wichtige Zweige der Spekulation Hand in Hand, wie z. B. die in Getreide, das, in den skythischen Ländern[1] und weiterhin bis zu unmöglich zu bestimmenden Breiten in großartigem Maßstabe gezogen, mittels einer regelmäßigen von den Eingeborenen ausgenutzten Flußschiffahrt bis zu den auswärtigen Stapelplätzen des Schwarzen Meeres gelangte. Wir sehen, die Slawen verdienten den Vorwurf der Barbarei so wenig wie die Kelten[2].

Ebensowenig aber sind sie Völker, die man im höheren Sinne des Wortes als zivilisiert bezeichnen kann. Ihre

---

[1] a. a. O. Bd. I, S. 271. Schafarik läßt einen großen Teil dieser Produkte aus den hinter den Karpaten gelegenen Ländern kommen. Aber es gab auch weiter hinab, nach Südosten zu, ein halbwendisches Volk, das der Alazoner, das sich demselben Handelszweige widmete. Herod. IV, 17.

[2] Sie lebten in Dörfern, nach Art ihrer Ahnen, der rein weißen Völker. Schafarik, Bd. I, S. 59. Wenn es nötig wäre, dafür einen Beweis beizubringen, so könnte man ihn in dem Namen eines slawischen Stammes, nämlich der Budini, *Βουδῖνοι*, finden, dessen Wurzel budy, Haus, ist: also die Leute, welche in Häusern, in festen Wohnungen leben. Dieser Name Budini erinnert an einen der wunderlichsten Irrtümer, in denen die Wissenschaft sich je gefallen hat. Herodot erzählt [IV, 109], daß die Leute dieses Namens *φθειροτραγέοντες* gewesen seien; alle Übersetzer haben dies so verstanden, daß sie Ungeziefer, oder noch deutlicher, Läuse, gegessen hätten. Dieser Umstand, der wenig zugunsten der Budiner sprach, hat die deutschen Gelehrten und die Slawisten nicht gehindert, dies Volk einander streitig zu machen, indem die einen es als germanisch, die anderen als wendisch in Anspruch nahmen. Larcher, Mannert, Buchon und viele andere haben es wiederholt, daß die Budiner Läuse gegessen hätten; endlich aber hat Ritter, indem er sich auf den Epitomator des Tzetzes berief und vom gesunden Menschenverstande leiten ließ, bewiesen, daß sie sich, wie viele heutige Völker im äußersten Norden, von Tannenzapfen nährten; aber die Gewohnheit des Abgeschmackten sitzt so fest, daß sogar Passow in seinem Wörterbuche, wenn er auch beide Übersetzungen gibt, doch eine offenkundige Vorliebe für die ältere zeigt.

Intelligenz war durch das Maß der Mischung, in der sie aufgegangen waren, allzusehr getrübt worden, und weit entfernt, die ursprünglichen Instinkte der weißen Rasse entwickelt zu haben, hatten sie sie im Gegenteil zum großen Teile abgestumpft oder verloren. So war ihre Religion und der Naturalismus, der den Stoff zu derselben lieferte, auf einen tieferen Stand herabgesunken als selbst bei den Kelten. Die druidische Lehre dieser letzteren, die sicherlich von den verderblichen Einflüssen der Verbindung mit den Finnen nicht frei geblieben, war gleichwohl weniger von solchen durchsetzt als die Religion der Slawen. In dieser letzteren trat die Quelle der plumpest abergläubischen Ansichten, wie z. B. des Glaubens an die Verwandlung von Menschen in Wölfe, zutage. Sie lieferten auch Zauberer jeder nur wünschenswerten Art[1].

Diese abergläubische Anschauung der Natur, welche den Geist der nördlichen Slawen nicht weniger beschäftigte, als den ihrer Verwandten, der Rasener Italiens, nahm in der Gesamtheit ihrer Vorstellungen eine sehr bedeutende Stelle ein. Die zahlreichen Denkmäler, die sie hinterlassen haben, bezeugen zwar, daß ein gewisser Grad von Geschicklichkeit, und vor allem ein geduldiger und arbeitsamer Sinn ihnen eigen war, kommen aber dem nicht gleich, was man in den keltischen Ländern findet; und was dem Beweis ihrer Minderwertigkeit die Krone aufsetzt, ist der Umstand, daß sie niemals auf die anderen Familien einen beherrschenden Einfluß haben ausüben können. Das Leben der Eroberung ist ihnen immer unbekannt geblieben. Sie haben sogar für sich selbst keinen wahrhaft starken Staat zu gründen vermocht[2].

Wenn bei dieser fruchtbaren Rasse der Stamm nur einigermaßen volkreich wurde, so spaltete er sich. Fand er

---

[1] Schafarik, a. a. O. Bd. I, S. 195.
[2] Schafarik, a. a. O. Bd. I, S. 167.

die Regierung zu vieler vereinter Häupter und die Verwaltung zu vieler Interessen zu mühsam für sein Maß von Geisteskräften, so beeilte er sich, eine oder mehrere Gemeinden über die Grenzen zu senden, denen gegenüber er dann nur eine Art Muttervorrang fortbeanspruchte, ihnen im übrigen volle Freiheit lassend, sich nach ihrer Weise zu regieren. Die politischen Anlagen des Wenden, die durchaus zur Vereinzelung hinführten, gestatteten ihm nicht, die notgedrungen verwickelte Regierung eines großen und geschlossenen Reiches zu begreifen, geschweige denn in die Hand zu nehmen. Als Bürger einer möglichst engen Gemeinde zu leben, das war sein Traum. Die stolzen Begriffe von Herrschaft, Einfluß und Wirksamkeit nach außen fanden dabei ohne Zweifel wenig ihre Rechnung; aber der Slawe kannte sie eben nicht. Die Vermehrung seines unmittelbaren persönlichen Wohlbefindens, der Schutz seiner Arbeit, die Förderung seiner leiblichen Bedürfnisse, die Befriedigung seiner Zuneigungen, wie sie sich bei diesem weichen und zärtlichen, wiewohl kühlen Wesen lebhaft regten — dies alles war ihm in seiner Gemeindeverfassung mit einer Leichtigkeit, einer Freiheit, einer Fülle gewährleistet, die ein vollkommener Gesellschaftszustand, wie man gestehen muß, nie würde aufweisen können. So gab er sich denn damit zufrieden, und das in so bescheidenen Neigungen sich kundgebende Maßhalten muß ihm wenigstens die Hochachtung der Moralisten gewinnen, während die schwerer zu befriedigenden Politiker der Ansicht sind, daß die Folgen derselben kläglich waren. Das alte Regiment der weißen Rasse, von Natur so geeignet, jederlei Hang zur Unabhängigkeit, den gefährlichsten wie den heilsamsten, zu fördern, ließ sich durch soviel Weichlichkeit anstandslos seiner Kraft berauben. Man wollte es immer schwächer und unsicherer, und es gab sich dazu her. Die Behörden, die angeblichen Väter der Gemeinde, verdankten fort und fort nur der Wahl eine zeitweilige Gewalt, und dieser

waren durch die unaufhörliche Mitwirkung einer aus allen Familienhäuptern gebildeten obersten Versammlung enge Grenzen gezogen. Es ist ganz klar, daß diese Land- und Kaufmannsaristokratien die der Gefahr der Usurpation am wenigsten ausgesetzten Republiken bildeten, welche die weiße Rasse je hervorgebracht hat; aber sie waren zugleich ihre schwächsten, diejenigen, welche den inneren Wirren wie den auswärtigen Angriffen den geringsten Widerstand zu leisten vermochten.

Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß die zahlreichen Übelstände dieser so kleinlichen Vereinzelung zuweilen selbst denen, welche ihre Annehmlichkeiten liebten, den Wunsch nach einer Veränderung ihrer Zustände, wie sie die Eroberung eines begabteren Volkes zur Folge haben mußte, erweckt haben. Dieses letztere Mißgeschick mußte ihnen mit den Nachteilen, die es notgedrungen im Gefolge hat, nicht minder sicher verschiedene Vorteile bringen, geeignet, ihnen Eindruck zu machen, ihnen zu gefallen und sie über den Verlust ihrer Unabhängigkeit bis zu einem gewissen Grade hinwegsehen zu lassen. Hierunter kann man die Vermehrung der materiellen Einkünfte rechnen, wie sie sich so leicht aus einer Bevölkerungs- und Gebietsvergrößerung ergibt. Eine vereinzelte Gemeinde hat wenig Hilfsquellen; zwei zusammen haben mehr. Das Fallen zu naher politischer Schranken erleichtert die Beziehungen zwischen Grenzländern; es schafft sie sogar oft. Lebensmittel und Produkte zirkulieren reichlicher und gelangen in weitere Fernen; Gewinn und Vorteil häufen sich, und der Handelsinstinkt, erstaunt, bestochen, gewonnen, verzichtet auf seine Vorurteile gegen die Konkurrenz, um sich ganz dem Reiz des Besitzes eines ausgedehnteren Marktes hinzugeben, schwört einem Extrem ab, um sich ins andere zu werfen und wird der feurigste Apostel jener allgemeinen Brüderlichkeit, welche eine etwas edlere Gesinnung, eine klarer blickende Anschauung verwirft, weil

sie lediglich die Verallgemeinerung aller Laster und das Aufkommen jeder Art von Knechtschaft bedeutet.

Aber die Besieger der Slawen in der ältesten Zeit waren nicht imstande, das System der Zusammenballung bis aufs äußerste zu treiben. Ihre Gruppen waren zu wenig beträchtlich an Zahl und mit geistigen und materiellen Mitteln zu mangelhaft versehen, um so riesige Fehler durchzuführen. Der Gedanke daran kam ihnen gar nicht einmal, und ihre Untertanen, die allerdings auch deren schlimmste Folgen auf sich genommen haben würden, konnten sich noch in verständigen Grenzen der ihrer wirtschaftlichen Arbeit gewonnenen Ausdehnung erfreuen.

Ferner war unter der Herrschaft eines Siegers, der solche Wohltaten spendete, ihr weniger freies Dasein schließlich doch besser geschützt. Während die nationale Absonderung sie stets fast ohne Verteidigung allen Angriffen von außen preisgegeben hatte, entzog sie ihre neue Verfassung unter kraftvollen Herren dieser Art von Geißeln, und zwischen den Raubdurst der Eindringlinge und die Ackerbauer, welche diese ausplündern wollten, trat fortan Bogen und Schwert eines starken, eifrigen Herrschers. So waren denn die Wenden aus sehr vielen Gründen geneigt, die politische Abhängigkeit geduldig hinzunehmen, ebenso wie sie die Mittel, ihr zu entgehen, unbeachtet gelassen und zurückgewiesen hatten. Und übrigens sorgte, wie immer, die Zeit dafür, daß die schroffen Seiten dieser Dienstbarkeit, die zu verabscheuen sie weder hochmütig noch auch nur hochgemut genug waren, gemildert wurden. In dem Maße wie ein langes Zusammenleben die unvermeidlichen Verbindungen zwischen den Fremden und ihren unterwürfigen Tributpflichtigen herbeiführte, vollzog sich auch die Annäherung der Geister. Die gegenseitigen Beziehungen verloren von ihrer ursprünglichen Härte; der Schutz wurde mehr, die Gewalt weit weniger fühlbar. Allerdings wurden die Sieger, als die Opfer dieses Spieles, allmählich zu Slawen

und gerieten, indem sie ihrerseits sanken, auch wiederum unter Fremdherrschaft, die sie weder von ihren Untertanen noch von sich selbst mehr abzuwehren vermochten. Aber dieselben Triebkräfte taten mit einer derjenigen der Pendelbewegung ganz ähnlichen Regelmäßigkeit fort und fort ihre Wirkung und führten beständig die gleichen Ergebnisse herbei: so lernten die wendischen Rassen nicht — ja, sie haben sogar, in dem mäßigen Grade arianisiert wie sie vielleicht gewesen sind, allezeit nur unvollkommen das Bedürfnis und die Kunst erlernt, eine Regierung einzurichten, die zugleich national gewesen wäre und weiter gereicht hätte, als die eines Gemeindebezirkes. Sie haben sich nie der Notwendigkeit zu entziehen vermocht, eine ihrer Rasse fremde Macht über sich zu sehen. Weit entfernt etwa in der Alten Welt eine unabhängige Rolle gespielt zu haben, haben diese Familien, die unter den weißen Gruppen Europas am ersten entarteten, sogar in historischer Zeit niemals eine ansehnliche innegehabt[1], und alles, was die scharfsinnigste Gelehrsamkeit vermag, ist, daß sie hinter der sie während so ferner Epochen regierenden Handvoll glücklicher Abenteurer ihre doch so zahlreichen, so fruchtbaren Massen gewahrt. Mit einem Wort, infolge der maßlosen Verbindungen mit den Gelben, aus denen diese ewig passive Stellung für sie erwuchs, waren sie im geistigen Sinne schlechter bedacht als die Kelten, die wenigstens, abgesehen von langen Jahrhunderten staatlicher und gesetzlicher Unabhängigkeit, einige zwar sehr kurze, aber sehr entschiedene Momente des Vorrangs und des Glanzes gehabt haben.

Die untergeordnete Stellung der Slawen in der Geschichte darf uns indessen über ihren Charakter nicht irreführen. Wenn ein Volk in die Gewalt eines anderen fällt, so machen sich die Darsteller seiner Unglücksfälle kein Gewissen daraus, es zu betonen, daß das eine tapfer sei und das andere nicht.

---

[1] Schafarik, a. a. O. Bd. I, S. 128.

Wenn eine Nation oder vielmehr eine Rasse sich ausschließlich den Arbeiten des Friedens widmet, und eine andere, räuberisch und stets in Waffen, aus dem Kriege ihr einziges Handwerk macht, so verkünden dieselben Richter kühnlich den Spruch, daß die erstere feig und verweichlicht, die zweite mannhaft sei. Es sind das leichthin gefällte Urteile, welche die Folgerungen, die man daraus zieht, ebenso unangebracht wie unrichtig erscheinen lassen.

Der Bauer aus Beauce, voller Abneigung gegen den Militärdienst und voll Liebe für seinen Pflug, ist gewiß nicht der Sproß eines Heldenstammes, aber er ist unbedingt tatsächlich tapferer als der kriegerische Araber der Jordangegend. Man wird ihn leicht dahin bringen, oder richtiger gesagt, er selbst wird sich im Bedürfnisfalle dahin bringen, Taten erstaunlicher Unerschrockenheit zur Verteidigung seines Herdes und, ist er erst einmal in ein Regiment gesteckt, seiner Fahne zu tun, während der andere nur selten bei gleichen Kräften angreifen, nur der kleineren Gefahr Trotz bieten wird; und sogar dieser kleineren Gefahr wird er sich ohne eine Regung der Scham entziehen, wobei er sich inwendig das Lieblingssprichwort des asiatischen Kriegers wiederholt: „Sich schlagen heißt nicht sich totschlagen lassen." Und doch hat dieser bedächtige Mann die Handhabung seines Gewehrs zum fast ausschließlichen Beruf. Seiner Ansicht nach ist dies das einzige für einen Mann passende Los, was ihn nicht hindert, sich seit Jahrhunderten von jedem unterjochen zu lassen, der sich die Mühe dazu geben will.

Alle Völker sind tapfer, in dem Sinne, daß sie alle gleich befähigt sind, unter einer ihren Instinkten angepaßten Leitung gewissen Gefahren zu trotzen und sich dem Tode auszusetzen. Der Mut, nach seinen Wirkungen genommen, ist nicht ein besonderer Charakterzug irgendeiner Rasse. Er existiert in allen Erdteilen, und mit Unrecht betrachtet man ihn als die Folgewirkung der Energie, mit noch größerem

verwechselt man ihn mit der Energie selbst: er unterscheidet sich wesentlich von dieser.

Nicht als ob die Energie ihn nicht auch hervorbrächte, aber in einer Form, die man sehr leicht herauserkennt. Vor allem aber hat diese Gabe durchaus nicht nur diese Weise, sich kundzutun. Demgemäß sind zwar alle Rassen tapfer, aber nicht alle energisch, und im Grunde ist letzteres nur die weiße. Nur bei ihr trifft man die Quelle jener Festigkeit des Willens an, wie die Sicherheit des Urteils sie hervorruft. Eine energische Natur will kräftig, weil sie den günstigsten oder den notwendigsten Gesichtspunkt kräftig erfaßt hat. In den Künsten des Friedens betätigt sich ihre Tapferkeit ebenso natürlich als in den Beschwerden eines kriegerischen Daseins. Wenn die weißen Rassen, was unbestreitbar ist, in einem ernsteren Sinne tapfer sind als die anderen Familien, so liegt der Grund hiervon keineswegs darin, daß sie das Dasein geringer achten, im Gegenteil; vielmehr darin, daß sie, immer gleich hartnäckig, ob sie nun von geistiger oder körperlicher Arbeit einen wertvollen Erfolg erwarten oder ob sie die Wälle einer Stadt niederwerfen wollen, vor allem im praktischen Sinne intelligent sind und ihr Ziel am klarsten ins Auge fassen. Daraus erwächst ihre Tapferkeit und nicht aus der Überreizung des Nervensystems, wie bei den Völkern, die diesen auszeichnenden Vorzug nie besessen oder ihn haben verloren gehen lassen.

Die Slawen, zu stark gemischt, waren in diesem letzteren Falle. Sie sind es noch, und vielleicht mehr als ehedem. Sie entwickelten viel kriegerische Tüchtigkeit, wenn es nötig war, aber ihre durch die finnischen Einflüsse geschwächte Intelligenz bildete sich in einem zu engen Ideenkreise aus und zeigte ihnen nicht oft und nicht klar genug die gewaltigen Notwendigkeiten, welche sich dem Leben der großen Völker aufdrängen. Wenn der Kampf unvermeidlich war, zogen sie

hinein, aber ohne Begeisterung, ohne Enthusiasmus, ohne einen anderen Wunsch als den, sich weit weniger der Gefahr als den in ihren Augen nutzlosen Mühsalen, von denen das Kriegsleben voll ist, zu entziehen. Sie ergaben sich in alles, um damit fertig zu werden, und kehrten freudig zur Feldarbeit, zum Handel, zu ihren häuslichen Geschäften zurück. Alle ihre Liebhabereien konzentrierten sich dort.

Diese derartig veranlagte Rasse besaß also ihre Unabhängigkeit nur in höchst bescheidener Weise, da diese Unabhängigkeit sich nur in Kreisen betätigte, die zu klein waren, um noch durch das Dunkel der Zeiten sichtbar zu sein; und nur auf Grund ihrer Verbindung mit ihren besser begabten Besiegern gelingt es, sie wahrzunehmen und ihre Vorzüge wie ihre Fehler zu beurteilen. Zu schwach und zu sanft, um auf lange den Zorn derer, die über sie herfielen, zu erwecken, erhielten ihr die Nachgiebigkeit, mit welcher sie sich in den durch die Eroberer begründeten neuen Staaten mit der Nebenrolle begnügte, ihr arbeitsames Wesen, das sie zu einem ebenso nützlichen Ausbeutungsobjekte machte, als sie bequem zu regieren war — alle diese harmlosen Anlagen erhielten ihr das Eigentum des Bodens, während sie ihr die Oberherrlichkeit über denselben entzogen. Die grimmigsten Angreifer wiesen sehr bald den Gedanken von sich, unnötigerweise Einöden zu schaffen, die ihnen nichts eingebracht haben würden. Nachdem sie einige tausend Gefangene auf die fernen Märkte Griechenlands, Asiens und der italischen Kolonien gesandt, kam ein Augenblick, wo die Unterwürfigkeit ihrer Besiegten ihren Grimm mürbe machte[1]. Sie hatten Mitleid mit diesem gutmütigen Arbeiter, der so wenig Widerstand entgegensetzte, und ließen ihn fortan seine Felder bebauen. Bald hatte die Fruchtbarkeit des Slawen die Lücken der Bevölkerung ausgefüllt. Der alte Bewohner

---

[1] Schafarik, a. a. O. Bd. I, S. 244.

saß fester denn je auf dem ihm belassenen Boden, und wenn sich nur seine Herrscher die Gunst der Siegesgöttin erhielten, so gewann er sogar mit ihnen an Land; denn er trieb den Gehorsam so weit, daß er zu ihren Gunsten kühn wurde, wenn man ihm eine solche Tugend gebot.

So unauflöslich mit der Scholle verbunden, von der sie nichts losreißen konnte, hatten die Slawen in Osteuropa dieselbe Aufgabe eines stummen und verborgenen, aber unwiderstehlichen Einflusses, welche in Asien die semitischen Massen erfüllten. Sie bildeten, wie letztere, den stehenden Morast, in welchem nach einigen Stunden des Triumphes alle überlegenen Rassen versanken. Unbeweglich wie der Tod, geschäftig wie er, verschlang dieser Morast in seinen schlummernden Gewässern die feurigsten und die edelsten Kräfte, ohne dadurch für sich selbst eine andere Veränderung zu erleiden, als hie und da eine verhältnismäßige Erhöhung des Grundes, um aber schließlich doch in eine um so verworrenere Gesamtverderbnis zurückzugeraten.

Dieser große Mischteil der menschlichen Familie, so fruchtbar, so geduldig angesichts des Unglücks, so hartnäckig in seiner vom Nützlichkeitsgeiste eingegebenen Liebe zum Boden, so achtsam auf alle Mittel, ihn sich materiell zu erobern, hatte sehr frühzeitig das lebendige Netz seiner tausend kleinen Gemeinden über einen ungeheuren Länderbereich ausgebreitet. Zweitausend Jahre v. Chr. bebauten wendische Stämme die Landstriche der unteren Donau und die nördlichen Gestade des Schwarzen Meeres und bedeckten außerdem, so viel man urteilen kann, im Wettbewerb mit finnischen Scharen, das gesamte Innere Polens und Rußlands. Jetzt, wo wir sie in der wahren Natur ihrer Anlagen und ihrer geschichtlichen Aufgabe erkannt haben, wollen wir sie ihren bescheidenen Arbeiten überlassen und ihre verschiedenen Bürger ins Auge fassen.

Den ersten Rang haben wir hier den Kelten einzuräumen.

In der sehr alten Epoche, wo diese Völker Taurien innehatten und die Assyrer bekriegten, und selbst noch zur Zeit des Dareios, hatten sie slawische Untertanen in diesen Gebieten[1]. Später hatten sie ebenfalls solche in den Karpaten und in Polen und wahrscheinlich auch in den von der Oder durchflossenen Gegenden. Als sie, von Gallien kommend, den großen Zug ausführten, welcher die Scharen der Tektosagen bis nach Asien brachte[2], streuten sie im gesamten Donautal und in den thrakischen und illyrischen Landen zahlreiche Adelsgruppen aus, welche an der Spitze der wendischen Völkerscharen verblieben, bis neue Eroberer kamen und sie selbst mit jenen unterwarfen[3]. Bei mehreren Gelegen-

[1] Herodot (IV, 11) bezeichnet dieses Verhältnis klar, indem er erzählt, daß in dem Augenblicke, wo die Skythen die Kimmerier angriffen, diese letzteren mit sich zu Rate gingen, was zu tun sei: die Könige waren der Ansicht, daß man Widerstand leisten müsse, das Volk wollte auswandern; die beiden Parteien wurden handgemein, und da sie gleich an Zahl waren, so war der Kampf blutig; endlich gewann das Volk, d. h. die Slawen, die Oberhand, und nachdem man die Toten bestattet hatte, flüchtete man vor den Skythen. — Diese Stelle erschließt auch den Sinn der anderen des gleichen Buches (102), wo die von Dareios angegriffenen Skythen ihre Nachbarn um Hilfe bitten. Da vereinigten sich die Könige der Taurier, der Agathyrsen, der Neuren, der Androphagen, der Melanchlaenen, der Gelonen, der Budiner und der Sauromaten. Das Wort Könige, βασιλέες, muß hier verstanden werden wie im elften Kapitel. Es bezeichnet die auswärtigen Adelsstämme, welche über die keltischen Taurier, die slawischen Agathyrsen, die finnischen Neuren, Androphagen und Melanchlaenen, die slawischen Gelonen, Budiner und Sauromaten herrschten. Von diesen letzteren ist zu bemerken, daß es satagische oder dienende Sarmaten waren, welche die untere Schicht der Bevölkerung bildeten. Diese Satager waren, wiewohl sie bereits den Namen ihrer Herren angenommen hatten, unbestreitbar wendischer Rasse. Ein König der Agathyrsen trägt einen arischen Namen: er heißt Spargapithes (IV, 78).

[2] Schafarik, Bd. I, S. 243.

[3] Den kymrischen Einfällen verdankten die Dichter der griechischen Komödie die Namen Davus und Geta, welche so oft von ihnen für die Sklaven, die in ihren Stücken eine Rolle spielten, verwandt

heiten hatten die Kymren einen siegreichen Druck auf dieses oder jenes der slawischen Völker ausgeübt und übten solchen noch um das Ende des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung aus.

Indessen müssen wir sie nur darum vor allem an erster Stelle nennen, weil das nachbarliche Verhältnis den Anlaß zu zahlreichen Einfällen im kleinen gab. Sie waren weder die mächtigsten, noch die vornehmsten, noch vielleicht sogar die ältesten unter den Herrschern, welche die Slawen so vielfach bei sich auftreten sahen. Dieser Vorrang kommt vor allem einigen sehr berühmten Völkern zu, die unter ihren verschiedenen Namen alle der arischen Rasse angehören. Sie übten einen äußerst kräftigen Einfluß in den pontischen Gebieten und darüber hinaus bis gegen den äußersten Norden. Von ihnen vor allem reden die Geschichtsbücher des genannten Landes, und auf sie hat sich hier aus noch gewichtigeren Gründen unsere Aufmerksamkeit zu richten.

Die Tatsache, daß diese Völker, trotz der Mischungen, welche nach und nach den Sturz und das Verschwinden der meisten von ihnen herbeiführten, ursprünglich dem edelsten Teile der weißen Rasse angehörten, würde bereits dazu angetan sein, ihnen das lebhafteste Interesse einzutragen; aber ein so bedeutsames Motiv wird noch verstärkt durch den Umstand, daß aus ihrer Mitte, aus ihren Massen, und zwar den reinsten und mächtigsten, die Gruppen sich loslösten, aus welchen die germanischen Völker hervorgingen. So in ihrer engen, innigen Ursprungsverwandtschaft mit dem Grundelemente der modernen Gesellschaft erkannt, erscheinen sie wichtiger für

---

worden sind. Die Träger dieser Namen gehörten von Hause aus der oberen Klasse der besiegten slawischen Völker an und hatten einen anderen Ursprung. Schafarik, Bd. I, S. 244. Dieser ist der Ansicht, daß die Verbreitung der Kelten in dieser letzteren Epoche bis zur Sau und Drau im Osten und nördlich bis zur Quelle der Weichsel und bis zum Dnjestr gegangen sei. Bd. I, S. 397.

uns und im allgemein historischen Sinne sympathischer, als selbst die Gruppen gleicher Herkunft, welche die übrigen Zivilisationen der Welt gegründet oder wiederhergestellt haben.

Die ersten dieser Völker, die in äußerst dunklen Zeiten, als bereits Gruppen von Finnen, vielleicht sogar von Kelten und Slawen, einige Gebiete Nordgriechenlands besetzt hielten, in Europa eingedrungen sind, scheinen die Illyrier und die Thraker gewesen zu sein. Diese Rassen verfielen notgedrungen den beträchtlichsten Mischungen; auch hat ihr Übergewicht am wenigsten Spuren hinterlassen. Es erscheint in der Tat nur darum angebracht, hier von ihnen zu reden, um an ihnen den annähernden Bereich der ältesten Ausbreitung der Arier mit Ausschluß der Hindu und Iranier nachzuweisen. Gegen Westen hatten damals die Illyrier und die Thraker die Täler und die Ebenen von Hellas bis zur Donau als Herren inne und hatten sich außerdem, bei ihrem Vordringen bis nach Italien, vornehmlich an den nördlichen Abhängen des Haemosgebirges fest ansässig gemacht[1].

Bald folgte ihnen ein anderer Zweig der Familie, die Geten, die sich neben ihnen, oft auch mitten unter ihnen, und endlich weit über sie hinaus, gegen Nordwesten und Norden zu niederließen[2]. Die Geten betrachteten sich als unsterblich, wie Herodot sagt. Sie glaubten, daß der Weg in die Unterwelt, weit entfernt sie zum Nichts oder zu einem Zustand des Leidens zu führen, sie in die himmlischen und glorreichen Wohnungen des Xamolxis bringe[3]. Dieses Dogma ist rein arisch.

---

[1] Schafarik, Bd. I, S. 271, glaubt Spuren ihrer Herrschaft bis nach Bessarabien zu entdecken.

[2] Plinius, Hist. nat. IV, 18, bringt ein Getenvolk hinter den Thrakern, nördlich von Haemos, unter.

[3] Herod. IV, 93. Es ist zu bemerken, daß in diesem selben Kapitel eine völlige Gleichstellung der Geten mit den Thrakern stattfindet, was als Ergänzungsargument zur Bekräftigung der arischen Herkunft dieser letzteren dienen kann. Auch die Medaillen leisten

Aber die Niederlassung der Geten in Europa ist so alt, daß es kaum möglich ist, sie im reinen Zustande auch nur zu ahnen. Die meisten ihrer Stämme, wie sie in den ältesten Geschichtsbüchern genannt werden, waren bereits durch slawische, kymrische und selbst gelbe Mischungen gründlich beeinflußt worden. Die Thyssageten oder Riesengeten, die Myrgeten oder die dem finnischen Stamme der Merjanen, die Samogeten oder die der Rasse der Suomi, wie die Finnen selbst sich nennen, verschwägerten, bildeten nach ihrem eigenen Geständnisse ebenso viele Mischstämme, welche die Strafe dafür, daß sie das edelste Blut der weißen Rasse mit der Mongolenart vermengt hatten, in der verhältnismäßigen Untergeordnetheit trugen, der sie ihren reineren Verwandten gegenüber verfallen waren. Die Jüten Skandinaviens, die Jötunen, um den Ausdruck der Edda zu gebrauchen, scheinen die nördlichsten und vom geistigen Gesichtspunkte die entartetsten aller Geten gewesen zu sein[1].

Nach Asien, nach dem Kaspischen Meere zu, wohnten noch andere Zweige desselben Volkes, welche die griechischen und römischen Geschichtsschreiber unter dem Namen der Massageten kennen[2]. Später nannte man sie Skytho-

---

uns hier Beistand. Alle diejenigen, welche den nördlich vom Haemos und westlich vom Kaspischen Meere wohnhaften Völkern angehören, zeigen Typen, die im Ausdruck wie in der Ausführung oft sehr roh sind; die meisten sind offenbar arisch, einige slawisch, keiner zeigt die geringste Spur finnischer Gesichtsbildung. Ich will unter anderen die Münzen Cotys' V. (slawischer Typus), die der Stadt Panticapaeum (arischer Typus) usw. anführen.

[1] Körperlich waren sie sehr kräftig und sehr groß geblieben, da sie den Riesen gleichgestellt werden. Schafarik, Bd. I, S. 307. Wachter, welcher die Jötunen ebenfalls für ein Mischlingsvolk hält, glaubt, daß sie einer keltisch-finnischen Mischung entsprossen seien. Ersch und Gruber, Enzyklopädie. [Galli] S. 83. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das Blut der verschiedenen Getenstämme mit der Zeit jederlei Verbindungen eingegangen ist; aber daß der ursprüngliche Grund arisch war, daran ist kein Zweifel möglich.

[2] Die Chinesen nannten sie ganz regelmäßig Ta-Yueti, die

Geten oder Indo-Geten. Die chinesischen Schriftsteller nannten sie Khu-te[1], und die Zuverlässigkeit, die vollkommene Richtigkeit dieser Übertragung wird in wunderbarer Weise durch das entscheidende Zeugnis der indischen Dichtungen gewährleistet, die sie in einer unendlich viel älteren Zeit unter der Form des Wortes Kheta bringen. Die Kheta sind ein Vratya-Volk, das sich gegen die Gesetze des Brahmanismus auflehnte, aber unbestreitbar arisch war und im Norden des Himalaja lebte[2].

Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung siedelten diejenigen der getischen Stämme, welche in Hochasien verblieben waren, an den Si-hun, dann nach Sogdiana über und hatten den Ruhm, ein von ihnen gegründetes Reich an die Stelle des baktro-mazedonischen Staates zu setzen.

---

großen Geten; ta ist die genaue Übersetzung von massa oder maha, groß. Ritter, Bd. V, T. 7, Buch 3, S. 609. Vgl. die beiden folgenden Anmerkungen.

[1] Vgl. Bd. II, S. 365.

[2] Die Chinesen nannten auch gewisse getische Völker, und zwar wahrscheinlich die zahlreichsten Gruppen, Yueti oder Yue-tschi. Die erstere dieser Formen steht Jötun sehr nahe, was anzudeuten scheint, daß dieses, wiewohl uns hauptsächlich durch die Skandinavier bekannt, doch fern in Hochasien bereits seit dem grauen Altertume in Gebrauch war. Ritter, Asien. Bd. V, T. 7, Buch 3, S. 604. Die so wichtigen Nachrichten, welche die Schriftsteller des himmlischen Reiches über die arischen Völker Hochasiens geben, gewinnen noch weiterhin ein spezielles Interesse dadurch, daß sie erst aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. stammen, was beweist, daß noch zu dieser Zeit — und folglich sehr lange nach dem Aufbruch der Völker, aus welchen die Skandinavier und sodann die Germanen hervorgegangen sind — große Massen Weißer in Westchina vorhanden waren, und daß diese Massen teilweise dieselben Namen trugen, die ihre wahrscheinlich von ihnen ganz vergessenen europäischen Verwandten einige Jahrhunderte später am Rhein und an der Donau berühmt machen sollten. So kann man sich eine Vorstellung von dem günstigen Einflusse machen, welchen die Einfälle und das heimliche Eindringen dieser Völker auf die gelben oder malaiischen Rassen Chinas übten.

Dieser Erfolg war indes geringfügig im Vergleich zu dem Glanze, welchen ihr Name im vierten und fünften Jahrhundert in Europa gewann. Eine von ihren ausgewanderten Brüdern abstammende Gruppe, der wir alsbald mitsamt ihren Ahnen wieder begegnen werden, machte sich damals von den östlichen Küsten des baltischen Meeres und aus dem Süden Skandinaviens auf, um alles in den Schatten zu stellen, was ihre Namensbrüder Großes getan haben mochten. Der gewaltige Bund der Goten trug sein strahlendes Banner durch Rußland, an die Donau, nach Italien, nach Südfrankreich und über die Gesamtfläche der spanischen Halbinsel. Daß die beiden Formen Gote und Gete ganz dieselben sind, bezeugt am besten ein in den Altertümern seines Stammes wohlbewanderter nationaler Geschichtsschreiber, Jornandes. Er trägt kein Bedenken, die Jahrbücher der gotischen Könige und Stämme Res geticae zu betiteln.

Neben den Geten erscheint in etwas älterer Zeit an der Propontis und in deren Nachbarschaft ein anderes, ebenfalls arisches Volk. Es sind die Skythen, nicht die ackerbauenden Skythen, echte Slawen[1], sondern die kriegerischen, die unbesieglichen, die Königs-Skythen, welche der Geschichtsschreiber von Halikarnaß uns als die Kriegsleute par excellence schildert. Sie sprechen nach ihm eine arische Sprache; ihr

[1] Das Wort γεωργοί, das Herodot gebraucht, bezeichnet nach allgemeinem Urteil eine Klasse von Bevölkerungen, welche kriegerischen Stämmen unterworfen waren, und folglich eine niedere Gattung, eine verschiedene, unterworfene Rasse. Es ist nicht ohne Interesse, zu bemerken, daß sie sich bei anderen arischen Völkern, z. B. den Sarmaten, wiederfand. Überall waren es Slawen, rein oder mit Überresten gemeinsam mit ihnen unterjochter Adelsgruppen gemischt. Schafarik, Bd. I, S. 184—185, 350. Ein Beispiel dieses letzteren Verhältnisses kam im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Dazien vor, wo die jazygischen Sarmaten getische Stämme, und indirekt die Slawen, welche die Grundlage von deren Gesellschaft bildeten, beherrschten. Schafarik, Bd. I, S. 250.

Kultus ist der der ältesten vedischen, hellenischen und iranischen Stämme. Sie beten den Himmel, die Erde, das Feuer und die Luft an. Das sind doch wohl die verschiedenen Kundgebungen jenes bei den ältesten weißen Gruppen vergöttlichten Naturalismus. Dazu fügen sie noch die Verehrung des mutentflammenden Genius der Schlachten; aber da sie nach dem Beispiel ihrer Väter den Anthropomorphismus verachten, so begnügen sie sich damit, die abstrakte Idee, die ihnen dabei vorschwebt, unter dem Symbole eines in die Erde gesteckten Schwertes darzustellen.

Das Gebiet der Skythen in Europa erstreckt sich in der gleichen Richtung wie das der Geten und fällt für die Kenntnis der Italiker und der Griechen mit letzterem Lande zusammen, wie ja auch in der Tat die beiden Völkergruppen ineinander übergingen[1]. Kelto-Skythen und Thrako-Skythen — das ist alles, was die ältesten Geographen von Hellas in Nordeuropa kennen, und sie haben nicht so unrecht, wie man ihnen in neuerer Zeit vorgeworfen hat. Indessen war doch ihre Bezeichnungsweise, wie wir zugeben müssen, weder klar noch präzis, und wiewohl sie ziemlich genau auf den wirklichen Stand der Dinge paßte, war dies doch ihnen unbewußt der Fall: das Unbestimmte kam ihrer Unkenntnis zugute und führte sie nicht in die Irre.

In östlicher Richtung reichten die kriegerischen Skythen ihren Brüdern, den Völkern des nördlichen Medien, die Hand, welche die Griechen mit Unrecht als ihre Stammväter betrachteten, aber mit Recht für ihre Verwandten erklärten. Ihre Sitze erstreckten sich bis in die armenischen Gebirge hinein, wo sie Sakasuna hießen. Dann gingen sie im Norden von Baktriana in die von den Chinesen

[1] Die an der Ostsee und am Finnischen Meerbusen gelegenen Länder hießen lange vor Ptolemäus Skythien. Pytheas nannte sie so, und er hatte recht, wie wir weiter unten sehen werden. Schafarik, Bd. I, S. 221.

Szu genannten Indo-Skythen über. Dort erhielten sie eine leicht veränderte und offenbar durch diesen letzteren Namen an die Hand gegebene Bezeichnung und wurden für die Römer zu Saken; dann waren sie — und damit werden die geschriebenen Überlieferungen des himmlischen Reiches wieder aufgenommen — jene Haka, welche noch in ziemlich später Zeit an den Ufern des Jenissei ansässig waren[1]. Man kann in ihnen nur die Saka des Ramayana, des Mahabharata und der Gesetze des Manu sehen: Vratya, die sich, wie die Kheta, gegen die geheiligten Vorschriften des Aryavarta auflehnten, aber, wie auch sie, unbestreitbar Verwandte der indischen Arier waren[2]. Ebenso, und ebenso anerkanntermaßen, waren sie Verwandte derer von Iran;

---

[1] Westergaard bemerkt in seinen Studien über die Keilinschriften der zweiten Klasse, daß das Wort Saka darin mit zwei k gelesen werden müsse, um den harten Gaumenlaut zu bezeichnen, und mit aspiriertem s, das die Perser nicht besaßen. Das bringt Haka dem Saka um ebensoviel näher und scheint anzudeuten, daß die arischen Stämme des Nordens einen rauheren Dialekt bewahrt hatten, der gerne den Zischlaut mit der Aspiration verwechselte (S. 32). [„Die altpersischen Inschriften nach Herrn N. L. Westergaards Mitteilungen" von Chr. Lassen, Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Bd. 6, 1845, S. 1—188. „Zur Entzifferung der Achämenidischen Keilschrift zweiter Gattung." Von L. Westergaard, ebd. S. 337—466.] Die Saka oder Haka werden auch in den chinesischen Jahrbüchern Sse genannt. Ritter, a. a. O., S. 605 ff.

[2] Was diese gemeinsame Herkunft betrifft, welche von der brahmanischen Überlieferung offen zugestanden wird, so kann ich nur die Stelle des Ramayana wiedergeben, die sie darlegt; ich bediene mich der vorzüglichen Übersetzung Gorresios: „Di nuovo ella (la vacca Sabalâ) produsse i fieri Saci, misti insieme cogli Yavani. Da questi Saci, commisti cogli Yavani, fu inondata la terra. Erano scorridori, robustissimi, condensati in frotte come fibre di loto; portavano bipenni e lunghe spade, avean armi e armadure d'oro." — Gorresio, Ramayana. T. VI, Adicanda, cap. LV, p. 150. Das ist eine Beschreibung, die mit Recht aus den Saken ganz etwas anderes macht, als eine elende Horde mongolischer Plünderer. Man vergleiche auch Manava-Dharma-Sastra, cap. X, 44.

und wenn noch irgendein Zweifel bleiben könnte, daß alle diese Reiterskythen Asiens und Europas, diese Skythen, welche die Chinesen an den Ufern des Hoang-ho und in den Einöden der Wüste Gobi umherirren sahen, welche die Armenier an mehreren Punkten ihres Landes als Herren anerkannten[1] und welche an den Gestaden der Ostsee wie in den kymrischen Gebieten[2] ganz ebenso gefürchtet waren; daß diese Skythen, sage ich, die sich in Turan[3] und in Pontus herumtrieben, diese Skoloten[4], wie sie sich selbst nannten, an den verschiedensten Punkten, wo sie sich zeigten, im Haemos sowohl wie im Bolor, ganz derselben Abstammung waren, so wäre noch das entscheidende Zeugnis der Verfasser der persischen Inschriften dafür anzuführen. Die Achämenideninschriften kennen in der Tat zwei Sakenvölker, das eine in der Um-

---

[1] Sharon Turner, Hist. of the Anglo-Saxons. T. I [p. 109 sqq.].

[2] Einer der nach Südwesten vorgeschobenen — nicht der am weitesten vorgeschobene — Posten der Arier war im 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung der der Sigynner, die, gekleidet wie die Meder und, wie es hieß, in Wagen lebend, zur Zeit Herodots sich eine medische Kolonie nannten. Sie grenzten an die Veneter des Adriatischen Meeres. [Herodot] V, 9.

[3] Spiegel, Benfey und Weber haben sich neuerdings mit der Feststellung des Begriffs des persischen Wortes توران, Zend t u i r y a, Sanskrit t û r y a, beschäftigt. Es ist in der Tat sehr interessant, genau festzustellen, ob diese Bezeichnung, die im Geiste der Hindu und der Iranier so starke Vorstellungen von Haß und Furcht wachrief, einen Begriff der Rassenverschiedenheit zwischen diesen Völkern und ihren Gegnern birgt. Es scheint, daß dem nicht so ist, t û r y a bedeutet nur F e i n d. Vgl. Spiegel, Studien über den Zend-Avesta. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. Bd. V, S. 223.

[4] *Σκόλοτοι*, Herod. IV, 6. Dieses Wort scheint aus S a k a und L o t, oder einer diesem Ausdruck verwandten Sanskritwurzel gebildet zu sein, die bedeutet: a u ß e r s i c h, a u f g e r e g t, r a s e n d s e i n; die S a k a l o t a wären dann die S a k e n m i t d e m b e g e i s t e r t e n, v e r w e g e n e n, g r e n z e n l o s e n M u t e gewesen, ähnlich den skandinavischen Berserkern.

gegend des Jaxartes, das andere in der Nachbarschaft der Thraker[1].

---

[1] Westergaard und Lassen, a. a. O., S. 94—95. Herodot, Plinius und Strabo sprechen sich im gleichen Sinne aus. Letzterer ist noch entschiedener, indem er die Saken völlig mit den Massageten und den Dahern zusammenwirft: *Οἱ μὲν δὴ πλείους τῶν Σκυθῶν ἀπὸ τῆς Κασπίας θαλάττης ἀρξάμενοι Δάαι προσαγορεύονται, τοὺς δὲ προσηῴους τούτων μᾶλλον Μασσαγέτας καὶ Σάκας ὀνομάζουσι. τοὺς δ' ἄλλους κοινῶς μὲν Σκύθας ὀνομάζουσιν, ἰδίᾳ δ' ὡς ἑκάστους.* [XI, 8]. So steht es für Strabo fest, daß an den Ufern des Kaspischen Meeres die Daher und die Skythen ein und dasselbe Volk sind; daß östlich von diesen Gebieten die Massageten und die Saken in demselben Identitätsverhältnisse stehen, und daß ferner der Name Skythe für die eine wie für die andere dieser Gruppen paßt. Ich habe lange Bedenken getragen, die Skythen, die Skoloten, wie sich's doch gehört, den arischen, und nicht den mongolischen Gruppen einzuordnen, wiewohl ich dabei das imponierende Gewicht von Männern wie Ritter und Alexander v. Humboldt auf meiner Seite hatte. Es widerstrebte mir, ohne daß die Notwendigkeit dafür erwiesen wäre, gegen eine in hoher Achtung stehende Ansicht aufzutreten, und im ersten Bande dieses Werkes habe ich mich sogar im althergebrachten Sinne ausgesprochen; aber die unbestreitbare Wahrheit mußte ich anerkennen und begreifen, daß eine zu übertriebene Rücksicht mich in zu schwere Irrtümer und Unsinnigkeiten stürzen würde. So habe ich mich denn gefügt. Da ich bereits mehrere der Gründe angeführt habe, auf die ich meine Ansicht stütze, so will ich mich, um ihre Kraft recht zur Geltung zu bringen, vor allem darauf beschränken, die Frage kurz zusammenzufassen. Fast einstimmig erklärt die neuere Wissenschaft die Skythen-Skoloten für Finnen. Sie hat hierfür drei Gründe: erstlich, daß Hippokrates sie als solche beschreibe, sodann, daß die Griechen ganz Nordeuropa Skythien nannten und zwischen den Bevölkerungen dieses Landes keinerlei Unterschied machten; endlich daß sie, nachdem sie einmal gesprochen, ihr Verdikt nicht wieder umstoßen will. Ich lasse den dritten Grund respektvollst beiseite und will mich nur mit den beiden ersten befassen. Wohl ist es wahr, daß Hippokrates Bewohner der Ufer der Propontis als mit den leiblichen Merkmalen der finnischen Rasse behaftet beschreibt, und er erklärt diese für Skythen. Aber aus der Art, wie er diesen Namen anwendet, geht ganz unzweideutig hervor, daß er darunter nur Leute versteht, die unter vielen anderen, ihnen nicht gleichenden, in Skythien ansässig waren. Daß nun zur Zeit des Hippokrates, das heißt zweihundert Jahre nach Herodot, gelbe Stämme bis in die Nähe der Propontis hinabgekommen sein könnten, dort mit

Dieser alte Name der Saken hat sich nicht weniger lange erhalten, ja er hat noch mehr Länder durchlaufen, als der der Kheta. Zur Zeit der germanischen Wanderungen

---

vielen anderen Rassen durcheinander gewohnt und von den Griechen den Namen Skythen erhalten hätten, das erscheint nur ganz natürlich und zulässig. Daraus folgt aber noch nicht mit Notwendigkeit, daß diese selben Leute schon zu einer früheren Zeit im Lande waren. Herodot redet viel von den Skythen, er hatte sie aufgesucht, mit ihnen verkehrt, er kannte ihre Geschichte; nirgends bezeugt er, daß sie den geringsten Zug der finnischen Art gehabt haben; ganz im Gegenteil, wo er diese Art beschreibt, bei Gelegenheit des Berichtes über die Sitten der Argippäer, gesteht er, daß er diese kahlen Menschen mit der Plattnase und dem langen Kinn nicht selbst gesehen habe, und daß er alles, was er von ihnen berichtet, nur aus Nachrichten der Kaufleute und Reisenden wisse. Und nicht nur gibt er, ein so sorgfältiger und aufmerksamer Beobachter, mit keinem Worte eine Andeutung, daß die Skythen den geringsten von der Gesichtsbildung der Griechen oder Thraker abweichenden Zug besessen hätten; sondern auch kein Schriftsteller Athens, dieser Stadt Athen, wo die Polizeiwache zum Teil aus skythischen Kriegern gebildet war, hat jemals im mindesten auf eine Eigentümlichkeit angespielt, die doch wenigstens dem Aristophanes, welcher in einem seiner Stücke einen sehr plumpen Skythen auftreten läßt, den Stoff zu einem Spaß hätte liefern können. Und damit noch nicht genug: Herodot legt da, wo er von Skythien redet, Verwahrung gegen den Gebrauch seiner Landsleute ein, es als einheitlich und von einer einzigen Rasse bewohnt zu betrachten; er erklärt im Gegenteil, daß die Zahl der Skoloten daselbst verhältnismäßig sehr gering sei und nennt neben ihnen eine große Zahl Völker, die ihnen in nichts verwandt sind. (IV, 20, 21, 22, 23, 46, 57, 99.) Er betrachtet sie als das herrschende und außerdem als das intelligenteste Volk der pontischen Lande (IV, 46). Er schreibt ihnen eine medische Sprache zu, und in der Tat, nach allen Worten und Namen, die er anführt, sprachen die Skythen unbestreitbar eine arische Mundart; kurz man kann keinen Zweifel mehr länger hegen, daß für ihn die Skoloten die Saken der Hindu und der Iranier sind. Dies ist viel später noch die Ansicht Strabos. In Zukunft wird es unvermeidlich sein, sich ihr anzuschließen und im vorliegenden Falle, wie in vielen anderen, anzuerkennen, daß das ein schlechtes Verfahren ist, das in einem Lande immer nur eine einzige Rasse sehen will und dieser Rasse den besten Typus zuschreibt, trotz des Einspruchs der besser Unterrichteten; und wir müssen in der uns hier beschäftigenden Frage dem neuesten Historiker Norwegens, Munch, recht geben, welcher in

wurde er für das Edelland par excellence, Skanzia, Skandinavien, die Insel oder Halbinsel der Saken, gebraucht. Endlich ist eine letzte Umbildung, die in diesem Augenblick den Stolz Amerikas ausmacht, nachdem sie in Norddeutschland und auf den britannischen Inseln ihren Glanz entfaltet, die des Namens der Saxna, Sachsen, Saxons, echter Sakasuna, Söhne der Saken der letzten Zeiten[1].

---

der ausgezeichneten Einleitung seiner Berichte die pontischen Lande vor dem 10. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung unaufhörlich von Völkern arischer Reiter durchzogen und beherrscht zeigt, die einander folgten und die slawischen, finnischen und Mischlingsvölker unter ihrem Anhauche bogen, wie der Ostwind die Ähren unter dem seinigen beugt. (Munch, Det norske folks historie. Deutsche Übersetzung, S. 13.) An letzter Stelle endlich müssen wir auch den Medaillen der skythischen Könige Glauben schenken, die auf ihren Bildern nie den Schatten eines mongolischen Zuges tragen, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man einen Blick auf die Münzen Leukos' I., Phaskuporis' I., Gegaepires', Rhoemetalkes', Rheskuporis' und anderer wirft. Alle diese Medaillen zeigen ganz augenscheinlich die arische Gesichtsbildung und liefern so einen sinnfälligen Beweis, gegen den keine Widerrede möglich ist. — Man vergleiche auch die ganze Reihe der aus den griechischen, römischen und chinesischen Schriftstellern geschöpften, auf Tatsachen und geschichtliche Zeugnisse gestützten Beweise bei Ritter, Erdkunde. Asien, T. I, Buch 6; Westasien, Bd. V, S. 583—716. Ich habe dieser wunderbar reichen Sammlung von Forschungen zahlreiche Einzelheiten entnommen.

[1] Gewöhnlich führt man den Namen Saxon auf das Wort sax oder seax, Messer, zurück. Diese Ableitung paßt um so weniger, als die Sachsen sich durch die Größe ihrer Schwerter auszeichneten und sich im übrigen mit Vorliebe der Streitäxte bedienten. — „Securibus gladiisque longis“, sagt Heinrich von Huntingdon. — Kemble bringt eine Stelle aus einer alten Urkunde, welche ebenfalls jene Ansicht hinfällig macht: „Incipit linea Saxonum et Anglorum descendens ab Adamo linealiter usque ad Sceafum de quo Saxones vocabantur.“ Müllenhoff scheint mir in seiner Kritik dieses Textes (Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. VII, S. 415) keineswegs im Rechte. Sceaf ist nach der Anschauung der germanischen Sage eine so alte Persönlichkeit, daß er an die Spitze der Ahnen Odins gestellt wird. Die christlichen

Die Saka und die Kheta bilden tatsächlich eine und dieselbe Kette urarischer Völker. Welches auch immer die Art und der Grad der Rassenverschlechterung gewesen sein mag, die ihre Stämme erlitten haben, es sind zwei große Zweige der Familie, die, weniger glücklich als diejenigen Indiens und Irans, bei der Verteilung der Welt nur Gebiete fanden, welche im Vergleich zu dem, was ihren Brüdern zugefallen, bereits stark besetzt und vor allem von weit geringerer Schönheit waren. Lange Zeit gehindert, ihrem durch die Finnen des Nordens, durch ihre eigenen Spaltungen und durch die Gegnerschaft ihrer begünstigteren Verwandten unsicher gemachten Dasein einen festen Halt zu geben, gingen die meisten dieser Völker unter, ohne etwas anderes haben gründen zu können als Eintagsreiche, die bald durch übermächtige Nachbarn unter ihre Botmäßigkeit gebracht, aufgesaugt oder gestürzt wurden[1]. Alles, was man in jenen ungeheuren, unbegrenzten Gebieten Turans und der um den Pontus gelegenen Ebenen, des europäischen Turan — ihren Durchzugsstätten und unvermeidlichen Rastorten —, von

---

Skandinavier haben dieser Vorstellung dadurch Ausdruck gegeben, daß sie ihn in der Arche Noah geboren werden lassen. Müllenhoff selbst betrachtet die Abenteuer, welche dieser Gestalt zugeschrieben werden, als eine sagenhafte Darstellung für die Ankunft der Roxolanen in Schweden von der See her. (A. a. O., S. 413.)

[1] Man zählt indessen in diesen Staaten, die oft auf einen sehr schwachen Umfang beschränkt waren, zahlreiche Städte. Wir bemerken daselbst das Vorkommen von Königsfamilien, die wegen ihres Alters hoch geehrt waren, einen entwickelten Ackerbau und vor allem die Kultur berühmter Weinberge; die Zucht prächtiger Pferde, einen großen Ruf in kriegerischer Tapferkeit, eine Geschicklichkeit für den Handel, von welcher die chinesischen Geschichtsschreiber, die hierüber ein vortreffliches Urteil haben, viel Gutes zu sagen wissen, und was noch ehrenvoller ist, eine nationale Literatur und ein oder mehrere eigene Alphabete. Ritter, a. a. O., an mehreren Stellen. Ich will noch daran erinnern, daß die unterscheidenden Züge in der Leibesbildung aller dieser Völker für die chinesischen Schriftsteller blaue Augen, blonder, dichter Bart und Haarwuchs und vorspringende Nase sind.

ihrem Dasein bemerkt, verrät ebensoviel Unglück als Mut, eine feurige Unerschrockenheit, die ritterlichste Leidenschaft für die Abenteuer und mehr ideale Größe als dauerhafte Erfolge. Um hier von denjenigen dieser Völker abzusehen, denen es, aber weit später, gelang, unseren Kontinent zu beherrschen, so waren noch die Parther einer der glücklichsten unter den arischen Stämmen des Westens[1].

Es läßt sich nicht nur durch die Tatsachen beweisen, daß die Kheta, die Saken und die Arier, in ihrer Gesamtheit genommen und in ihren Anfängen, durchaus eins sind. Die drei Namen, jeder für sich untersucht, liefern das gleiche Ergebnis; sie haben alle drei den gleichen Sinn; sie sind durchaus Synonyma: sie bedeuten allesamt die Ehrenmänner und lassen, als für dieselben Objekte passend, klar erkennen, daß die gleiche Idee unter ihrem verschiedenen Äußeren ruht[2].

---

[1] Die Medaillen der barbarischen Sakenkönige, welche das baktrisch-mazedonische Reich stürzten, gestatten ebensowenig einen Zweifel daran, daß die Eroberer eine arische Sprache sprachen, einen arischen Gottesdienst besaßen, kurzum, daß ihre Züge durchaus die der weißen Familie waren, ohne irgend etwas, das an den mongolischen Typus erinnerte. — Benfey, Bemerkungen über die Götternamen auf indo-skythischen Münzen. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Bd. VIII, S. 450 ff.

[2] Ich habe bereits anderwärts von der regelmäßigen Verwandlung des r in s in den arischen Sprachen und von der Ursache dieses Gesetzes gesprochen. Ich will hier nur einige Beispiele anführen, wie sie mein Thema mit sich bringt, um zu beweisen, daß es überall gleichmäßig zur Anwendung kommt. In den Achaemenideninschriften der zweiten Klasse kann das Wort asa, wie Westergaard bemerkt, auch arsa gelesen werden; ebenso Parsa oder Pasa. Der gelehrte Indologe fügt (S. 87, 115 [?]) hinzu, daß das Medische vor einem Konsonanten kein r duldete, sondern es unterdrückte. Man erinnert sich hier unwillkürlich der erweiterten Form, in welcher Ammianus Marcellinus und Jornandes den Namen der skandinavischen Götter in ihre Sprache übertrugen: statt ases sagen sie anses oder anseis. (Es ist übrigens bekannt, wie häufig die Veränderung des r in n ist.) Diese Form war als ansi den Chinesen bekannt, welche ohne Unterschied asi und ansi

Dies festgestellt, verfolgen wir nun die höchstberufenen Stämme dieser Masse von Herren, welche die Vorsehung allmählich unter die Völker der Alten Welt, und zuerst unter die Slawen, führte, in den aufsteigenden Phasen ihrer Geschichte.

Es befand sich unter ihnen ein besonderer, weit ausgebreiteter Zweig von Völkern, die wenigstens in dem Augenblick, wo sie in Europa anlangten, von sehr reiner Beschaffenheit waren. Dieser wichtige Umstand wird durch die Urkunden verbürgt; ich rede von den Sarmaten. Sie stammten nach der Angabe der pontischen Griechen von einer Verbindung zwischen den Saken und den Amazonen oder den Müttern der Asen oder Arier[1]. Wie alle anderen Völker ihrer Familie, erkennen sich die Sarmaten in den entferntesten Ländern gegenseitig als Brüder an. Mehrere ihrer Stämme wohnten nördlich von Paropamisos, während andere, den Geographen des himmlischen Reiches unter den Namen Suth, Suthle, Alanna und Yan-thsai bekannte, im zweiten Jahrhundert v. Chr. gewisse östliche Gebiete der Kaspischen Länder besetzten[2]. Die Iranier maßen

---

sagen. Ritter, a. a. O., an mehreren Stellen. Bei den Doriern existierte dasselbe bewegliche Verhältnis zwischen s und r. Wir lesen in dem Dekret der Spartaner gegen Timotheos: *Τιμόθεορ ὁ Μιλήσιορ* anstatt *Τιμόθεος ὁ Μιλήσιος* usw. Bei den Lateinern läßt sich das gleiche, aber in umgekehrter Richtung, beobachten: so genus, generis, majosibus, majoribus, plurima, plusima, Papisius, Papirius, arbos, arbor. Man findet Spuren hiervon auch in einem französischen Dialekt, nämlich in dem von Poitou, wo man sagt: il ertait statt il estait, und in den Romanen des zwölften Jahrhunderts. So sind also Arya und Asa dasselbe. Asien, Asia ist das Land der Arier. Sak oder hak bedeutet ehren. Westergaard und Lassen, S. 5. Ket, خت, bezeichnet im heutigen Persisch ehrenhaft.

[1] Das Wort Mutter heißt im Sanskrit âmaba. Es handelt sich hier um eine kürzere dialektische Form.

[2] Vgl. Bd. II, S. 367.

sich des öfteren mit diesen Kriegerschwärmen, und die überaus große Furcht, die sie vor ihrer martialischen Hartnäckigkeit empfanden, hatte sich in den baktrischen und sogdischen Überlieferungen fortgepflanzt. Von da hat sie Firdusi in sein Gedicht hinübergenommen[1].

Diese kraftvollen Völkerschaften, die in Europa zuerst eintausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, nicht früher[2],

---

[1] Die drei Söhne Feriduns sind Iredj, Tur und Khawer. Es sind die Personifikationen der drei weißen Zweige des Perserreiches, des eigentlichen Iran, sodann Innerasiens, endlich der abendländischen Gegenden. Die Verwandtschaft dieser drei Gruppen wird so ausdrücklich anerkannt. Man wird unfehlbar in der Form Khawer eine ganz natürliche Umgestaltung des alten Wortes Javana wiederfinden. Es ist dies ein weiteres Zeugnis für das Alter der Nachrichten, deren sich Firdusi bedient hat. Vgl. Bd. II, S. 235, Anmerkung. Schafarik, Slawische Altertümer. Bd. I, S. 350 bis 351.

[2] Herodot führt drei Überlieferungen über die Herkunft der Skythen und eine über die der Sarmaten an. Die erste betrachtete die Skythen als Autochthonen, erklärte sie für die letztgeborenen aller Völker der Erde und gab ihnen ein Alter von ungefähr fünfzehnhundert Jahren v. Chr. (IV, 5). Die zweite, von den pontischen Griechen mitgeteilte, läßt sie von Herakles und einer Nymphe des Landes abstammen und weist ihnen nur dreizehnhundert und einige Jahre vor unserer Zeitrechnung zu (IV, 8). Die dritte, dem Aristeas von Prokonnesos zu verdankende, der sie von seinen Reisen in Zentralasien mitgebracht hatte, hat nichts Sagenhaftes, sondern läßt einfach die Skythen aus dem Osten kommen, von wo sie durch die Issedonen vertrieben worden waren, die ihrerseits wieder vor den Arimaspen flohen. Es würde durchaus nicht schwer sein, den Punkt der Übereinstimmung für diese dreifache Betrachtungsweise einer und derselben Tatsache aufzudecken. Was die Entstehung der von den Skythen und Amazonen abstammenden sarmatischen Völker anbetrifft, so habe ich sie bereits angedeutet. Sie sprachen einen arischen Dialekt, verschieden von dem der Skoloten (Herod. IV, 117). — Plinius, Pomponius Mela und Ammianus Marcellinus machen die Sarmaten weit jünger als ich hier mit Herodot glaube annehmen zu dürfen. Sie vermuten, daß die ersten Gruppen ihrer Stämme von den Skythen bei der Rückkehr dieser letzteren von ihrem Zuge nach Asien um das Ende des siebenten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung am Don ansässig gemacht worden seien.

anlangten, hatten den Boden des Abendlandes mit ganz ähnlichen Sitten, wie die der Saken, ihrer Vettern und Hauptwidersacher, betreten. Gekleidet in die Heldentracht der Kämpfer des Schah-nameh, glichen ihre Krieger bereits ziemlich genau jenen Paladinen des germanischen Mittelalters, deren ferne Ahnen sie waren. Einen Metallhelm auf der Stirn, am Leibe einen Schuppenpanzer aus Kupfer- oder Hornplatten, die sich wie zu einer Drachenhaut fügten, das Schwert an der Seite, Bogen und Köcher auf dem Rücken, in der Hand eine unmäßig lange und schwere Lanze[1], so zogen sie durch die Einöden auf Rossen mit schweren Decken, ungeheure, mit einem breiten Dache überdeckte Wagen geleitend und bewachend. In diesen gewaltigen

---

Im Grunde haben derartige Fragen wenig praktischen Wert, erstens weil die Sarmaten nur eine einfache Abart der Saken sind, und zweitens weil ihre von Osten in der Richtung nach Turan kommenden Völker einander in sehr nahe zusammenliegenden Zeiträumen folgten, und kein Grund dafür vorliegt, einen mit Ausschluß der anderen auszuwählen, um den Tabellenschreibern einen Dienst zu erweisen.

[1] Diese Einzelangaben über Tracht und Bewaffnung finden sich in den griechischen und römischen Schriftstellern, welche eingehender von den Sarmaten gesprochen haben. Was die allgemeine Ausrüstung der übrigen Völker derselben Familie betrifft, so haben wir weiter oben gesehen, daß das Ramayana den Saken goldene Rüstungen, schwere Streitäxte und lange Schwerter zuschrieb. Herodot zeigt uns in vollkommener Übereinstimmung mit diesem Buche die Massageten mit Wehrgehängen, Panzern und goldgeschmückten Helmen; sie verwenden Kupfer zum Schmieden ihrer Lanzenspitzen, Wurfspieße und Pfeile. (Herod. I, 215.) Die persischen Arier im Zuge des Xerxes hatten eiserne Schuppenpanzer. (Ebd. VII, 61.) Diese Sitte, sagt der Geschichtsschreiber, war den Medern entlehnt. (VII, 62.) Die arischen Kissier hatten sie ebenfalls, wie auch die arischen Hyrkanier. (Ebd.) Ebenso war es mit den Parthern, den Chorasmiern, den Sogdern, den Gandariern, den Dadikern und den Baktriern. (Ebd. 64 und 66.) Es ist also gar kein Zweifel daran möglich, daß die ganz aus Metall gefertigten schuppenförmigen Rüstungen ganz allgemein bei allen von den Hindu mit dem Namen Saka (Çaka) bezeichneten Völkern im Gebrauche waren.

Fuhrwerken waren ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Greise und ihre Schätze eingeschlossen. Riesige Ochsen zogen sie schwerfällig dahin, so daß ihre festen Holzräder in dem Sande oder dem niedrigen Grase der Steppen wackelten und knarrten. Diese rollenden Häuser waren die Ebenbilder derjenigen, welche das dunkelste Altertum die Familien der ersten Arier dem Pendschab, dem üppigen Lande der fünf Ströme, hatte zufahren sehen. Es waren ferner die Ebenbilder jener Wanderbauten, aus denen später die Germanen ihre Lager bildeten; es war die echte Arche in schmuckloser Form, die den noch ungeborenen Zivilisationen den Funken des Lebens und den entnervten die Verjüngung brachte, und wenn die Neuzeit noch irgendein Bild aufweisen kann, das die Erinnerung daran zu wecken geeignet wäre, so ist es sicherlich der mächtige Karren der amerikanischen Auswanderer, jenes ungeheure Fuhrwerk, allbekannt im Westen der Neuen Welt, wohin es unaufhörlich die kühnen angelsächsischen Ansiedler und die furchtlosen Amazonen, die Gefährtinnen ihrer Mühen und ihrer Siege über die Barbarei der Wüste, bis über das Felsengebirge hinausträgt.

Der Gebrauch dieser Wagen hat eine entscheidende Bedeutung in der Geschichte. Er begründet einen radikalen Unterschied zwischen den Völkern, die ihn angenommen und denen, die ihm das Zelt vorgezogen haben. Die ersteren sind Reisevölker; sie widerstreben einem vollkommenen Wechsel des Horizontes und des Klimas nicht; aber nur die anderen verdienen die Bezeichnung Nomaden. Sie verlassen nur schwer einen ziemlich begrenzten Umkreis des Bodens. Nomade sein, heißt die einzige Art Wohnung ersinnen, die ihrer Natur nach ewig beweglich und das schlagendste Sinnbild der Unbeständigkeit ist. Wohl kann der Wagen nie eine bleibende Wohnstätte sein. Aber die Arier, die sich seiner bedienten und während einer mehr oder minder langen Zeit, ja, wohl gar für immer, sich kein anderes Obdach zu schaffen ver-

mochten, besaßen und wollten doch keine Zelte. Warum? Weil sie reisten, nicht um den Ort zu wechseln, sondern vielmehr um ein Vaterland, eine feste Heimat, ein Haus zu finden. Solange sie durch widrige oder besonders aufregende Ereignisse vorwärts getrieben wurden, glückte es ihnen nicht, sich irgendeines Landes so zu bemächtigen, daß sie dort endgültig hätten bauen können. Sobald es aber möglich geworden, diese Aufgabe zu lösen, ist die Rollwohnung an den Boden festgewachsen und hat sich nicht mehr von der Stelle gerührt. Die in den meisten europäischen Ländern, welche arische Ansiedlungen besessen haben, noch übliche Wohnweise liefert den Beweis dafür: das Haus jener Völker ist nichts anderes als ein stehengebliebener Wagen. Die Räder sind durch einen steinernen Grund ersetzt worden, auf welchem sich das hölzerne Gebäude erhebt. Das Dach ist massig, vorspringend; es verdeckt die Wohnung vollkommen, zu der man nur auf einer engen, ganz leiterartigen Außentreppe gelangt. Das ist doch bis auf sehr geringe Abweichungen der alte arische Wagen. Das schweizerische Châlet, die Hütte des russischen Muschik, die Wohnung des norwegischen Bauern sind allesamt das herumziehende Haus des Saken, Geten und Sarmaten, dem die Verhältnisse endlich erlaubt haben, die Ochsen auszuschirren und die Räder abzunehmen[1]. Dahin zu gelangen, war der beständige Instinkt, wenn nicht der ausgesprochene Wunsch der Krieger, welche diese, durch die Heldenerinnerungen, die sie wachruft, ehrwürdige Wohnung an so viele Stätten und so weithin mit sich geführt haben. Trotz ihrer vielfachen, manchmal

[1] Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Wien 1851, S. 327. A. v. Haxthausen macht in seinem vortrefflichen Werke über Rußland (Bd. I, S. 19) eine Bemerkung, die auf dasselbe hinausläuft: „Was Zierat, Schnitzwerk, Galerien, Treppen, von außen angelegt, betrifft“ (nämlich bei den Bauernhäusern in der Umgebung von Moskau), „so ist eine Ähnlichkeit mit den Alpen-, namentlich Schweizer Bauernhäusern, unverkennbar.“

Jahrhunderte langen Wanderungen haben diese Menschen sich nie dazu verstanden, das für immer bewegliche Obdach des Zeltes anzunehmen; sie haben es den Völkerschaften niederer Rasse oder Bildungsart überlassen.

Die Sarmaten[1], die zuletzt, im zehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, angekommenen und folglich reinsten Arier, säumten nicht, den einstigen Besiegern der Slawen in den unausbleiblich eintretenden Kämpfen die überlegene Kraft ihres Armes und Geistes fühlbar zu machen. Bald schufen sie sich eine gewaltige Stellung. Sie herrschten vom Kaspischen bis zum Schwarzen Meere und begannen die Ebenen des Nordens zu bedrohen[2]. Lange Zeit indessen blieben die nördlichen Abhänge des Kaukasus ihr Stützpunkt. In den Engpässen dieser großen Gebirgskette suchten mehrere Jahrhunderte später, als sie die ausschließliche Herrschaft über die pontischen Länder verloren hatten, diejenigen ihrer Stämme, die nicht ausgewandert waren, eine Zuflucht unter einigen verwandten Völkerschaften, welche sich in älterer Zeit in diesen Schluchten niedergelassen hatten[3]. Sie verdankten

---

[1] Dieser Name ist aus den beiden Wurzeln sâr und mat gebildet, die bedeuten: Zerstörer der Völker. Die eine, sâr, ist medisch. Westergaard, S. 81 [?]. Die andere, mat, entspricht dem Sanskritwort für zerreißen. Ich glaube es bereits gesagt zu haben, wiederhole es aber noch einmal, daß es nicht darauf ankommt, für turanische Worte eine unmittelbare Quelle im Sanskrit aufzufinden, sondern nur mundartliche Ähnlichkeiten, welche durch die wenig übereinstimmende Form der Worte doch den Sinn einigermaßen erkennen lassen können. Das Wort sâr, Einwohner, ist dasselbe, welches im Namen der Hauptstadt Lydiens, Σάρδεις, erscheint: von sâr und dhâ, Sarda, der Ort, wo man Einwohner unterbringt, die Kolonie.

[2] Schafarik, Slawische Altertümer. Bd. I, S. 120—121, 141.

[3] Die Osseten des Kaukasus, in den alten russischen Jahrbüchern Jasi oder Osi, von Plan-Carpin im 13. Jahrhundert Alains und Asses genannt, legen sich selbst die Bezeichnung Iron, und ihrem Lande die Ironistan bei. Dies ist ein neues Beispiel der Verwandlung von r in s. Schafarik, Slawische Altertümer. Bd. I, S. 141, 355.

diesem für die Aufrechterhaltung ihrer Rassenreinheit günstigen Umstande die Ehre, deren sie sich heutzutage erfreuen, von der anatomischen Wissenschaft als Vertreter des vollkommensten Typus der weißen Rasse gewählt worden zu sein. Die gegenwärtige Bevölkerung jener Gebirge ist fort und fort berühmt wegen ihrer körperlichen Schönheit, wegen ihres kriegerischen Geistes, wegen jener unbezähmbaren Energie, welche die verfeinertsten und die verweichlichtsten Völker an ihren Kampfgeschicken teilnehmen läßt, und wegen eines noch zäheren Widerstandes gegen jenen Odem der Entartung, der, ohne sie selbst berühren zu können, rings um sie her die semitischen, tartarischen und slawischen Massen erfaßt. Weit entfernt auszuarten, haben sie vielmehr in dem Maße, als ihr Blut sich mit dem der Osmanli und der Perser gemischt hat, zur Neubelebung dieser Rassen beigetragen. Auch dürfen wir die hervorragenden Männer, die sie dem türkischen Reiche geliefert haben, sowie die mächtige, romantische Herrschaft der cirkassischen Beys in Ägypten nicht vergessen.

Es würde hier unangebracht sein, die unzähligen Bewegungen der sarmatischen Gruppen nach Westeuropa zu im einzelnen verfolgen zu wollen. Einige dieser Wanderzüge, wie der der Limiganten, führten dahin, daß Polen keltischen Adelsgruppen streitig gemacht und auf deren Unterwerfung hin Staaten gegründet wurden, welche Versovia, das heutige Warschau, unter ihre Hauptstädte zählten. Andere, die Jazygen, eroberten Ostpannonien, trotz der Gegenanstrengungen der einstigen Sieger thrakischer oder kymrischer Rasse, die dort bereits die slawischen Massen beherrschten. Diese und viele andere Einfälle haben nur für die Spezialgeschichten Interesse[1]. Sie wurden nicht in hinreichend großem Maß-

[1] Schafarik erkennt einige schwache Überreste eines Stammes jazygischer Sarmaten in der heutzutage dünngesäten Bevölkerung auf dem linken Ufer der Pielassa. Sie sind von sehr brauner Gesichtsfarbe, kleiden sich schwarz und behalten Gebräuche bei, die von

stabe noch mit genügender Macht ausgeführt, um den Kräftewert der unterjochten Gruppen dauernd zu beeinflussen. Nicht ebenso aber ist es mit der Bewegung, welche eine gewaltige Vereinigung von Stämmen der gleichen Familie, die dem großen Zweige der Alanen, Alani (vielleicht in noch älterer Zeit Arani oder Arier) entsprossen waren und als Bundesnamen den der Roxolanen trugen[1], um das siebente oder achte Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung nach den Quellen der Dwina zu, in die von Wolga und Dnjepr durchströmten Länder, mit einem Wort nach Zentralrußland unternahm[2].

Diese durch hervorragende Veränderungen in den Rassen- und Ortsverhältnissen einer großen Anzahl asiatischer und europäischer Völker gekennzeichnete Epoche bedeutet auch für die Arier des Nordens einen neuen Ausgangspunkt und folglich einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte ihrer Wanderungen.

Es waren kaum zwei- bis dreihundert Jahre seit ihrer Ankunft in Europa vergangen, und diese Periode war ganz und gar durch die heftigen Nachwirkungen des Widerstreites ausgefüllt worden, der sie mit den angrenzenden Völkern in feindliche Berührung brachte. Ihren nationalen Hassesempfindungen ohne Einschränkung überlassen, einzig durch

---

denen der Rassen ihrer Umgebung verschieden sind. Sie sprechen weißrussisch, aber mit einem litauischen Akzent. Sie werden von den Ortsansässigen Jatwjeser oder Jodwezaj genannt. Es ist eine gänzlich verfallene Mischlingsbildung. Schafarik, Slawische Altertümer. Bd. I, S. 348.

[1] Munch, Det norske folks historie, S. 63 (Deutsche Ausg.), sucht höchst mühsam die Herleitung dieses Wortes festzustellen. Die Slawen sollen, wie sie die Deutschen Njemzi, die Stummen, nennen, weil man nicht verstehe, was sie sagen, so auch den Sarmaten, weil sie über deren Sprache besser belehrt seien, den Namen Ruotslaine, Rootslaine, von der Wurzel rot (das Volk der Redenden) gegeben haben.

[2] Munch, S. 14, 52—53.

die Sorge um Angriff und Verteidigung in Anspruch genommen, hatten sie freilich nicht die Zeit gehabt, ihre sozialen Zustände zu vervollkommnen; aber dieser Übelstand war für die Zukunft durch ihre Absonderung als Rasse — ein sicheres Unterpfand ihrer Reinheit —, die die Folge davon gewesen war, reichlich wieder ausgeglichen worden. Jetzt sahen sie sich gezwungen, einen neuen Aufenthaltsort aufzusuchen, und zwar wurde ihnen dieser mit Ausschluß jedes anderen durch gebieterische Notwendigkeiten angewiesen.

Die Bewegung, die sie vorwärtstrieb, kam von Südosten. Sie war veranlaßt durch Stammesbrüder, die offenbar unwiderstehlich waren, da ihnen kein Widerstand geleistet wurde. Es war also nicht möglich, daß die sarmatisch-roxolanischen Arier ihren Weg gegen diese Richtung nahmen. Ebensowenig konnten sie unbegrenzt nach Westen vorrücken, weil die Saken, die Geten, die Thraker und die Kymren dort allzu stark und vor allem allzu zahlreich geblieben waren. Das hätte geheißen, einer Reihe von Schwierigkeiten und unentwirrbaren Verlegenheiten Trotz bieten. Hätten sie sich für den Nordosten entscheiden wollen, so war das nicht minder mißlich. Außer den finnischen Haufen, die diese Gegend unsicher machten, mußten auch noch beträchtliche arische Völker und mit jedem Tage mehr ins Gewicht fallende arisch-gelbe Mischlinge den Gedanken einer Rückwärtsbewegung nach der alten Herberge der weißen Familie sehr natürlicherweise von der Hand weisen lassen. So blieb nur der Zugang nach Nordwesten. Auf dieser Seite waren die Schranken und Hindernisse immer noch ernstlicher Art, aber doch nicht unübersteiglich. Wenig Arier, viele Slawen, Finnen in geringerer Anzahl als im Osten — da war doch die Wahrscheinlichkeit der Eroberung größer als überall anderwärts. Die Roxolanen begriffen dies, und der Erfolg gab ihnen recht. Unter den verschiedenen Völkerschaften, die ihre erhaltenen Überlieferungen uns noch unter ihren bezeichnenden

Namen Wanen, Jötunen und Alfar, oder Feen oder Zwerge, kenntlich machen, gelang es ihnen, einen dauerhaften und regelrechten Staat zu begründen, dessen Andenken und letztes Erglänzen durch das Dunkel der Zeiten noch ein helles und ruhmvolles Licht auf die Anfänge der skandinavischen Völker wirft.

Es ist das Land, das die Edda das Gardarike oder das Reich der Arierstadt nennt[1]. Dort konnten die Sarmaten-Roxolanen ihre Reiseochsen ausspannen und ihre Wagen unterstellen. Sie lernten endlich Zeiten der Ruhe kennen, die sie seit langen Reihen von Jahrhunderten nicht mehr gehabt hatten, und benutzten sie, um sich in bleibenden Wohnstätten einzurichten. Asgard, die Asen- oder Arierstadt, war ihre Hauptstadt. Wahrscheinlich war es ein großes Dorf, mit Palästen in der Weise der alten Schlösser der ersten Eroberer Indiens und Baktrianas geschmückt. Sein Name wurde übrigens nicht zum ersten Male in der Welt ausgesprochen. Abgesehen von anderen Fällen, wo er angewandt wurde, bestand schon lange nicht weit vom Südufer

---

[1] Garta wird in den Veden in dem doppelten Sinne von Wagen und von Haus gebraucht. Der Grund ist leicht ersichtlich. Auf einer Achämenideninschrift bedeutet Karta Schloß. In diesem Sinne bildet es einen Bestandteil in der Namenszusammensetzung mehrerer asiatischer Hauptstädte, u. a. Tigranocerta, das Schloß des Tigranes. Im Lateinischen, im Griechischen und in allen aus dieser doppelten Quelle abgeleiteten Sprachen bedeutet hortus, gards, gardhr, giardino, jardin, garden, vornehmlich eine Einfriedigung, und gewiß ist das der eigentliche Sinn des Wortes. Diefenbach, Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache. Bd. II, S. 390 ff. Lassen und Westergaard, a. a. O., S. 29 und 72. — Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Wien 1851, S. 327. Pott, Etymologische Forschungen, T. I, S. 144, fügt sehr richtig das griechische χόρτος und das italische Wort chors hinzu. Ich möchte noch den militärischen Ausdruck gleichen Ursprungs cohors mit hinzunehmen, der in der Flexion das ursprüngliche t beibehält.

des Kaspischen Meeres eine medische Niederlassung, die ebenfalls Açagarta hieß[1].

Die Überlieferungen, welche Asgard betreffen, sind zahlreich und sogar bis ins Einzelste genau. Sie zeigen uns die Väter der Götter, die Götter selbst, wie sie in dieser Königsstadt die Fülle ihrer Herrschermacht voll Hoheit ausüben, Recht sprechen, Krieg und Frieden bestimmen, ihre Krieger und ihre Gäste mit glänzender Gastlichkeit bewirten. Unter letzteren gewahren wir einige wanische und jötunische Fürsten[2], ja sogar finnische Häuptlinge. Die nachbarlichen Bedürfnisse, die Zufälle des Krieges zwangen die Roxolanen, sich bald auf die einen, bald auf die anderen zu stützen, um sich gegen alle zu behaupten. Verbindungen mit anderen Rassen wurden damals eingegangen und waren unvermeidlich[3]. Indessen blieb deren Zahl und folglich ihre Bedeutung sehr gering, wie die Edda zeigt, weil der Kriegszustand, wenn auch weniger beständig als früher, zur Zeit da die Roxolanen in der Umgegend des Kaukasus wohnten, doch immer noch ganz gewöhnlich war, und vor allem, weil das Gardarike[4], wiewohl es über die Urgeschichte der skandinavischen Arier großen Glanz verbreitet hat, doch von zu kurzer Dauer war,

---

[1] Ptolemäus nennt das Volk dieses Landes Σαγάρτιοι. Eine von Niebuhr (I, Tafel XXXI) mitaufgenommene persische Inschrift erwähnt es ebenfalls. Herodot (VII, 85) zählt achttausend Sagartier im Heere des Dareios. Lassen und Westergaard, a. a. O., S. 54.

[2] Die Edda weist den Asen und den Roxolanen auf dem östlichen Ufer des Don ihre Wohnsitze an, während die unabhängigen wendischen Völker das westliche inne haben. Schafarik, Bd. I, S. 134, 307, 358.

[3] Man verfolge die Spur und die Bedeutung dieser Mischungen in der Edda, vornehmlich in der Völuspa. Die mythische Form der Erzählung hindert in keiner Weise, den geschichtlichen Kern zu erkennen.

[4] Munch (S. 61) schreibt den Sturz des Gardarike dem Druck der Sakenvölker zu, welche in den Kaukasusländern an die Stelle der Sarmaten getreten und selbst von den Achämeniden aus ihrem Besitz getrieben worden waren.

als daß die Rasse, die es besaß, Zeit gehabt haben sollte, dadurch zu entarten. Gegründet im siebenten oder achten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, wurde es trotz des Mutes und der Energie seiner Begründer um das vierte gestürzt und letztere, noch einmal gezwungen dem Geschick zu weichen, das sie durch so viele Katastrophen der Weltherrschaft zuführte, luden abermals ihre Familien und ihre Güter in ihre Wagen, bestiegen ihre Renner, verließen Asgard und zogen durch die öden Sümpfe der Nordlande jener Reihe von Abenteuern entgegen, die ihnen vorbehalten war und deren erstaunliche Entwicklungen und endlichen Erfolg sie sicher damals nichts ahnen lassen konnte.

Zweites Kapitel

Die germanischen Arier

An einem gewissen Punkte ihres Weges angelangt, trennte sich die Wanderschar der edlen roxolanischen Völker in zwei Zweige. Der eine lenkte seine Schritte nach dem heutigen Pommern, ließ sich daselbst nieder und eroberte von dort aus die der Küste benachbarten Inseln und Südschweden[1]. Zum ersten Male wurden die Arier Seeleute und eigneten sich eine Art von Tätigkeit an, in welcher ihnen vorbehalten war, eines Tages an Kühnheit und Intelligenz alles zu überbieten, was die anderen Zivilisationen je hatten vollbringen können. Der andere Zweig, der zu seiner Zeit auf diesem Gebiet nicht weniger bedeutend und nicht weniger vollkommen war, setzte seine Wanderungen in der Richtung nach dem Eismeer fort und machte, an diesen öden Gestaden angelangt, einen Bogen, zog an ihnen entlang und sodann wieder nach Süden hinab und drang in jenes Norwegen ein, — Nordwegr, der nördliche Weg[2], ein Unheilsland, wenig würdig dieser Krieger, der

---

[1] Munch, a. a. O., S. 61.

[2] Munch, S. 9 und 61. Er gibt dem Worte Norweger im weiteren den Sinn: Leute, die nach Norden zu ziehen, und in diesem besonderen Falle: Leute, die verhältnismäßig nördlicher als ihre Landsleute, Schweden und Pommern, oder anders gesagt, als die im Süden gebliebenen Goten, ziehen.

auserlesensten aller Wesen. Hier gab die Gesamtheit der Stämme, welche nun haltmachte, die Benennungen Sarmaten, Roxolanen und Asen auf, die bisher dazu gedient hatten, sie von den anderen Rassen zu unterscheiden. Sie nahmen die Bezeichnung Saken wieder an. Das Land erhielt den Namen Skanzia, die Halbinsel der Saken. Sehr wahrscheinlich waren diese Völker immer dabei geblieben, einander die Bezeichnung Ehrenmänner zu geben, und ohne sich um das Wort, das diese Vorstellung wiedergab, übermäßig viel Gedanken zu machen, nannten sie sich ohne Unterschied Kheta, Saken, Arier oder Asen. In dem neuen Wohnsitz behielt der zweite dieser Namen die Oberhand, während bei der in Pommern und den anliegenden Ländern ansässigen Gruppe Kheta in allgemeinen Gebrauch kam. Indessen machten die benachbarten Völker diese letztere Änderung, deren Einfachheit sie ohne Zweifel nicht begriffen, niemals mit, und mit einer für die Aufhellung der Geschichte überaus wertvollen Gedächtniszähigkeit nennen die finnischen Völker die heutigen Schweden noch immer Ruotslaine oder Rootslane, während die Russen für sie nur Waenalnine oder Waenelane, Wenden, sind[1].

Die skandinavischen Völker waren kaum auf ihrer Halbinsel ansässig geworden, als ein Reisender hellenischer Herkunft zum ersten Male jene Breiten, nach der Ansicht der Völker Griechenlands und Italiens das gefürchtete Vaterland aller Schrecken, besuchte. Pytheas von Massilia drang auf seinen Reisen bis an die Südküste der Ostsee vor.

Er fand im heutigen Dänemark noch nichts als Teutonen, die damals keltisch waren, wie ihr Name bezeugt[2]. Diese

---

[1] Ebd. S. 56.

[2] Der Name Teut, den sich heutzutage die Deutschen beilegen, ist bei den Kymrenvölkern seit sehr alter Zeit im Gebrauch und hat absolut nichts Germanisches. Man findet im Italien der Eingeborenen Teuta als ältesten Namen von Pisa. Die Einwohner nannten sich Teutanes, Teutani oder Teutae. Plin.

Völker besaßen die Art Nützlichkeitskultur der übrigen Stämme ihrer Rasse; aber östlich von ihrem Gebiete befanden sich die Guttonen, und mit diesen treffen wir wieder auf die Kheta; es war ein Teil der pommerischen Ansiedlung[1]. Der griechische Seefahrer besuchte sie in einem binnenländischen Becken der See, die er Mentonomon nennt. Dieses Becken ist anscheinend das Frische Haff, und die Stadt, die sich an seinen Ufern erhebt, Königsberg[2]. Die Guttonen dehnten sich damals sehr wenig nach Westen zu aus; bis zur Elbe war das Land zwischen slawischen Gemeinden und keltischen Völkern geteilt[3]. Diesseits des Flusses, bis zum Rhein einerseits, bis zur Donau anderseits, und über diese beiden Stromläufe hinaus herrschten die Kymren nahezu allein. Aber es war nicht möglich, daß die Saken Norwegens, die Kheta Schwedens, der Inseln und des Festlandes bei ihrem Unternehmungsgeist, ihrem Mut und dem schlechten Lose, das ihnen hinsichtlich des Gebietes zugefallen, die beiden weißen ihren Grenzen entlang wohnenden Mischlingsmassen

---

hist. natur. III, 8. Die keltischen Krieger hatten in Kappadocien den Stamm der Teutobodiaci, in Pannonien die Stadt *Τευτοβούργιον*, in Nordgriechenland die *Τεῦται* begründet. Ebd. Man kennt eine Menge keltischer Männernamen, in deren Zusammensetzung dieses Wort vorkommt, Teutobochus, Teutomalus usw. Diefenbach, Celtica. II, Abt. 1, S. 193 und 338. Munch betrachtet die Thjust Smalands als geborene Kelten. (S. 46.) Deutsch scheint kollektiv nicht vor dem neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung verstanden worden zu sein.

[1] Sie hatten sich auf den Gebieten der slawischen Völker niedergelassen, die sie zur Teilung gezwungen hatten, und deren Adel sie vertrieben zu haben scheinen. Schafarik, Slawische Altertümer. Bd. I, S. 106.

[2] Pytheas, Ptolemäus, Mela und Plinius haben gezeigt, daß die Goten der Weichsel zu gezogen sind. Sie war lange Zeit ihre Grenze. Sie berührten sich dort mit arischen Völkern, die man die Skytho-Sarmaten nannte, und die, wiewohl gleichen Stammes mit ihnen, doch einer anderen Einfallsgruppe angehörten. Munch, S. 36—37, 52—53.

[3] Munch, a. a. O., S. 31.

sehr lange im ruhigen Besitz einer nicht allzu schwer zu störenden Unabhängigkeit ließen.

Zwei Richtungen eröffneten sich der Tätigkeit der arischen Gruppen des Nordens. Für den gotischen Zweig war die natürlichste Art des Vorgehens eine Bewegung gegen Süden, ein neuer Angriff auf die Provinzen, welche einst zum Gardarike gehört hatten, und auf die Länder, wo in noch früherer Zeit so viele arische Stämme mit allen möglichen Namen den Slawen und den Finnen geboten und die unvermeidliche Entwertung erlitten hatten, welche die Mischungen herbeiführen. Die Skandinavier dagegen wurden durch die geographischen Verhältnisse zum Vordringen nach Süden und Westen, zu Einfällen in das noch kymrische Dänemark, in die noch unbekannten Gebiete Mittel- und Westdeutschlands und sodann in die Niederlande und Gallien getrieben. Weder die Goten noch die Skandinavier ließen das Entgegenkommen des Glücks unbenutzt[1].

---

[1] Diese Scheidung der ersten echt germanischen Völker in Skandinavier und Goten scheint mir durch die Tatsachen geboten, und ich ziehe sie den genealogischen Überlieferungen vor, welche uns Tacitus und Plinius erhalten haben. Letztere lassen die Rassen des Nordens von einem Urmenschen namens Tuisto und von seinen drei Söhnen Istaevo, Irmino und Ingaevo abstammen. Alles beweist, daß diese Sage in den rein germanischen Ländern nie existierte, sondern sich vornehmlich in Mittel- und Süddeutschland entwickelt hat. Sie scheint also keltischen Ursprungs zu sein, wiewohl sie von den Mischlingsdeutschen angenommen und vielleicht in einzelnen Teilen umgestaltet worden ist. Die Bemühungen Wilhelm Müllers (Altdeutsche Religion, S. 293 ff.), in den Namen Tuisto, Ingaevo, Irmino und Istaevo Beinamen skandinavischer Götter zu finden, sind sicherlich nicht sehr glücklich. Als Beispiel der Veränderungen, welche diese Überlieferung im Laufe der Zeit erlitten hat, kann man die von Nennius (herausgeg. von Gunn [London 1819], S. 53 bis 54) gegebene Tabelle anführen, wo der Chronist anstatt Tuisto, in welchem man jedenfalls nur den zu einem Eponymos der keltischen Rasse umgewandelten Teut erkennen kann, Alanus setzt; die Namen der drei Heldensöhne dieses Alanus schreibt er Hisicion, Armenon und Neugio.

Seit dem zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gaben die norwegischen Völker den Kymren, die sie zu nächsten Nachbarn hatten, unabweisbare Zeichen ihres Daseins. Furchtbare Scharen von Eroberern brachen aus ihren Wäldern hervor, scheuchten die Bewohner des kimbrischen Chersonnes auf, überstiegen alle Schranken, durchzogen die Lande von zehn Völkern, überschritten den Rhein, drangen in Gallien ein und machten erst unter dem Breitengrade von Reims und Beauvais halt[1].

Dieser Eroberungszug war rasch, glücklich, fruchtbar, doch raubte er niemandem seinen Wohnsitz. Die Sieger, zu wenig zahlreich, brauchten die ehemaligen Besitzer des Bodens nicht auszutreiben. Sie begnügten sich damit, sie zu ihrem Vorteil arbeiten zu lassen, wie ihre gesamte Rasse mit den unterworfenen weißen Mischlingen zu verfahren gewohnt war. Bald vermischten sie sich sogar — was abermals die geringe Stärke dieser Schicht von Ankömmlingen beweist — hinlänglich mit ihren Untertanen, um jene germanisierten Gruppen zu erzeugen, welche Cäsar als Vertreter des lebenskräftigsten Teiles der keltischen Völker seiner Zeit so sehr gerühmt hat und welche den altkymrischen Namen Belgier beibehalten hatten[2].

---

[1] Munch, a. a. O., S. 18.

[2] Es ging damals bei den keltischen Völkern des Westens das gleiche vor, was seit Jahrhunderten in Osteuropa anderen Kelten und vor allem den Slawen begegnete. Arische Gebieter erlegten ihnen zuerst ihre Herrschaft auf und nahmen dann, indem sie sich mit ihnen vermischten, ihren Volksnamen an. Hierin liegt einer der Gründe, welche die Römer so lange veranlaßten, die beiden Gruppen zu verwechseln, und Strabo, jene seltsame Etymologie des Wortes Germane aufzustellen, das, wie er sagt, daher stammt, daß die Gallier sie Brüder, *Γερμανοί*, nannten. VII, 1, 2. Sie waren in der Tat in jenem Augenblicke, wo der Geograph von Apamea sie studierte, Brüder, nicht aber Brüder von Abstammung. Vgl. Wachter in Ersch und Grubers Enzykl., Galli, S. 47. Diefenbach, Celtica. II, S. 68. Ebenso wie die ersten germanischen Clans des Ostens, diejenigen, welche von Norwegen kamen, sich mit den

Diese erste Anschwemmung war für die Völker, zu denen sie gelangte, eine große Wohltat. Sie stellte ihre Lebenskraft wieder her, schwächte den Einfluß der finnischen Verbindungen bei ihnen und gab ihnen für eine gewisse Zeit einen lebendigen Eroberungstrieb zurück, der ihnen einen Teil der gallischen Länder und die östlichen Gaue der britannischen Insel einbrachte; kurzum, sie verlieh ihnen eine so entschiedene Überlegenheit über alle anderen Kelten, daß, als die Cimbern und Teutonen ihrerseits sich in Bewegung setzten und den Rhein überschritten, diese Auswanderer an den belgischen Gebieten vorbeizogen, ohne einen Angriff darauf zu wagen, sie, die doch den römischen Legionen furchtlos die Stirn boten. Sie erkannten eben an der Schelde, Somme und Oise Verwandte, die ihnen fast ebenbürtig waren.

Der seitens dieser Gegner des Marius entwickelte Charakter von Wut und Grimm, ihre unglaubliche Verwegenheit, ihre plumpe Gier sind durchaus merkwürdig, da nichts von alledem mehr den Gewohnheiten noch den Anlagen der eigentlich keltischen Völker entsprach. Alle diese cimbrischen und teutonischen Stämme waren in noch vorzüglicherem Grade als die Kelten durch Zuwachs von skandinavischer Seite gekräftigt worden. Seit die Arier des Nordens in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft lebten und ihnen ihre Anwesenheit energischer bemerkbar zu machen begonnen hatten, seit die Jötunen ebenfalls in ihre Gebiete eingedrungen waren, hatten sie bedeutende Umbildungen er-

---

Kelten, die sie auf ihrem Wege antrafen, vermischten, so gingen auch die ersten Goten auf ihren Zügen Verbindungen ein, die sie gründlich umgestalteten. So hatten die Gothini Schlesiens die Sprache ihrer Untertanen kymrischer Rasse angenommen. Tacitus sagt dies ausdrücklich (Germ. 43). Ich lege um so stärkeres Gewicht auf die Tatsachen dieser Art, als sie den Hauptteil der Geschichte bilden, eine Menge bisher unlösbarer Rätsel erklären, und man sie nie berücksichtigt hat.

litten, die sie über die anderen Angehörigen ihrer alten Familie hinaushoben. Ihren Grundbestandteilen nach waren sie immerhin Kelten, aber regenerierte Kelten.

In dieser Eigenschaft waren sie indessen doch nicht die Gleichen derer geworden, die ihnen einen Teil ihrer Macht mitgeteilt hatten; und als die Skandinavier eines Tages in hinlänglicher Anzahl ihre Halbinsel verlassen und nicht mehr allein die Oberhoheit über diese Mischlinge, sondern geradezu ihr Gebiet beansprucht hatten, da hatten sich diese letzteren gezwungen gesehen, ihnen Platz zu machen. So verließ denn ein großer Teil von ihnen ein Land, das ihnen nur noch Armut und Dienstbarkeit zu bieten hatte, und bildete jene erbitterten Scharen, welche in der römischen Welt einen Augenblick die Vision der Unglückstage des alten Brennus wieder auffrischten.

Nicht alle Teutonen und Cimbern nahmen ausnahmslos ihre Zuflucht zu diesem gewaltsamen Entschlusse, sich ins Exil zu stürzen. Nur die kühnsten, die edelsten, die am meisten germanisierten taten es. Wenn es in den Instinkten der kriegerischen und herrschenden Familien liegt, ein Land in Masse zu verlassen, in welchem der Reiz ihrer ehemaligen Rechte sie nicht mehr zurückhält, so ist es nicht ebenso um die niederen Volksschichten bestellt, deren Leben in ländlichen Arbeiten und politischer Unterwürfigkeit dahingeht. Es gibt kein Beispiel dafür, daß sie jemals aus irgendeinem Lande in Masse ausgetrieben oder gänzlich darin vernichtet worden wären. So war es denn auch bei den Cimbern und ihren Verbündeten. Die germanisierte Schicht verschwand, um einer in ihrem skandinavischen Wertbestande gleichartigeren Platz zu machen. Die mit finnischen Elementen gemischten keltischen Fundamente dagegen erhielten sich. Die neudänische Sprache verrät dies deutlich[1]. Sie hat tiefe Spuren der Berührung

[1] Munch, a. a. O., S. 8, ist der Ansicht, man könne nicht behaupten, daß die dänischen Völker vor dem achten Jahrhundert un-

mit den Kelten bewahrt, die nur in dieser Zeit vorgegangen sein kann. Noch etwas später findet man bei den verschiedenen germanischen Völkern dieser Länder zahlreiche druidische Glaubenssatzungen und Gebräuche.

Die Epoche der Austreibung der Teutonen und Cimbern bedeutet einen zweiten Ortswechsel der Arier des Nordens, und zwar einen bereits erheblicheren, als der erste, nämlich derjenige gewesen war, welcher die Belgier zweiter Formation geschaffen hatte. Es erwuchsen daraus drei gewichtige Folgen, deren Rückschläge die Römer zu kosten bekamen. Eine habe ich soeben angeführt: nämlich die Erschütterung durch die Cimbern. Die zweite verschaffte den Skandinaviern Norwegens den Zutritt zu dem Südufer des Sund und trieb neue Völker gemischter Rasse, die zumeist stärker arianisiert waren als die Belgier — trugen sie doch den keltischen Massen, die sie besiegten, neue Nationalnamen zu —, nach Norddeutschland und allmählich bis zum Rhein. Drittens gelangte im ersten Jahrhundert v. Chr. ein sehr entschieden, sehr offenbar germanischer Eroberungszug, derjenige, als dessen einziger hervorragender Führer Ariovist auftrat, bis ins Zentrum Galliens. Diese beiden letzteren Tatsachen beanspruchen einige Aufmerksamkeit, und wenn wir uns zunächst mit der ersteren beschäftigen, so haben wir zu bemerken, wie wenig Cäsar die jenseits des Rheins wohnenden Völker seiner Zeit kennt. Es sind zwar für ihn nicht mehr, wie ehedem für Aristoteles, kymrische Völker, sondern Gruppen, welche eine ganz besondere Sprache sprechen und welche ihr Wert, über den er aus eigener Erfahrung urteilen konnte, hoch über die gleichzeitigen Gallier, die er der Degeneration zum

---

serer Zeitrechnung germanisch gewesen seien. Der äußerste Norden Jütlands scheint eine große Zahl verschiedener Völkerschaften getragen zu haben, zuerst Finnen, dann Kelten, dann Slawen, dann Jötunen, endlich Skandinavier. Wachter, Galli, betrachtet die Dänen als eine ursprüngliche Mischung von Finnen und Kelten.

Opfer fallen sah, hinaushob. Die Namen, die er von diesen des Interesses so würdigen Familien anführt, sind aber so wenig reichlich, als die Einzelheiten, die er über ihre Sitten berichtet. Er kennt und erwähnt von ihnen nur einige Stämme und reiht noch dazu die Trevirer und die Nervier, die sich, wozu sie bis zu einem gewissen Grade auch berechtigt waren, für germanischer Herkunft erklären, mit nicht minderer Berechtigung den Belgiern ein. Die mit den Helvetiern besiegten Bojer sind in seinen Augen Halbgermanen, aber in anderer Weise als die Remer; und er hat nicht unrecht. Die Sueven können nach seiner Ansicht, trotz des keltischen Ursprungs ihres Namens, den Kriegern des Ariovist verglichen werden[1]. Endlich verweist er unbedingt noch andere, ebenfalls von jenseits des Rheins stammende Scharen in diese Klasse, welche kurz vor seinem Konsulat, das Schwert in der Hand, in das Land der Arverner eingedrungen waren, sich dort in Gebieten, die die Eingeborenen gutwillig oder gezwungen hergaben, festgesetzt und alsdann eine hinlänglich große Zahl ihrer Volksgenossen an ihre Seite gerufen hatten, um daselbst eine Ansiedlung von annähernd zwanzigtausend Seelen zu begründen. Dieser Umstand genügt, beiläufig gesagt, um den furchtbaren Widerstand zu erklären, der die Untertanen des Vercingetorix inmitten der entnervten Bewohner Galliens an Mut mit den kühnsten Kämpen des Nordens wetteifern ließ[2].

---

[1] Die Sueven hatten unter den germanischen Mischlingen einen sehr großen Namen. Sie waren gleichwohl nicht von reiner Rasse. Ihre politische Verfassung war die der Kymren, ihre Religion druidisch. Sie bewohnten Städte, was kein skandinavisches oder gotisches Volk tat; sie bebauten sogar nach Cäsars Aussage das Land.

[2] Anscheinend hatten, um ihre Macht zu vermehren, die bedeutendsten Völker Galliens vor der Zeit Cäsars zu jenem verfallenden Völkern vertrauten Mittel ihre Zuflucht genommen: Fremde gegen Ableistung des Kriegsdienstes bei sich anzusiedeln. Was die Arverner vielleicht in etwa gezwungen getan, hatten ihre Nebenbuhler, die Äduer, freiwillig versucht.

Auf diese wenigen Nachrichten beschränkte sich im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung die Kenntnis, die man in der römischen Welt von jenen tapferen Völkern hatte, welche eines Tages einen so gewaltigen Einfluß auf die zivilisierte Welt ausüben sollten. Ich wundere mich darüber nicht: sie waren eben erst angekommen oder hatten sich doch kaum gebildet und ihre Anwesenheit nur erst halb offenbaren können. Man würde jene unvollständigen Einzelheiten als für ein über die besondere Natur der germanischen Völker der zweiten Invasion zu fällendes Urteil fast nichtssagend zu betrachten befugt sein, wenn nicht zum Glück der Verfasser des gallischen Krieges durch die genaue Beschreibung, die er vom Lager und der Person des Ariovist hinterlassen hat, in erfreulichem Maße seine übrigen Beobachtungen, die zu unbestimmter Art waren, um zu einem Schlusse zu berechtigen, ergänzt hätte.

Ariovist ist in den Augen des großen römischen Staatsmannes kein bloßer Bandenführer, sondern ein politischer Eroberer ersten Ranges, und dieses Urteil macht dem, der es verdient hat, sicherlich Ehre. Ehe er in den Kampf mit dem römischen Volke eintrat, hatte er dem Senate einen sehr hohen Begriff von seiner Macht beigebracht, wie denn dieser ihn bereits als Herrscher anerkennen und zum Freunde und Verbündeten erklären zu müssen geglaubt hatte. Diese von den üppigen Monarchen Asiens so gesuchten, so geschätzten Titel betörten ihn nicht. Als der Diktator, ehe er mit ihm handgemein wird, ihn auszuforschen sucht und in einer hinterlistigen Unterhandlung sein Recht, in Gallien einzudringen, zu bestreiten trachtet, erwidert er treffend, daß dieses Recht dem eigenen des Römers gleich und völlig entsprechend, daß er, wie jener, auf den Ruf der Völker des Landes und zur Beilegung ihrer Zwistigkeiten gekommen sei. Er behauptet seine Stellung als berechtigter Schiedsrichter; dann zerreißt er stolz den heuchlerischen Schleier, mit welchem sein

Mitbewerber den wirklichen Grund der Situation zu verhüllen und zu verbergen sucht: „es handelt sich", sagt er, „weder für dich noch für mich darum, als uneigennütziger Friedensstifter die gallischen Städte zu beschützen oder ihre Fehden zu schlichten. Wir alle beide wollen sie unterjochen."

Indem er so spricht, verlegt er den Kampf auf sein wahres Gebiet und erklärt sich für würdig, ihm die Beute streitig zu machen. Er kennt die Angelegenheiten des Landes, die Parteien, die es entzweien, deren Leidenschaften und Interessen wohl. Er spricht das Gallische mit eben solcher Leichtigkeit wie seine eigene Sprache. Kurzum, er ist so wenig ein Barbar seinen Sitten, als ein Subalterner seinem Geiste nach.

Er wurde besiegt. Das Schicksal entschied gegen ihn und sein Heer, nicht aber, wie wir wissen, gegen seine Rasse. Seine Leute, die keinem der Völker der Rheinufer angehörten, zerstreuten sich. Diejenigen, welche der über ihre Tapferkeit erstaunte Cäsar nicht in seinen Dienst nehmen konnte, vermengten sich in der Stille mit den Mischstämmen, welche das Gebiet hinter ihnen inne hatten. Sie führten deren kriegerischem Geiste neue Elemente zu.

Wiewohl sie kein Volk, sondern nur ein Heer bildeten[1], waren sie es doch, die zuerst im Abendlande den Namen der Germanen bekannt gemacht hatten. Nach der mehr oder minder großen Ähnlichkeit, welche die Trevirer, die Bojer, die Sueven, die Nervier, sei es in der körperlichen Erscheinung, sei es an Charakter und Mut, mit ihnen hatten, hatte Cäsar diesen die Ehre, etwas Germanisches an ihnen zu finden, zugebilligt. So müssen wir denn auch hier, wo von ihnen die Rede ist, der Bedeutung dieses glorreichen

[1] Ariovist sagte dem Cäsar, daß seit vierzehn Jahren, seit seine Feldzüge in Gallien begonnen, weder er noch seine Leute unter einem Dache geschlafen hätten. Diese Bemerkung kennzeichnet zur Genüge den rein militärischen Stand der Leute dieses Kriegsfürsten.

Namens näher nachforschen, den ich bereits angewandt habe, für dessen Erklärung ich mir aber die rechte Gelegenheit vorbehalten mußte.

Da die Leute des Ariovist kein Volk waren, sondern nur eine Truppe im Felde bildeten, die nach der Sitte der arischen Völker mit ihren Frauen, Kindern und Schätzen reiste, so hatten sie keine Veranlassung, sich mit einem Nationalnamen zu schmücken; vielleicht hatten sie sich sogar, wie es bei ihren Stammesgenossen später häufig der Fall war, aus vielen verschiedenen Stämmen rekrutiert. So eines Sammelnamens bar, was konnten sie da den Galliern antworten, die sie fragten: wer seid ihr? Krieger, mußten sie unbedingt erwidern, Ehrenmänner, Edelinge, Arimanni, Heermanni, nach der kymrischen Aussprache Germanni. Dies war in der Tat die allgemeine und gemeinsame Bezeichnung, die sie allen Kämpfern von freier Geburt gaben[1]. Die gleichbedeutenden Namen Saka, Kheta und Arier hatten aufgehört, die Gesamtheit ihrer Völker zu bezeichnen; gewisse besondere Zweige und einzelne Stämme legten sie sich ausschließlich bei[2]. Aber überall, wie auch in Indien und Persien, wurde dieser Name in irgendeiner seiner Fassungen, vor-

---

[1] Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. I, S. 193. Bis zum neunten und zehnten Jahrhundert sagte man ohne Unterschied Germanus und Arimannus, um einen freien Mann unter den Völkern Italiens zu bezeichnen. Ebd. S. 166. Es finden sich sogar Beispiele hierfür im zwölften Jahrhundert. Man nannte damals Arimannia die Gesamtheit der freien Männer eines und desselben Bezirkes, und auch das freie Eigentum eines Arimannen. Ebd. S. 170—171.

[2] Außer den Osen-Sarmaten, welche noch Pannonien bewohnten, aber stark entartet und anderen Sarmaten und den germanischen Quaden tributpflichtig waren, hatte man die Osylen an der Ostsee; sie waren Roxolanen von Abstammung. Munch, S. 34. Man hatte so auch germanische Arii jenseits der Weichsel, Tac. Germ. 43, Guttonen, Chatten, Gothiner usw. Plinius, Strabo, Ptolemäus und Mela würden nötigenfalls alle Daten für eine lange Liste liefern.

nehmlich aber in der Form Arier, fort und fort für die zahlreichste oder für die einflußreichste Klasse der Gesellschaft angewandt. Der Arier war also bei den Skandinaviern das Familienhaupt, der Krieger par excellence, das, was wir den Bürger (citoyen) nennen würden. Was den Kriegsführer betrifft, von dem hier die Rede ist, und der ebenso wie Brennus, Vercingetorix und so viele andere, von der Geschichte nur seinen Titel und nicht seinen Eigennamen erhalten zu haben scheint, nämlich Ariovist, so war er der Wirt der Helden, der, der sie nährte und lohnte, das heißt, nach allen Überlieferungen, ihr Feldherr. Ariovist ist Ariogast oder Ariagast, der Arierwirt.

Mit dem zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung beginnt jene Epoche, in welcher die Skandinavierströme sich in Germanien bereits vermehrt hatten, und infolgedessen der Geist der Initiative daselbst offenkundig geworden ist und allerlei dunkle Ahnungen bei den römischen Staatsmännern erweckt. Das Herz des Tacitus wird von schmerzlichen Sorgen gepeinigt, und er weiß nicht, was er von der Zukunft hoffen soll. „Daß es doch fortbestünde", ruft er aus, „daß es dauerte, alle Götter beschwöre ich darum, nicht das Gefühl der Liebe, die diese Völker uns entgegenbringen, sondern das des Hasses, mit dem sie einander zerfleischen. Eine Gesellschaft wie die unsrige kann nichts Besseres vom Geschick erwarten, als die Zwietracht ihrer Nachbarn[1]."

Diese so natürlichen Regungen des Schreckens wurden gleichwohl durch den Gang der Ereignisse Lügen gestraft. Die dem Reiche zur Zeit Trajans benachbarten Germanen sollten, so furchtbar sie auch erscheinen mochten, der Sache

[1] „Maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui; quando urgentibus imperii fatis, nihil jam praestare fortuna majus potest quam hostium discordiam." Germ. 33.

Roms die ungemeinsten Dienste leisten und an seiner zukünftigen Umgestaltung kaum, wenn überhaupt irgendwelchen Anteil haben. Nicht ihnen war der Ruhm verheißen, die Welt zu verjüngen und die neue Gesellschaft zu begründen. So tatkräftig sie auch im Vergleich zu den Männern der römischen Republik sein mochten, sie waren bereits zu sehr durch die keltischen und slawischen Mischungen mitgenommen, als daß sie eine Aufgabe hätten vollführen können, welche so viel Jugendlichkeit und Ursprünglichkeit der Instinkte verlangte. Die Namen der meisten ihrer Stämme verschwinden in der Stille vor dem zehnten Jahrhundert. Nur ganz wenige treten noch in der Geschichte der großen Wanderung auf; aber auch sie sind weit entfernt, dort in erster Reihe zu erscheinen. Sie hatten sich durch die römische Korruption anstecken lassen.

Um den wahren Ausgangspunkt der entscheidenden Einfallsbewegungen aufzufinden, welche den Keim zur Entstehung der modernen Gesellschaft legten, müssen wir uns an die Küste der Ostsee und auf die skandinavische Halbinsel versetzen. Dort liegt das Land, das die ältesten Chronikenschreiber mit Recht und mit glühendem Enthusiasmus die Quelle der Völker, den Mutterschoß der Nationen nennen[1]. Ihm haben wir für eine so erlauchte Bezeichnung auch jene Gaue des Ostens zuzugesellen, wo seit dem Aufbruch des Gardarike des Asenlandes der arianische Zweig der Goten seine hauptsächlichsten Wohnsitze aufgeschlagen hatte. Zur Zeit, wo wir sie verließen, waren diese Völker flüchtig und gezwungen, sich mit elenden Gebieten zu begnügen. Jetzt finden wir sie wieder, allmächtig und in ungemessenen Landen, die ihre Waffen erstritten hatten.

Die Römer begannen, wenn auch nicht alle ihre Kräfte, doch die der äußersten Provinzen ihres Reiches in dem Kriege

[1] Jornandes, c. 4. — „Scandia insula quasi officina gentium, aut certe velut vagina nationum."

mit den Markomannen oder Grenzleuten kennen zu lernen[1]. Zwar wurden diese Völkerschaften von Trajan im Zaume gehalten, aber der Sieg kam ihm teuer zu stehen und war in keiner Weise entscheidend. Er bewies nichts gegen die künftigen Bestimmungen jener großen Völkermasse, die, wiewohl bereits bis an die untere Donau reichend, ihre Wurzeln noch in die nördlichsten und folglich freiesten, reinsten, belebendsten Gebiete der Familie hinabsenkte[2].

In der Tat, als um das fünfte Jahrhundert die großen Einfälle beginnen, sind es ganz neue gotische Massen, die da auftreten, und zugleich werden auf der ganzen Linie der römischen Grenzen, von Dazien bis zur Rheinmündung, Völker, die man vor kurzem kaum gekannt und die sich allmählich furchtbar gemacht hatten, unwiderstehlich. Ihre Namen, die Tacitus und Plinius als äußerst fern nach Norden zu wohnenden Stämmen angehörig bezeichnen, waren diesen Schriftstellern nur höchst barbarisch erschienen; sie hatten die Völker, die sie trugen, als am wenigsten dazu angetan betrachtet, ihre Besorgnis zu erwecken. Sie irrten sich ganz und gar.

Es waren, wie gesagt, in erster Linie die Goten, die in Masse aus allen Ecken ihrer Besitzungen anlangten, von wo sie Attilas Macht vertrieb, die sich noch mehr auf arische oder arianisierte Rassen, als auf seine Mongolenhorden stützte[3]. Das Amelungenreich, die Herrschaft des Hermanrich, waren

---

[1] Munch, S. 31 und 38.

[2] Ebd. S. 40. Keferstein, Keltische Altertümer. Bd. I, S. XXXI.

[3] Amédée Thierry hat in seinen Arbeiten über das fünfte Jahrhundert als erster einen Weg beschritten, welcher ganz neues Licht auf die politischen Vorgänge jener Zeiten wirft. Man kann der von ihm für das Studium und für die Beurteilung von Attilas Auftreten angewandten Methode nicht genug Lob spenden. Vgl. auch Schafarik, Slawische Altertümer. Bd. I, S. 124. Die große Wanderung wurde, soweit die einfallenden Massen, nicht aber die ihnen gegebene Richtung in Betracht kommt, hauptsächlich von den Vandalen, Sueven und Alanen ins Werk gesetzt. Munch, S. 40.

unter diesen furchtbaren Anstürmen zusammengebrochen. Ihre Regierung, die regelrechter und kräftiger war, als die der übrigen germanischen Rassen[1] und ohne Zweifel dieselben Formen wieder aufwies und sich auf dieselben Grundsätze stützte, wie die des alten Asgard, hatte sie nicht vor einem unvermeidlichen Sturze bewahren können. Indessen hatten sie doch Wunder von Tapferkeit getan. Obzwar besiegt, hatten sie doch ihre ganze Größe bewahrt; ihre Könige wurden dem göttlichen Stamme nicht untreu, auf den ihr Haus zurückging, so wenig wie dem glänzenden Namen, den er ihnen einbrachte, die Amaler, die Himmlischen, die Reinen[2]; kurz, der Vorrang der gotischen Familie war sozusagen unter den germanischen Völkern anerkannt, denn er tritt an allen Stellen der Edda hervor, und dieses Buch, das in Island nach norwegischen Gesängen und Erzählungen zusammengestellt worden ist, feiert vorzüglich den Gotenkönig Theodorich. Diese außerordentlichen Ehren waren vollkommen verdient. Die, denen sie gezollt wurden, hatten auf jederlei Ruhm Anspruch. Sie begriffen weit besser als die Römer die Bedeutung und den Wert der der alten Zivilisation entstammenden Denkmäler jeder Art; sie übten den edelsten Einfluß im gesamten Abendlande aus. Dauern-

---

[1] Wir verdanken diese Bemerkung dem Tacitus.

[2] Strahlenberg (Der nördliche und östliche Teil Europas und Asiens, S. 104) hatte bereits bemerkt, daß die Westgoten den Himmel amal nannten. Schlegel, Indische Bibliothek, Bd. I, S. 235, hat nach ihm darauf aufmerksam gemacht, daß das Wort amala, das im Gotischen rein, fleckenlos bezeichnet, im Sanskrit genau denselben Sinn hat. Die Amala, im Angelsächsischen Amalunga, im Nibelungenlied Amelungen, stammten von Géat oder Kheta ab. Nach W. Müller, Die altdeutsche Religion, S. 297, ist Géat ein Beiname Odins. Ich bin vielmehr geneigt, in diesem Namen eine alte Form des Nationalnamens der Goten zu sehen, wie Scéaf eine Form von Saka ist. Vgl. eine frühere Anmerkung [IV, 26]. Die Amelungen stammten also aus dem reinsten arischen Geschlechte.

der Ruhm wurde ihnen dafür zum Lohne; noch im zwölften Jahrhundert rechnete sich's ein französischer Dichter zur Ehre an, ihrem Blute entsprossen zu sein[1], und noch weit später begeisterte das letzte Aufflackern gotischer Kraft den stolzen spanischen Adel.

Nächst den Goten würden die Vandalen einen hervorragenden Rang bei dem Werke der Gesellschaftserneuerung einnehmen, wenn ihre Einwirkung sich hätte behaupten und länger dauern können. Ihre zahlreichen Scharen waren nicht rein germanisch, weder in dem Nachwuchs, durch den sie sich verstärkt hatten, noch selbst von seiten des ursprünglichen Kernes: das slawische Element gewann darin mehr und mehr die Oberhand[2]. Bald warf sie das Schicksal unter Bevölkerungen, die weit zivilisierter als sie und unendlich viel zahlreicher waren. Die besonderen Verbindungen, die sich vollzogen, waren um so verderblicher für den germanischen Teil ihres Wesens, je mehr Durcheinander sie, der ursprünglichen Kombination der vandalischen Elemente fremd, schufen und entwickelten. Eine im Grunde slawisch-finnisch-arische Mischung, die nach und nach in Italien und Spanien das romanisierte Blut verschiedener Formationen in sich aufnahm, um alsdann von allen im afrikanischen Küstenlande verbreiteten Schattierungen des melanisierten mitzubekommen, mußte um so schneller der Entartung verfallen, als sie bald keinerlei germanischen Zustrom mehr erhielt.

---

[1] Rigord, gestorben um 1209, bezeichnet sich in seiner Chronik als: „Magister Rigordus, natione Gothus." Hist. litt. de France. T. XVII, p. 7.

[2] Schafarik, Slawische Altertümer, Bd. I, S. 163, ist der Ansicht, daß die Slawen in ihren zwischen Weichsel und Oder gelegenen Niederlassungen Beimischungen von den Sueven (germanisierten Kelten) erhalten und so den Vandalen das Leben gegeben hätten. Die Endung il, ul, al bezeichnet ein abgeleitetes Wort. Unter die Vandalen mischten sich mehrere Scharen, deren rein germanischer Ursprung unbestreitbar ist. Indessen waren diese wenig zahlreich.

Karthago sah die Vandalen voll Eifer seine abgelebte Zivilisation annehmen und sich den Tod daran holen. Sie verschwanden. Die Kabylen, die angeblich von ihnen abstammen sollen, haben in der Tat etwas von der nördlichen Physiognomie bewahrt, und das um so leichter, als die Gewohnheit der Vereinzelung — der ihr Verfall, indem er sie auf das Niveau der benachbarten Völkerschaften versetzte, sie unterworfen hat — fort und fort ein gewisses Gleichgewicht unter den Rassenbestandteilen aufrechterhält, aus denen sie gegenwärtig gebildet sind. Aber wenn man sie mit einiger Aufmerksamkeit studiert, wird man feststellen müssen, daß den wenigen teutonischen Zügen, die in ihrer Physiognomie noch fortleben, viele andere den Rassen Afrikas angehörende gegenüberstehen. Und doch sind diese so entarteten Kabylen unter den Bewohnern Westafrikas noch die arbeitsamsten, intelligentesten, dem Nützlichen am eifrigsten zugewandten.

Die Langobarden haben ihre Reinheit besser bewahrt als die Vandalen; sie haben auch den Vorteil gehabt, daß sie an der Quelle, der ihr Blut entsprang, zu wiederholten Malen neue Lebenskraft schöpfen konnten; so haben sie denn auch länger vorgehalten und einen größeren Einfluß ausgeübt. Tacitus hatte sie in der Umgegend der Ostsee, wo sie zu seiner Zeit lebten, kaum bemerkt. Sie grenzten dort noch an die gemeinsame Urheimat der edlen Völker, zu denen sie gehörten. Später mehr nach Süden zu hinabziehend, erreichten sie den Mittelrhein und die obere Donau und verweilten daselbst lang genug, um das Gepräge der dort heimischen Rassenart zu bekommen, wofür der keltisierte Charakter ihrer Mundart Zeugnis ablegt[1]. Trotz dieser Mischungen hatten sie keineswegs vergessen, wer sie waren, und noch lange nachdem sie sich im Potale niedergelassen, sahen Prosper Aquitanus, Paulus Diakonus und der Ver-

[1] Munch, S. 46 und 48.

fasser des angelsächsischen Beowulfsliedes in ihnen noch unmittelbare Nachkommen der Skandinavier[1].

Die Burgunder, die Plinius einst nach Jütland versetzte, ohne Zweifel kurze Zeit nachdem sie dort angelangt waren, gehörten, wie die Langobarden, zu dem norwegischen Zweig[2]. Sie hatten nach dem dritten Jahrhundert ihre Schritte nach Süden gelenkt, in Süddeutschland lange Zeit die Hauptrolle gespielt und sich daselbst mit den keltisierten Germanen der früheren Einfallsperioden, wie auch mit all den verschiedenen kymrischen und slawischen Elementen, die sich dort etwa noch im Verschmelzungsprozesse befanden, vermischt. Ihr Geschick glich in vielen Punkten dem der Langobarden, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Blut sich etwas länger erhalten konnte. Sie hatten das Glück, sich seit dem siebenten Jahrhundert unmittelbar von einer germanischen Gruppe bedroht zu sehen, deren Reinheit der der Goten entsprach, nämlich dem Volke der Franken. Wenn sie sich auch bald genötigt sahen, deren Botmäßigkeit anzuerkennen, so verdankten sie ihnen dafür sehr günstige Rassenbeimischungen.

Die Franken, welche fast alle übrigen Zweige des gemeinsamen Stammes, selbst den der Goten, als mächtiges Volk überlebten, waren von den römischen Schriftstellern des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in dem Kerne ihrer Rasse kaum dunkel erkannt worden[3]. Ihr Königsstamm, die Merowinger, wohnte damals auf einem ziemlich beschränkten Gebiete, das zwischen den Mündungen der Elbe

---

[1] Ebenda.

[2] Keferstein, Kelt. Altertümer, Bd. I, XXXI, macht auf gotische und vandalische Mischungen in ihrer Zusammensetzung in dem Augenblicke ihrer Ankunft am Rhein aufmerksam. Nichts kann in der Tat wahrscheinlicher sein. Ich rede hier nur von ihrem ursprünglichen Zustande.

[3] Plinius kennt dieses Volk.

und der Oder, an den Ufern der Ostsee, oberhalb des einstigen Wohnsitzes der Langobarden, gelegen war, und zählte daselbst noch bis ins sechste Jahrhundert Vertreter. Nach dieser ihrer geographischen Lage ist es augenscheinlich, daß die Merowinger aus Norwegen stammten und nicht zum gotischen Zweige gehörten[1]. Nach dem fünften Jahrhundert gewannen sie ein starkes Übergewicht in der Geschichte der gallischen Länder. Und doch, keiner der Götterstammbäume, die wir heute besitzen, erwähnt ihrer und erlaubt somit, sie mit Odin in Verbindung zu bringen — eine Bedingung, welche gleichwohl nach der Anschauung der germanischen Völker für die Begründung der Rechte auf das Königtum wesentlich ist und welche die dänischen Skildinger, die schwedischen Asdinger und sämtliche Dynastien der angelsächsischen Heptarchie so gut wie die gotischen Amelungen erfüllten[2]. Trotz dieses Schweigens der Urkunden

---

[1] Es ist das von dem Anonymus von Ravenna Maurungania, das Merowingerland, genannte Land. Das Beowulfslied zeigt das Verhältnis zwischen den Merowingern und den Franken deutlich, wenn es V. 2921 ff. sagt:

„Us väs â syddan
Merevioinga milts ungyfede."

„Seit dieser Zeit ist uns das Wohlwollen der Merowinger immer versagt geblieben", d. h. seit die Franken mit dem hier Redenden im Kriege sind. — Kemble, Anglo-saxon Poëm of Beowulf, p. 206. Ettmüller, Beowulfslied, 21. J. Bachlechner, Zeitschr. f. d. Alt. Bd. VIII, S. 526. Keferstein zeigt treffend, wie die Franken auf dem Wege, den sie auf ihrer Wanderung aus dem äußersten Norden verfolgten, bis nach Gallien gelangen konnten, ohne irgendwie mit den Slawen — und irgend viel mit den reinen Kelten — in Vermischung geraten zu sein. Bd. I, S. XXXIV.

[2] Die Heldengeschlechtsregister, die uns, sei es in der Edda, sei es in den von Mönchen zusammengetragenen Jahrbüchern, sei es in den Einleitungen der verschiedenen Gesetzbücher, erhalten sind, bilden eine der wichtigsten Quellen, die man für die germanische Geschichte der ältesten Zeit zu Rate ziehen kann. Vgl. hierüber W. Grimm [Die deutsche Heldensage], W. Müller, Ettmüller [Beowulfslied, S. 7 ff.] u. a. Die Form der Namen, die Reihenfolge, in der sie

ist im Hinblick auf den unbestrittenen Vorrang der Merowinger unter den Franken und auf den Ruhm dieses Volkes nicht daran zu zweifeln, daß der göttliche Ursprung, die Abstammung von Odin, mit anderen Worten der Zustand arischer Blutsreinheit, dieser Königsfamilie nicht abging und daß nur durch die zerstörende Wirkung der Zeit ihre Rechtstitel nicht auf uns gekommen sind.

Die Franken waren ziemlich früh an den Niederrhein hinabgekommen, wo das Beowulfslied sie im Besitz der beiden Ufer des Stromes und vom Meere durch die Flamänder und die Friesen — zwei Völker, mit denen sie in enger Verbindung standen — getrennt zeigt[1]. Dort fanden sie, wohin sie auch kamen, nur im höchsten Grade und von langer Hand germanisierte Rassen[2], und diesem Umstande, im

---

aufgeführt werden, die Zahl der Odin selbst gegebenen Ahnen, endlich die Spuren von Alliteration, die sich in den Prosasammlungen finden, sind ebenso viele Züge, die mit der äußersten Aufmerksamkeit beobachtet zu werden verdienen, wegen der wichtigen Resultate, zu denen sie führen. Ich bemerke unter den Ahnen Odins vornehmlich drei Namen, Sceáf, Heremod und Géat; es sind dies ebenso viele Rassenanklänge, die sich auf die großen Nationalnamen Saka, Arya und Kheta beziehen. Man kann noch zwei andere solche hervorheben, welche auf Mischungen hindeuten, die zweifellos stattgefunden haben: Hwala, Kelte, und Finn, Finne.

[1] Die Friesen hatten sich ehedem Eotenas, Eotan oder Jutae genannt. Es waren germanisierte Jötunen. Ettmüller, Beowulfslied, S. 36.

[2] Unter diejenigen, welche es am wenigsten waren, kann man die Ubier rechnen. Aber das keltische Element war darum doch nicht minder durch die Mischungen anderer Art, welche die Römer herbeigeführt hatten, bei diesem Volke sehr geschwächt worden. Diefenbach, Celtica. I, S. 68. Die Sikambrer, deren Name eine Rolle in unserer ältesten Geschichte spielt, waren unbedingt in sehr hohem Grade germanisiert, da ihre geographische Lage es so mit sich brachte. Indessen ist ihr Name keltisch und erinnert an den der Segobrigi, eines Volkes, das in sehr alter Zeit der phokäischen Kolonie in Massilia bekannt war. Dieser Name scheint die berühmten Ambrer oder Kymren zu bezeichnen.

Verein mit ihrem späten Aufbruch aus den am meisten arischen Ländern, entnahmen sie mächtige Bürgschaften der Kraft und der Dauer für das Reich, das sie gründen sollten. Wenn sie indessen in letzterer Beziehung begünstigter waren als die Vandalen, die Langobarden, die Burgunder und selbst die Goten, so waren sie es doch weniger als die Sachsen, und wenn sie mehr Glanz besaßen als diese, so standen sie ihnen doch an langer Lebensdauer nach. Letztere wurden nie durch ihre auswärtigen Eroberungen in das Mark der römischen Welt geführt[1]; folglich hatten sie keine Berührung mit den am stärksten gemischten, am längsten zivilisierten, aber auch am meisten entkräftenden Rassen. Kaum kann man sie unter die Zahl der Völker rechnen, welche in das Reich einfielen, wiewohl ihre Bewegungen fast zur selben Zeit wie die der Franken begonnen haben. Ihre hauptsächlichsten Kraftäußerungen waren auf Ostdeutschland und die britischen Inseln des westlichen Ozeans gerichtet. Sie trugen also in keiner Weise zur Verjüngung der römischen Massen bei. Dieser Mangel an Berührung mit dem Mark der zivilisierten Welt, der ihnen zunächst vielen Ruhm vorenthielt, ist ihnen im höchsten Grade günstig gewesen. Die Angelsachsen bilden unter allen der skandinavischen Halbinsel entstammenden Völkern das einzige, das in neuerer Zeit einen gewissen augenscheinlichen Teil des arischen Grundwesens bewahrt hat. Es ist das einzige, das genau genommen noch in unseren Tagen lebt. Alle anderen sind mehr oder minder verschwunden und ihr Einfluß macht sich nur noch im latenten Zustande geltend.

Bei dem Bilde, das ich soeben gezeichnet, habe ich die Einzelheiten beiseite gelassen. Ich habe mich nicht damit aufgehalten, die unzähligen kleinen Gruppen zu beschreiben, die, immer in Bewegung, unaufhörlich die Wege der be-

[1] Keferstein, a. a. O. Bd. I, S. XXXIV.

deutenderen Massen kreuzend und wieder kreuzend, dazu beitragen, den Einfällen des vierten und fünften Jahrhunderts jenes fieberhafte und aufgeregte Ansehen zu geben, das keine der geringsten Ursachen ihrer Größe ist. Man müßte sich von Rechts wegen jene Myriaden von Stämmen, Heeren und auf der Heerfahrt begriffenen Trupps lebendig und in unaufhörlichem Tumulte vorstellen, die, durch die verschiedensten Ursachen getrieben, bald durch den Druck der Nebenbuhlervölker, bald durch die übermäßige Vermehrung der Bevölkerung, hier durch die Hungersnot, dort durch einen plötzlich erwachten Ehrgeiz, andere Male durch die einfache Liebe zu Ruhm und Beute, sich in Marsch setzten und, von der Siegesgöttin begünstigt, nach und nach die furchtbarsten Erschütterungen herbeiführten[1]. Vom Schwarzen, vom Kaspischen Meere bis zum Atlantischen Ozean war alles in beständiger Aufregung. Die keltische und slawische Unterschicht der ländlichen Bevölkerungen flutete, von dem arischen Ungestüm mit fortgerissen, unaufhörlich von einem Lande ins andere hinüber, und die Mongolenreiter Attilas und seiner Verbündeten bahnten sich unter tausend lärmenden Haufen ihren Weg durch jene Wälder von Schwertern und jene verstörten Herden von Landleuten und zogen nach allen Richtungen unaustilgbare Furchen. Es war ein unerhörtes Chaos. Wenn an der Oberfläche gewaltige Ursachen der Verjüngung erschienen, so sanken in die Tiefen neue Rassenelemente der Erniedrigung und des Verfalles hinab, welche die Zukunft leichten Spieles zur Entwicklung bringen sollte.

---

[1] Zu dieser Zahl gehören die Asdinger, die Skiren, die Rugier, die Gepiden und vor allem die Heruler. Alle diese Gruppen, welche, ebenso wie die Leute des Ariovist, nicht sowohl Herberge suchende Völker als vielmehr Heere, oder auch nur Trupps im Felde, bildeten, kehrten sehr oft in den Norden zurück, nachdem sie dem Süden großen Schrecken eingejagt. Munch, S. 44.

Fassen wir jetzt die Gesamtheit der arischen Bewegungen in Europa, d. h. der Bewegungen, welche zur Bildung der germanischen Gruppen und zu deren Hereinbrechen über die Grenzen des Römischen Reiches führten, noch einmal zusammen. Um das achte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lenken die sarmatisch-roxolanischen Stämme ihre Schritte nach den Ebenen der Wolga. Im vierten besetzen sie Skandinavien und einige Punkte der Ostseeküste nach Südosten zu. Im dritten beginnen sie in zwei Richtungen nach den mittleren Gegenden des Kontinents zurückzuströmen. In den westlichen Gebieten treffen ihre ersten Wellen auf Kelten und Slawen, im Osten außer diesen letzteren auf ziemlich zahlreiche arische Trümmer, die von den sehr alten Einfällen der Sarmaten, Geten und Thraker, kurz der Seitenverwandten ihrer eigenen Ahnen, herrührten, um hier die letzten Völker edler Rasse, die fortwährend noch aus Asien hervorkamen, gar nicht zu rechnen. Daher das entschiedene Übergewicht bei den gotischen Stämmen, welche solche Mischungen nicht schwächen konnten. Allgemach indessen stellte sich die Gleichheit, das Rassengleichgewicht zwischen den beiden Strömen wieder her. In dem Maße wie die Schichten der ersten Sendlinge im Westen durch neue, reinere überdeckt werden, erheben sich die skandinavischen Einfallsmassen zu den größten Verhältnissen, so daß, wenn die Sikambrer und die Cherusker sehr bald den Mannen des Gotenreiches nicht mehr ebenbürtig gewesen waren, die Franken dafür kühnlich als die würdigen Brüder von Hermanrichs Kriegern betrachtet werden dürfen, und vollends haben die Sachsen derselben Epoche ein Anrecht auf das gleiche Lob.

Aber zur selben Zeit, wo so viele große Rassen nach Südgermanien, Gallien und Italien herbeiströmten, rissen die Hunnenkatastrophen die Goten und die letzten Alanen von ihren slawischen Untertanen los und versetzten sie in

Masse nach den Punkten, wo die anderen germanischen Völker sich ebenfalls mehr und mehr ansammelten. Dies hatte zur Folge, daß Osteuropa, seiner arischen Kräfte fast ganz beraubt, der Gewalt der Slawen und der Eindringlinge finnischer Rasse zurückverfiel, welche letzteren die Slawen endgültig in die unheilbare Erniedrigung versenken sollten, aus der edlere Beherrscher sie niemals zu ziehen vermocht hatten. Es hatte ferner zur Folge, daß alle Kräfte des germanischen Wesens sich mehr und mehr fast ausschließlich in den westlichsten Teilen des Festlandes, ja sogar im Nordwesten, häuften. Aus dieser Verteilung der Rassenelemente sollte der ganze Aufbau der neueren Geschichte sich ergeben. Jetzt müssen wir, ehe wir weitergehen, diese arisch-germanische Familie, deren Etappen wir soeben verfolgt haben, an sich näher betrachten. Nichts erscheint dringender geboten, als ihren Wert genauer zu bestimmen, ehe wir sie in die degenerierte Römerwelt einführen.

Drittes Kapitel

Geistige Veranlagung der ursprünglichen germanischen Rassen

Die arischen Völker Europas und Asiens, in ihrer Gesamtheit genommen, in ihren gemeinsamen und typischen Eigenschaften betrachtet, haben uns allesamt durch jene gebieterische Herrscherhaltung in Erstaunen gesetzt, welche sie beständig gegen die anderen Völker einnahmen, selbst gegen die gemischten und die weißen, inmitten derer oder neben denen sie lebten. Bei diesem bloßen Anblicke ist es schon schwer, ihnen nicht dem übrigen Menschengeschlecht gegenüber einen tatsächlichen Vorrang zuzuerkennen; denn in Fällen dieser Art muß, was scheint, auch wirklich sein. Indessen darf man sich über die Natur dieses Vorrangs nicht täuschen und ihn in Tatsachen suchen oder finden wollen, die nicht seinen besonderen Charakter ausmachen würden. Ebensowenig darf man ihn durch gewisse Einzelheiten verdunkelt und in Frage gestellt wähnen, welche den bei der gemeinhin angenommenen Vorstellung von Überlegenheit herrschenden Vorurteilen widerstreiten. Die der Arier beruht nicht auf einer außergewöhnlichen und beständigen Entwicklung der sittlichen Eigenschaften; sie besteht in einem größeren Vorrat an Anlagen, von denen diese Eigenschaften herrühren.

Wir dürfen nie vergessen, daß es sich beim Studium der Geschichte der Gesellschaften in keiner Weise um die

Moralität an sich handelt. Weder durch Laster noch durch Tugenden unterscheiden sich Zivilisationen ihrem Wesen nach voneinander, wiewohl sie, wenn man sie als Ganzes faßt, in dieser Beziehung mehr wert sind als die Barbarei; aber es ist dies doch eine nur nebensächliche Folge ihrer Leistungen. Was hauptsächlich ihre Physiognomie ausmacht, sind die geistigen Anlagen, die sie besitzen und zur Entwicklung bringen.

Der Mensch ist das böse Tier par excellence. Seine mannigfacheren Bedürfnisse peinigen ihn mit mehr Stacheln. In seiner Gattung wiederum hat er um so mehr Bedürfnisse, und folglich Leiden, und folglich Anreizungen zum Bösen, je intelligenter er ist. Es könnte also natürlich scheinen, daß seine bösen Instinkte sich im geraden Verhältnis zu der Notwendigkeit, mehr Hindernisse zu brechen, um zu einem Zustande von Befriedigung zu gelangen, vermehrten. Aber dank einer glücklichen Ausgleichung ist dem nicht so. Die Vernunft, die, je höher ihre Ziele und ihre Ansprüche sind, zugleich desto vollkommener ist, klärt das Geschöpf, das sie leitet, über die schlimmen praktischen Folgen einer zu unbedingten Hingabe an alle Einflüsterungen des Eigennutzes auf. Die Religion, welche dieses Geschöpf, selbst wenn sie unvollkommen oder falsch ist, doch immer einigermaßen höher faßt, verbietet ihm, bei jeder Gelegenheit seinem Hang zur Zerstörung nachzugeben.

So ist der Arier immer, wenn auch nicht der beste der Menschen unter dem Gesichtspunkte der praktischen Moral, doch wenigstens der über den inneren Wert der Handlungen, die er begeht, am besten aufgeklärte. Seine Glaubensbegriffe sind auf diesem Gebiete immer die ausgebildetsten und vollkommensten, wiewohl sie eng von dem Zustande seines Geschickes abhängig sind. Solange er der Spielball einer zu unsicheren Lebenslage ist, bleibt sein Leib gepanzert und sein Herz desgleichen; hart gegen seine eigene Person,

ist er auch erbarmungslos gegen andere, und über nichts darf man sich weniger wundern: aus dieser unbeugsamen Grundauffassung heraus übt er jene Gerechtigkeit, deren Unbestechlichkeit Herodot bei den kriegerischen Skythen rühmte. Hier besteht das Verdienst in der Redlichkeit, mit welcher ein im übrigen vielleicht so grausames Gesetz angenommen wird, ein Gesetz, das nur in dem Verhältnisse milder wird, als es der Atmosphäre der umgebenden Gesellschaft selbst gelingt, einen gemäßigteren Charakter anzunehmen.

Der Arier ist also den übrigen Menschen hauptsächlich in dem Maße seiner Intelligenz und seiner Energie überlegen, und dank diesen beiden Anlagen ist es ihm, wenn es ihm gelingt, seine Leidenschaften und seine materiellen Bedürfnisse zu besiegen, ebenfalls vergönnt, zu einer unendlich viel höheren Moralität zu gelangen, wiewohl man im gewöhnlichen Lauf der Dinge bei ihm ebenso viele tadelnswerte Handlungen rügen kann, als bei den Individuen der beiden anderen, niederen Rassen.

Dieser Arier tritt uns jetzt in dem westlichen Zweige seiner Familie vor Augen, und da erscheint er uns denn ebenso kraftvoll gebaut, ebenso schön von Anblick, ebenso kriegerisch von Herzen wie wir ihn vordem in Indien und Persien wie im homerischen Hellas bewundert haben[1]. Eine der ersten Beobachtungen, zu denen der Anblick der germanischen Welt Anlaß bietet, ist abermals die, daß der Mann darin alles und das Volk gar wenig bedeutet. Man gewahrt hier das Individuum, ehe man der Masse in ihrer Vereinigung ansichtig wird — ein wesentlicher Umstand, der das Interesse in um so höherem Grade erwecken wird, je sorgfältiger man ihn mit dem Schauspiele vergleicht, das die semitischen, hellenischen, römischen, kymrischen und slawischen Mischlingshaufen darbieten. Dort sieht man fast nur die

[1] „L'inclito mio figlio Rama dagli occhi del color del loto." Ramayana, T. VII, Ayodhyacanda, cap. III, p. 218.

Massen; der Mensch zählt für nichts und tritt um so mehr zurück, je stärker bei der größeren Kompliziertheit der Rassenmischung, der er angehört, die Verwirrung geworden ist.

So auf eine Art Piedestal gestellt und sich von dem Boden seiner Tätigkeit abhebend, ist der germanische Arier ein gewaltiges Wesen, das zuerst den Blick auf sich selber lenkt, ehe es erlaubt, daß man ihn über die es umgebende Sphäre hinschweifen läßt. Alles, was dieser Mensch glaubt, alles was er sagt, alles was er tut, gewinnt so eine überragende Bedeutung.

In der Religion und Kosmogonie sind seine Glaubenssätze folgende: die Natur ist ewig, die Materie unendlich[1]. Indessen ist doch der „gähnende Abgrund", gap ginnunga, das Chaos, allen Dingen vorangegangen. „Da war", sagt die Völuspa[2], „nicht Sand, nicht See, noch salzige Wellen. Nicht Erde fand sich, noch des Himmels Hülle. Aus der Finsternis entsprangen zwölf Ströme, die im Fließen erstarrten."

Da schmolz die linde Luft des Südens, des Landes des Feuers, das Eis; seine Wassertropfen gewannen Leben, und der Riese Ymir, die Personifikation der belebten Natur, erschien. Bald schlief er ein, und aus seiner geöffneten linken Hand und aus seinen Füßen, die einander befruchteten, ging das Geschlecht der Riesen hervor[3].

Indessen taute das Eis weiter auf, und es entstand daraus die Kuh Audhumbla. Sie ist das Symbol der organischen Kraft, die allen Dingen Bewegung verleiht. Gleichzeitig entsproß auch ein Wesen, namens Buri, jenen Wassertropfen und hatte einen Sohn Bör, der durch seine Verbindung mit der Tochter eines Riesen den drei ersten,

---

[1] W. Müller, Die altdeutsche Religion. S. 163.
[2] Völuspa, Str. 3.
[3] W. Müller, S. 164.

ältesten und ehrwürdigsten Göttern Odin, Wili und We das Leben gab[1].

Diese drei, die somit erst kamen, als die große Weltschöpfung bereits vollendet war, hatten nur das Einrichten ins Werk zu setzen, und in der Tat war dies ihre Aufgabe. Sie ordneten die Welt, und aus zwei Baumstämmen, die am Meeresgestade gestrandet waren, bildeten sie die rauhen Ureltern des Menschengeschlechts. Eine Eiche ward zum Manne, eine Weide ward das Weib[2].

Diese Lehre ist immer nur der arische Naturalismus, beeinflußt durch im äußersten Norden ausgebildete Ideen[3]. Die lebendige und intelligente Materie, wie sie hier wieder durch den ganz asiatischen Mythus von der Kuh Audhumbla dargestellt wird, behauptet sich darin sogar über den drei Hauptgottheiten. Sie sind nach ihr geboren: Nichts kann daher weniger Wunder nehmen, als daß sie an ihrer Ewigkeit keinen Teil haben. Sie müssen untergehen; sie müssen

---

[1] W. Müller, S. 165. Es ist überflüssig, hier die weitere Entwicklung dieses Götterverzeichnisses zu geben, das schließlich zwölf Hauptgötter und eine Menge göttlicher Persönlichkeiten jeden Ranges und jeder Herkunft enthält; es gab nämlich Wanen-, Jötunen- und Alfengötter, wie es Asengötter gab.

[2] W. Müller, a. a. O. S. 164. Völuspa, Str. 17. Ich entwickle hier nur die Hauptzüge der skandinavischen Theologie und Kosmogonie, indem ich vornehmlich nur bei den ältesten Partien verweile. Die jüngere Edda zeigt zahlreiche Züge von Sagen, die nicht ursprünglich arisch, oder die erst nach der Ankunft der Roxolanen im äußersten Norden ausgebildet sind. Die ehrwürdigste skandinavische Urkunde, die Völuspa, ist in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung verfaßt worden. Dietrich erkennt darin Spuren fünf verschiedener, weit älterer Dichtungen. Dietrich, Das Alter der Völuspa. In der Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. VIII, S. 318.

[3] Nach Cäsars Ansicht erkannten die Germanen nur die Naturkräfte, die sich ihren Blicken offenbarten, als Gottheiten an und verehrten daher nur Sonne, Mond und Feuer, Sol, Luna, Vulcanus. Bell. Gall. VI, 21.

eines Tages verschwinden, besiegt durch die Riesen, die organisierten Naturkräfte, und dieser Bau der Welt, deren Ordner sie sind, ist bestimmt, mit ihnen, mit den Menschen, ihren Geschöpfen, zu versinken, um neuen Ordnern, einer Neueinrichtung aller Dinge, neuen Geschlechtern von Sterblichen Platz zu machen. Noch einmal, schon die alten Heiligtümer Indiens kannten das Wesentliche von allen diesen Vorstellungen[1].

Vergängliche Götter, so groß sie auch sein mochten, standen den Menschen nicht allzu fern. Auch hatte der germanische Arier die Gewohnheit, sich bis zu ihnen zu erheben, nicht verloren. Seine Verehrung für seine Ahnen verwechselte diese letzteren gern mit den höheren Mächten und verwandelte sich leicht in Anbetung. Er gefiel sich darin, sich als den Nachkömmling eines Größeren als er selbst zu betrachten; und ebenso wie so viele hellenische Geschlechter eine Verbindung mit Zeus, Poseidon und dem Gotte von Chryse beanspruchten, so auch zog der Skandinavier stolz die Linie seines Stammes bis zu Odin oder den anderen Göttergestalten, welche die natürlichen Folgen des Symbolisierens zwanglos um die ursprüngliche Dreieinigkeit emporwachsen ließen[2].

Der Anthropomorphismus war diesen uranfänglichen Vorstellungen gänzlich fremd[3]; er gesellte sich ihnen erst sehr spät und unter dem unwiderstehlichen Einflusse der Rassenmischungen bei. Solange der Sohn der Roxolanen rein blieb, sah er die Götter gerne nur im Spiegel seiner Phantasie, und es widerstrebte ihm, sich Bilder von ihnen zu machen, die sich berühren ließen. Er liebte es, sie sich

[1] W. Müller, a. a. O. S. 175.

[2] Die edelsten Familien stellten sich, in Erinnerung an das Gardarike, vor, daß ihre Ahnen in Asgard, das die Überlieferung vergöttlicht hatte, gelebt hätten. Munch, a. a. O. S. 53.

[3] W. Müller, a. a. O. S. 64 ff. Tac. Germ. 9, 43.

vorzustellen, wie sie, halb verborgen, in dem vom Schein der untergehenden Sonne geröteten Gewölk schwebten. Das geheimnisvolle Rauschen der Wälder offenbarte ihm ihre Anwesenheit[1]. Er glaubte eine Ausstrahlung ihres Wesens auch in gewissen ihm kostbaren Gegenständen zu finden und verehrte solche dementsprechend. Die Quaden schwuren auf Schwerter, wie es auch bereits die Thraker getan hatten. Die Langobarden ehrten eine goldene Schlange; die Sachsen eine aus einem Löwen, einem Drachen und einem Adler gebildete mystische Gruppe; die Franken hatten ebenfalls ähnliche Gebräuche[2].

Aber Verbindungen mit den europäischen Mischlingen ließen sie später das sinnliche Pantheon der Slawen und der Kelten ganz oder teilweise annehmen. Da erst wurden sie Götzendiener. Bei den Sueven gewährte man dem wilden Kultus der Göttin Nerthus Aufnahme und gewöhnte sich, einmal im Jahre ihr verhülltes Standbild in einem Wagen herumzufahren[3]. Der Eber der Freia, das Lieblingssymbol der Kelten, wurde von den meisten germanischen Völkern angenommen, die ihren Helmschmuck damit krönten und ihn von den Giebeln ihrer Paläste herabschimmern ließen. Vordem, in den rein arischen Zeiten, hatten die Germanen

---

[1] Tac. Ann. XIII. 55. Germ. 45. Sie besaßen und duldeten keine Tempel, während die keltischen Bevölkerungen Galliens und Deutschlands solche hatten.

[2] W. Müller, a. a. O. S. 67, 70 u. ö.

[3] Alle von den römischen Schriftstellern angedeuteten Kulte tragen die Spur und offenbaren die Macht des keltischen Einflusses. Nerthus, mater deum, findet sich im keltischen nerth, Kraft, Hilfe und im gälischen nearth, das denselben Sinn hat, wieder. Der Gebrauch, mit Vorliebe Inseln zu Heiligtümern zu weihen, ist durchaus keltisch. W. Müller, a. a. O. S. 37. Dieser macht auf religiöse Gebräuche slawischen Ursprungs bei den Dänen aufmerksam. Ebd. Die Isis, von der Tacitus spricht, und die er zu seinem Erstaunen bei den Sueven findet, war Hesu oder Hu, eine keltische Gottheit par excellence. Tac. Germ. 9.

die Tempel gar nicht auch nur gekannt. Schließlich aber besaßen sie solche, in denen sie dann ungeheuerliche Götzenbilder in Masse aufstellten[1]. Wie es den alten Kymren begegnet war, mußten nun auch sie ihrerseits den zähesten Instinkten der niederen Rassen, inmitten derer sie sich niedergelassen hatten, willfahren[2].

Ebenso geschah es mit den Formen des Kultus, wiewohl hier der Verfall mit etwas mehr Maß vor sich ging. Ursprünglich war der germanische Arier für sich allein sein einziger Priester, und selbst lange, nachdem solche von Volks wegen eingesetzt waren, bewahrte jeder Krieger an seinem häuslichen Herde noch die priesterliche Gewalt[3]. Sie blieb sogar ein Zubehör des Grundeigentums, und die Veräußerung eines Gutes zog die des Rechtes, daselbst zu opfern, nach sich[4]. Als dieser Stand der Dinge eine Änderung erfuhr, trat der germanische Priester nur für die Gesamtheit des Stammes in Tätigkeit. Er war übrigens immer nur

---

[1] Adam von Bremen spricht von einer Statue des Wodan, die sich zu seiner Zeit im Tempel zu Upsala befand. W. Müller, S. 195.

[2] Es kam sogar vor, daß irgendein Gott, der in Skandinavien als einer der mächtigsten galt, Wodan z. B., bei den halbgermanisierten Stämmen Süddeutschlands fast unbekannt war. Die Bayern kannten ihn nicht, oder richtiger gesagt, der germanische Teil ihrer Rasse hatte ihn nicht beibehalten. W. Müller, S. 76.

[3] W. Müller, a. a. O. S. 52, 81 und 83.

[4] Unter dem keltischen, slawischen und finnischen Einflusse entwickelten sich mit der Zeit die Verrichtungen und, wie man heutzutage sagen würde, die Spezialitäten des Gottesdienstes oder auch nur des Aberglaubens wahrhaft überreichlich. Zu gleicher Zeit, wo es bei den Goten, den Thüringern, den Burgundern und den Angelsachsen Oberpriester gab, die zuletzt sogar, namentlich bei den Burgundern einen gewissen politischen Einfluß ausübten, existierten auch Wahrsager, Zauberer, Hexenmeister, Schamanen jeder Art. Die einen deuteten die Träume, die anderen ergründeten die Zukunft mittels Nestelknüpfens. Man nannte diese letzteren caragii, vom keltischen carai, ein Strickchen. W. Müller, a. a. O. S. 83. Aber alles dieses gilt nicht für die rein germanischen Völker.

das, was bei den Hindu-Ariern in vorvedischer Zeit der Purohita gewesen war. Er bildete keine besondere Kaste wie die Brahmanen, keinen mächtigen Stand wie die Druiden, und da er nicht minder streng von der kriegerischen Tätigkeit ausgeschlossen war, so blieb ihm nicht die leiseste Möglichkeit, die Gesellschaftsordnung zu beherrschen oder auch nur zu leiten. Indessen hatten doch die Arier kaum öffentliche Priester anerkannt, als sie ihnen vermöge eines Gefühles, in dem sich eine gewaltige und tiefe Weisheit aussprach, die feierlichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens anvertrauten, indem sie sie damit beauftragten, in den politischen Versammlungen die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Urteilssprüche der peinlichen Gerichtsbarkeit zu vollstrecken. Daher bei diesen Völkern die sogenannten Menschenopfer[1].

Der Verurteilte wurde, nachdem er seinen Spruch vernommen, aus der Gesellschaft ausgestoßen und dem Priester, d. h. dem Gotte, überliefert. Eine geweihte Hand verhängte das letzte Strafgericht über ihn und brachte so den Zorn der Götter gegen ihn zum Schweigen. Er fiel nicht sowohl, weil er die Menschheit beleidigt, als weil er die Gottheit, die Schützerin des Rechts, aufgebracht hatte. Die Züchtigung erschien so weniger schimpflich für die Würde des Ariers und, wie wir gestehen müssen, auch sittlich berechtigter, als wie unsere Rechtsgewohnheiten sie gestalten, kraft deren ein Mann einfach dafür umgebracht wird, daß er einen anderen umgebracht hat, oder, nach einer noch engherzigeren Auffassung, ganz einfach, damit er gezwungen werde, es dabei bewenden zu lassen[2].

---

[1] W. Müller, a. a. O. S. 52.

[2] Die Menschenopfer sind bei den Goten, bei den Herulern, bei den Sachsen, bei den Friesen, bei den Thüringern und bei den Franken in der Zeit, wo letztere bereits Christen waren, durch sichere Zeugnisse beglaubigt. W. Müller, a. a. O. S. 75—79. Das Pferde-

Man hat sich mit mehr oder minder Recht gefragt, ob die semitischen Völker von Hause aus eine sonderlich klare Vorstellung vom anderen Leben gehabt hätten. Bei keiner arischen Rasse wäre dieser Zweifel möglich. Der Tod war für alle immer nur ein zwar enger, aber nichtssagender Durchgang, der sich nach einer anderen Welt auftat. In dieser dachten sie sich verschiedene Lose, für die aber übrigens nicht das Verdienst der Tugend oder die dem Laster zukommende Strafe entscheidend ins Gewicht fiel. Der Mann von edler Rasse, der echte Arier, gelangte allein durch die Macht seiner Herkunft zu allen Ehren Walhalls, während die Armen, die Gefangenen, die Sklaven, mit einem Wort die Mischlinge und die Wesen niederer Geburt, ohne Unterschied in die eisige Finsternis von Niflheim hinabsanken[1].

Diese Anschauung paßte offenbar nur während der Zeit, wo aller Ruhm, alle Macht, aller Reichtum in den Händen der Arier vereinigt und wo kein Arier arm und zugleich kein Mischling reich war. Aber als die Ära der Rassenmischungen diese ursprüngliche Einfachheit der gegenseitigen Verhältnisse vollständig gestört hatte und man, was ehedem für unmöglich erachtet worden wäre, Leute von edler Herkunft im Elend und Slawen, Kymren, ja sogar Tschuden, Finnen im Überfluß leben sah, da änderten sich die auf das zukünftige Leben bezüglichen Glaubenssätze, und man nahm Anschauungen an, die der damaligen Verteilung der

---

opfer war ebenfalls in der ältesten germanischen Zeit, wie das Asvamedha bei den Hindu-Ariern, eine der feierlichsten und verdienstlichsten Zeremonien des Gottesdienstes.

[1] Diese Vorstellung erhielt sich sehr lange bei den Ariern Indiens. In der Heroenzeit herrschte sie noch, wie folgende Stelle bezeugt: „Chi ha sortito il nascere da una schiatta pari alla tua, non può ire in infimo luogo; per laqual cosa tu, privato della terrestre sede, vanne ai mondi dove stilla il nettare.“ Ramayana, T. VI, Ayodhyacanda, cap. LXVI, p. 394.

sittlichen Eigenschaften bei den Individuen besser entsprachen[1].

Die Edda teilt das Weltall in zwei Teile[2]. Im Mittelpunkt des Ganzen ist die Erde, der Sitz der Menschen, in der Gestalt einer flachen Scheibe, wie sie Homer beschrieben hat, von allen Seiten vom Ozean umgeben. Über ihr breitet sich der Himmel, die Wohnung der Götter, aus. Im Norden tut sich eine düstere Eiswelt auf, von der die Kälte kommt, im Süden eine Feuerwelt, in welcher die Hitze entsteht. Im Osten liegt Jötunheimr, das Land der Riesen; im Westen Svartalfaheimr, die Wohnung der schwarzen bösen Zwerge. Sodann in unbestimmter Lage Vanaheimr, die von den Wenden bewohnte Gegend[3].

Wenn wir hier mit dieser Beschreibung einhalten, in welcher die kosmogonischen Vorstellungen sich mit der einfachen Geographie verbinden, so haben wir die genaue Wiederholung des Systems der sieben brahmanischen Divishads, oder was auf dasselbe hinausläuft, der sieben iranischen Kischwers[4] und, wie wir alsbald sehen werden, vom Ge-

---

[1] W. Müller, a. a. O. S. 410.

[2] Völuspa, Str. 3.

[3] Völuspa, an verschiedenen Stellen. Man findet in den Namen, welche die Völuspa den Zwergen gibt, sehr bedeutsame Bezeichnungen, wie Nar, Naïn Strophe 11; Nori, Ann und Anar, dann nochmals Nar, dann Nyradr Strophe 12; Nali und Hannar Strophe 13; Alfr Strophe 15; Finnar und Ginnar Strophe 16. Es ist bemerkenswert, daß die Zwerge so wenig als die Riesen von den Göttern geschaffen worden sind, wie die Menschen, sondern das unmittelbare Erzeugnis der Naturkräfte sind.

[4] An letzteren Teil der Kosmogonie der Urarier müssen wir sogar die der Skandinavier, der rechtmäßigen und unmittelbaren Nachkommen der Reitersleute Turans, anschließen. Wenn wir die Abstammung der arischen Ideen verfolgen wollen, so dürfen wir nie aus den Augen verlieren, daß die Hindu, die allerdings bis auf unsere Tage den reichsten Schatz davon bewahrt haben, gleichwohl nicht die Vermittler sind, denen wir sie verdanken. Auf dem Wege

sichtspunkte der ersten germanischen Arier eine vollständige Welt. Das skandinavische Gebiet nimmt das Zentrum ein, es ist das Land der Menschen par excellence. Darüber erstreckt sich der Himmel. Der Nordpol sendet ihm die Kälte; die südlichen Gegenden das Wenige von Wärme, das bis zu ihm gelangt. Im Osten, d. h. nach der Ostseeküste zu, sind die Hauptstämme der gemischten Geten, im Westen, zwischen Südschweden und der Küste des nördlichen Meeres, die Lappen, ziemlich an allen Enden Wenden und Kelten, die begreiflicherweise zusammengeworfen werden. Die positiven Kenntnisse jener Zeit gestatten hierzu nichts weiter hinzuzufügen. Aber die Kosmographen der Skandinavier begnügten sich bei ihrer Gedankenarbeit nicht mit diesen alten Vorstellungen; sie wollten neun Himmelsstriche, neun Divishads, neun Kischwers haben, anstatt der sieben, welche ihre Vorväter gekannt, und um diese Zahl zu erreichen, ersannen sie zwei neue Himmel, die über dem der Götter angebracht wurden, und nannten sie, den einen Liôsalfaheimr oder Andlângr, den anderen Vidhblâinn[1]. Alle beide sind von Lichtelfen bewohnt. Dieser Einfall würde durchaus willkürlich und überflüssig sein, wenn er sich nicht irgendwie auf die Unterscheidung gründete, welche die ältesten Arier Hochasiens zwischen der unmittelbaren Atmosphäre der Erde und dem eigentlichen Himmel, dem Feuerhimmel,

---

nach dem Gangestale haben sie nichts für die Aufklärung des Abendlandes tun können, vielmehr sind wir für das, was wir in unseren germanischen Altertümern von dem alten Bestande der Urkenntnisse noch besitzen, vor allem den arischen Gruppen Sogdianas und der weiter oberhalb gelegenen Länder verpflichtet. Leider ist die im übrigen mit Recht von der hohen Bedeutung der Veden ganz eingenommene Philologie, zumal in Frankreich, ganz in einer Verkennung dieser Wahrheit befangen und trägt sogar kein Bedenken, die Germanen von den Ufern der Jamuna her auswandern zu lassen, was schon an sich eine Abgeschmacktheit ersten Grades bedeutet.

[1] W. Müller, a. a. O. S. 163.

in dem sich die Gestirne bewegen, gemacht zu haben scheinen[1].

Dies waren die Ansichten, welche der germanische Arier über die höchsten Gegenstände der Betrachtung hegte. Er entnahm ihnen unschwer einen hohen Begriff von sich selbst und seiner Rolle in der Schöpfung, um so mehr, als er sich darin nicht allein als einen Halbgott, sondern auch als den uneingeschränkten Besitzer eines Teiles dieses Midgard, oder Mittellandes, das die Natur ihm als Wohnsitz angewiesen hatte, betrachtete. Er hatte sein Grundeigentum in einer seinen stolzen Instinkten durchaus entsprechenden Weise eingerichtet. Zwei Arten von Eigentum waren bei ihm in Gebrauch.

Die älteste ist unstreitig die, deren Grundgedanken er aus Hochasien mitgebracht hatte: das Odal[2]. Dieses Wort schließt die beiden Vorstellungen des Adels und des Besitzes in so enger Vereinigung in sich, daß es sehr schwer fällt, zu ergründen, ob ein Mann Grundbesitzer war, weil er adelig war, oder umgekehrt[3]. Aber es ist kaum zu bezweifeln,

---

[1] Wenn die skandinavischen Anschauungen genauer als bisher mit den iranischen Vorstellungen verglichen sein werden, wird man ohne Zweifel erkennen, daß enge Beziehungen die Himmelsbewohner von Liôsalfaheimr und Andlângr mit den Ireds und den Amesha-Spentas des Zend-Avesta verbinden.

[2] Dieses Wort ist eines der ältesten, die sich auffinden lassen, und der Begriff, den es bezeichnet, so alt wie es selbst. Es ist das lateinische aedes. Man vergleiche über seine verschiedenen Formen und Bedeutungen in den gotischen Sprachen Diefenbach, Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache. Bd. I, S. 56.

[3] Bei den Angelsachsen kam es sogar vor, daß der Verlust des Odals den der politischen Rechte und demzufolge des Standes eines Freien nach sich zog. Kemble, T. I, p. 70—71. Man kann übrigens mit vollem Recht in dieser engen Verbindung der gesetzlichen Qualität des Ariers mit der des Grundbesitzers einen Beweis dafür sehen, wie weit die Interessen der Rasse von einem Hang zum Nomadenleben entfernt waren.

daß die ursprüngliche Verfassung, die nur den Arier als echten Menschen anerkannte, auch nur in demjenigen ein regelrechtes und gesetzliches Eigentum erblickte, das er in Händen hielt, und sich einen Arier, der dieses Vorzugs beraubt gewesen wäre, nicht denken konnte.

Das Odal gehörte seinem Herrn ohne irgendwelche Einschränkung. Weder die Gemeinde noch die Behörde waren berechtigt, an dieser Art Besitz die leichteste Forderung, das allergeringste Recht geltend zu machen. Das Odal war gänzlich frei von jeder Auflage, es zahlte keine Abgaben. Es bildete eine wahre Herrschaft, eine Herrschaft, wie man sie heutzutage nicht kennt, bei welcher das bloße Eigentumsrecht, die Nutznießung und die Oberhoheit völlig zusammenfielen. Das Priesteramt war davon unzertrennlich, unzertrennlich auch die richterliche Gewalt in allen ihren Graden, in bürgerlichen wie in Strafsachen. Der germanische Arier thronte an seinem Herde und verfügte nach Belieben über sein Erbgut und über alles, was dieses bewohnte. Frau, Kinder, Diener, Sklaven erkannten nur ihn an, lebten nur durch ihn, legten ihm allein Rechenschaft ab, der seinerseits niemandem Rechenschaft ablegte. Mochte er nun auf einem menschenleeren Gebiete seine Wohnung errichtet und seine Felder angebaut, oder mochten seine eigenen Kräfte hingereicht haben, um jene dem Finnen, dem Slawen, dem Kelten oder dem Jötunen — sämtlich Leute, die von Hause aus außerhalb des Gesetzes gestellt waren — abzunehmen, seine Vorrechte fanden keine Grenzen.

Nicht ganz ebenso ging es zu, wenn er in Gesellschaft mit anderen Ariern, unter der allgemeinen Leitung eines Kriegsführers und als Teilnehmer an der Eroberung eines Gebietes auftrat, an dem ihm ein Anteil, groß oder klein, zugesprochen war. Eine solche andere Situation erzeugte auch ein anderes, gänzlich verschiedenes Verhältnis, nämlich das Lehensverhältnis; und da jene fast ausschließlich eintrat,

als die großen Wanderungen über das europäische Festland hereingebrochen waren, so müssen wir in ihr den wahren Ursprung der hauptsächlichsten staatlichen Einrichtungen der germanischen Rasse suchen. Um aber deutlich auseinandersetzen zu können, was diese Form des Eigentums bedeutete und welche Folgen sie mit sich führte, muß ich zuvor den Leser mit den Beziehungen des arisch-germanischen Menschen zu seinem Volke bekannt machen.

Insoweit er als Familienhaupt und Besitzer eines Odals in Betracht kam, beschränkten sich diese Beziehungen auf ein gar kleines Maß. Im Verein mit den anderen Kriegern bemüht, Ruhe und Frieden aufrecht zu erhalten, wählte er eine obrigkeitliche Person, welche die Skandinavier drottinn nannten und andere ihrem Blute entsprossene Völker als graf bezeichneten[1]. Aus den ältesten und edelsten Geschlechtern, denjenigen, welche auf Abstammung von den Göttern Anspruch machen konnten, gewählt, übte dieser Zwillingsbruder des indischen Viçpati eine Gewalt aus, die die denkbar beschränkteste, wenn nicht gar unsicherste war. Sein gesetzlicher Einfluß glich stark dem der Staats-

---

[1] Palgrave hat vollauf recht gehabt, wenn er sagte, daß das Königtum in den Formen und der Machtfülle, in welcher wir es nach dem fünften Jahrhundert gekannt haben, in den echt germanischen Epochen nicht existiert habe. — The Rise and Progress of the English Commonwealth. London 1832. 4°. T. I, p. 553. Weniger gut beraten ist er, wenn er in dem Worte king nur eine Entlehnung aus den keltischen Sprachen sieht. Es ist seit unvordenklicher Zeit ein Titel, den die Kriegshäupter der arischen Völker trugen. Wir haben ihn bei den U-sun gefunden, Bd. II, S. 365. Es ist der kâva der ältesten iranischen Periode: Westergaard und Lassen, a. a. O. S. 125; der ku der medischen Inschriften, ebd. S. 57 [?]. Es ist sehr merkwürdig, daß man ihn nicht den regelmäßigen und ständigen Beamten der Stämme gab. Was den Titel graf oder gerefa, bei den Angelsachsen gravio, betrifft, so ist es nicht sonderlich sicher, daß man ihn auf eine germanische Wurzel zurückführen kann. Vielleicht müssen wir seinen Ursprung bei den Kelten oder bei den Slawen suchen.

oberhäupter bei den Medern vor der Zeit des Astyages oder dem der hellenischen Könige in der homerischen Zeit. Unter der Herrschaft eines so laxen Gesetzes war jeder Arier in seinem Odal mit seinem Nachbar gleichen Volksstammes kaum enger verbunden, als es die verschiedenen Staaten untereinander sind, die gemeinsam eine Bundesregierung bilden.

Eine solche Verfassung, die, solange man numerisch schwache oder völlig von dem Bewußtsein ihrer Minderwertigkeit beherrschte Bevölkerungen sich gegenüber hatte, allenfalls anging, vertrug sich doch in keiner Weise mit dem Kriegszustand, noch auch nur mit dem Eroberungszustand inmitten widerstandsfähiger Massen. Der Arier, der bei seinem Hang zu Abenteuern vornehmlich in der einen oder anderen dieser schwierigen Lagen lebte, hatte zu viel praktischen Menschenverstand, um nicht das Heilmittel gegen das Übel zu entdecken und die Möglichkeiten aufzusuchen, seine Anwendung mit den Begriffen von persönlicher Unabhängigkeit, die ihm vor allem am Herzen lagen, in Einklang zu bringen. So kam er denn auf den Gedanken, daß mit dem Augenblick, wo er ins Feld zog, ganz eigene, ganz besondere, der regelmäßigen Verfassung des Staatskörpers völlig fremde Beziehungen zwischen dem Anführer und den Kriegern Platz greifen sollten, und diese neue Ordnung der Dinge wurde in folgender Weise begründet:

Ein bekannter Krieger erschien vor der Volksversammlung und bot sich zum Führer in dem geplanten Feldzuge an. Zuweilen, namentlich in Angriffsfällen, gab er sogar den ersten Gedanken dazu ein. Andere Male unterbreitete er nur einen Kriegsplan, der ihm eigen war und den er der Situation anpaßte. Dieser Bewerber um die Befehlshaberstelle war sorgfältig darauf bedacht, seine Ansprüche auf seine früheren Taten zu stützen und seine erprobte Tüchtigkeit zur Geltung zu bringen. Ein Mittel der Ver-

lockung aber, das er mit dem größten Erfolge anwenden konnte und das ihm den Vorrang vor seinen Mitbewerbern sicherte, war vor allem das verbürgte Anerbieten an alle diejenigen, die unter seinem Kommando kämpfen würden, ihnen persönliche Vorteile zu gewähren, würdig, ihren Mut und ihre Begehrlichkeit zu reizen. So entspann sich ein Wettstreit und ein Überbieten zwischen den Bewerbern und den Kriegern. Letztere konnten nur durch Überzeugung oder durch Verlockung dazu bestimmt werden, bei dem Unternehmer, der ihnen Taten, Ruhm und Beute verhieß, in Dienst zu treten.

Man begreift, daß viel Beredsamkeit und eine einigermaßen achtungswürdige Vergangenheit für diejenigen, welche das Kommando anstrebten, unbedingt nötig war. Man verlangte von ihnen nicht, wie von den Drottinns oder von den Grafen, die Vornehmheit der Geburt; was sie aber unerläßlich besitzen mußten, war militärisches Talent und noch mehr eine Freigebigkeit ohne Grenzen gegen den Krieger. Sonst hätte es unter ihrer Fahne nur Gefahren ohne Hoffnung auf Sieg und Belohnung gegeben.

Hatte aber der Arier sich einmal überzeugen lassen, daß der Mann, der ihn warb, alle erforderlichen Eigenschaften wirklich besaß und, nachdem er seine Bedingungen gemacht, bei ihm Dienste genommen, dann trat alsbald ein ganz neues Verhältnis zwischen ihnen ein[1]. Der freie Arier, der unumschränkte Herr seines Odals, verzichtete für eine gegebene Zeit auf den Gebrauch der meisten seiner Vorrechte und wurde, immer unter Achtung der gegenseitigen Verbindlichkeiten, der Dienstmann seines Kriegsführers, dessen Macht so weit gehen konnte, daß er sein Leben in der

---

[1] Das Recht des freien Mannes, sich seinen Führer zu wählen, erhielt sich sehr lange in der angelsächsischen Verfassung. Die Ausleger des Doomsday-Book nennen es Commendatio. Palgrave, Rise and Progress of the English Commonwealth. T. I, p. 15.

Hand hatte, wenn er den Pflichten, die er übernommen, nicht nachkam.

Der Kriegszug begann; er verlief glücklich. Im Prinzip gehörte die Beute ganz und gar dem Führer, aber unter der ausdrücklichen und strengen Verpflichtung, sie mit seinen Gefährten zu teilen, und zwar nicht nur in dem Umfange der ausgetauschten Zusagen, sondern mit äußerster Verschwendung. Diesem Gebote untreu werden, wäre ebenso gefährlich wie unklug gewesen. Die skandinavischen Gesänge nennen mit Absicht den berühmten Kriegsführer „den Feind des Goldes", weil er solches nicht behalten darf; den „Wirt der Helden", weil er seinen Stolz darein setzen muß, sie in seiner Wohnung zu beherbergen, sie an seiner Tafel zu versammeln, ihnen lange Festschmause, Vergnügungen jeder Art und kostbare Geschenke freigebig zu spenden. Dies sind die Mittel, und zwar die einzigen, sich ihre Freundschaft zu erhalten, ihren Beistand zu sichern, und folglich seinen Ruf mitsamt seiner Macht zu behaupten. Ein habgieriger und selbstsüchtiger Führer wird alsbald von jedermann verlassen und tritt ins Nichts zurück[1].

Ich habe hier soeben gezeigt, wie der siegreiche Feldherr mit der Beute an fahrender Habe, Geld, Waffen, Rossen und Sklaven verfahren konnte. Wenn aber außer diesem Gewinn auch noch ein Land in Besitz genommen war, so erhielt das Prinzip der Freigebigkeit notgedrungen ganz andere Anwendungen. In der Tat, das eroberte Land bekam die Bezeichnung r i k i, d. h. absolut regiertes,

[1] Es besteht eine vollkommene Ähnlichkeit zwischen den Tugenden, die man hier von einem Kriegshäuptlinge verlangte, und dem Ideal des arisch-indischen Familienhauptes, wie es das Ramayana beschreibt: „Capi di famiglia che vissero casti colle loro consorti, coloro che donarono con larghezza vacche, oro, alimenti e terre, quelli che diedero altrui sicuranza e coloro che furon veridici." Goresio, a. a. O. T. VI, p. 394.

unterworfenes Land; ein Titel, den zurückzuweisen die echt arischen Gebiete, die Odalländer, sich zur Ehrensache machten, weil sie sich als durch und durch frei betrachteten[1].

Im riki waren die besiegten Bevölkerungen vollständig in die Hand des Kriegsführers gegeben[2], welcher sich mit der Bezeichnung konungr schmückte, einem militärischen Titel, dem Unterpfande einer Macht, welche weder dem Drottinn noch dem Grafen zukam. Die Beherrscher des höchsten Nordens wagten erst sehr spät, sich seiner zu bemächtigen, da sie Landesteile regierten, die, ihrer Krone nicht durch das Schwert gewonnen, ihnen auch nicht das Recht eintrugen, ihn anzunehmen.

Der konungr also, der angelsächsische king, der deutsche könig[3], verlieh seinen Leuten — streng verpflichtet, wie er war, sie an allem Gewinn, den er selbst einheimste, teilnehmen zu lassen — Grundstücke. Aber da die Krieger diese Art Geschenke nicht mit von dannen nehmen konnten, so genossen sie sie auch nur so lange, als sie ihrem Führer treu blieben, und dieses Verhältnis brachte für sie als

---

[1] Norwegen hat den Titel riki nie geführt, und ebensowenig Island, während es ein Gardarike gegeben hatte und alle germanischen Eroberungen im übrigen Europa diese Bezeichnung trugen. Munch, a. a. O. S. 112 und Anm. 2.

[2] Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. I, S. 229.

[3] Wir dürfen indessen nicht aus den Augen verlieren, daß dieser König durchaus nicht die Physiognomie des keltischen oder italischen Königs trug, wiewohl er dem mazedonischen βασιλεύς aus der Zeit vor Alexander schon eher glich. Ein König im Beowulfsliede nennt sich folces hyrde, der Hirt des Volkes, wie in der Ilias. Kemble, The anglo-saxon poem of Beowulf. V. 1213, p. 44. Der gotische thiudans und der angelsächsische theoden bedeuten ebenso denjenigen, welcher das Volk anführt. Diese Titel sind sämtlich mehr die eines Kriegers als eines Regierenden.

Grundbesitzer eine ganze Reihe von Pflichten mit sich, die der Verfassung des Odal fremd waren.

Das so mit Vorbehalt besessene Gut hieß feudum. Es bot für die Entwicklung der germanischen Macht größere Vorteile als die erste Form des Besitzverhältnisses, weil es den unabhängigen Sinn des Ariers zwang, der leitenden Obergewalt einen größeren Einfluß zu überlassen. Es bereitete so das Aufkommen von Gesetzeseinrichtungen vor, die geeignet waren, die Rechte des Bürgers und die des Staates in Einklang zu bringen, ohne die einen zum ausschließenden Vorteil der anderen zu vernichten. Die semitisierten Völker des Südens hatten nie die leiseste Vorstellung von einer solchen Vereinbarung gehabt, da es bei ihnen Sitte war, daß der Staat alle Rechte für sich in Anspruch nahm.

Die Einrichtung des feudum brachte nebenher auch noch weitere Ergebnisse mit sich, die vermerkt zu werden verdienen. Der König, der es verlieh, wie der Krieger, der es empfing, hatten das gleiche Interesse daran, seinen Kaufwert nicht gefährden zu lassen. In den Augen des ersteren war es ein Geschenk auf Zeit, das in seine Hände zurückfallen konnte, falls der Nutznießer zum Sterben kam oder seine Verpflichtung aufhob, um, was ziemlich häufig vorkam, unter einem anderen Führer Abenteuer zu suchen. Für einen solchen vorauszusehenden Fall mußte das Grundstück würdig bleiben, für einen Ersatzmann als Köder zu dienen. Für den Krieger war der Besitz eines Landguts nur insoweit ein Vorteil, als dieses Früchte trug; und da er weder Lust noch Zeit hatte, sich selbst mit der Bodenkultur zu beschäftigen, so unterließ er nie, unter Bürgschaft seines Oberherrn ein Übereinkommen mit den ehemaligen Besitzern zu treffen, denen er den vollkommenen und friedlichen Besitz eines Teiles überließ, während er ihnen das übrige in Pacht gab. Es war dies ein weises

Verfahren, das vordem die Dorier und die Thessalier sehr geschickt gehandhabt hatten. Die Folge davon war, daß die germanischen Besitzergreifungen, trotz der übrigens durch die beredte Feigheit der Scriptores historiae Augustae wahrscheinlich etwas übertriebenen Ausschreitungen der ersten Zeiten, alles in allem doch ziemlich mild, von den Völkern nur mäßig gefürchtet und ohne allen Vergleich unendlich viel einsichtiger, menschlicher und weniger verderblich waren als die brutalen Kolonisationen der Legionssoldaten und die grausame Verwaltung der Prokonsuln zu der Zeit, wo die römische Politik in der höchsten Blüte ihrer Zivilisation stand[1].

Es könnte scheinen, als habe das feudum, diese Belohnung der kriegerischen Leistungen, dieser glänzende Beleg glückgekrönten Mutes, alle nötigen Eigenschaften besessen, um sich die Gunst der öffentlichen Meinung bei kriegerischen Stämmen, die den Gewinn sehr wohl zu würdigen wußten, zu erwerben; und doch war es nicht so. Der Kriegsdienst im Solde eines Oberanführers widerstrebte vielen Männern, und namentlich solchen von hoher Geburt. Diese hochfahrenden Geister fanden etwas Demütigendes darin, Geschenke aus der Hand von ihresgleichen, ja manchmal sogar von solchen zu empfangen, die sie als an Reinheit der Abstam-

---

[1] Im allgemeinen kann man sagen, daß die Ansprüche der Germanen, welche in die unter römischer Botmäßigkeit stehenden Gebiete eingedrungen waren, sich darauf beschränkten, daß sie ein Drittel der Ländereien nahmen. Savigny, Das römische Recht im Mittelalter. Bd. I, S. 289. Die Burgunder gehörten zu den Härtesten. Sie wollten die Hälfte von Haus und Garten, zwei Drittel des kulturfähigen Landes und ein Drittel der Sklaven haben; die Wälder blieben gemeinsam. Der Römer wurde für den hospes des Burgunders erklärt. Jeder vom Könige noch anderweitig dotierte Krieger mußte seinem „Wirte" das Grundstück, auf das er Anspruch hatte, überlassen, und wenn er seinen Anteil an Grund und Boden verkaufen wollte, so war der Wirt der gesetzlich erstberechtigte Käufer. Ebd. S. 254 ff.

mung unter sich stehend betrachteten. Ebenso machten alle erdenklichen Vorteile sie nicht blind gegen den Übelstand, der darin lag, daß sie die volle Betätigung ihrer Unabhängigkeit eine Zeitlang unterbrechen, wenn nicht für immer verloren gehen ließen. Wenn sie infolge einer Unfähigkeit irgendwelcher Art nicht selbst dazu berufen waren, zu befehlen, so zogen sie es vor, sich nur an den wahrhaft volkstümlichen Kriegszügen oder an solchen zu beteiligen, die sie sich imstande fühlten ausschließlich mit den Kräften ihres Odals zu unternehmen.

Es ist sehr merkwürdig, zu sehen, wie diese ihre Gesinnung dem strengen Urteil eines gelehrten Historikers vorgreift, der in seinem tiefen Hasse gegen die germanischen Rassen sich hauptsächlich auf die Verhältnisse des Kriegsdienstes stützt und sie zum Vorwande nimmt, um den Goten Hermanrichs wie den Franken der ersten Merowinger jeden echten Begriff von politischer Freiheit abzusprechen. Aber es ist sicher nicht weniger merkwürdig, die heutigen Angelsachsen, diesen letzten, allerdings sehr verunstalteten, aber immer doch den alten germanischen Kriegern noch ein wenig ähnlichen Volkszweig, die zuchtlosen Bewohner von Kentucky und Alabama, zugleich dem Verdikt ihrer stolzesten Ahnen und dem des gelehrten Herausgebers des Polyptique d'Irminon Trotz bieten zu sehen. Sie treten in Masse in den Sold der Pioniere, die sich anbieten, sie unter den Eingeborenen der Neuen Welt und in den gefährlichsten Prärien des Westens ihr Glück versuchen zu lassen, ohne daß sie dadurch ihren Prinzipien eines wilden Republikanismus das mindeste zu vergeben glaubten[1]. Das vermag doch gewiß

---

[1] Der Mann, welcher mehrere Jäger, Ackersleute oder Beamte in seinen Dienst nimmt und sie in die Wildnis führt, wird von ihnen mit dem militärischen Titel captain benannt, wiewohl er im Grunde ein Kaufmann oder ein Urbarmacher von Wäldern ist.

die übertreibenden Äußerungen alter und neuer Zeit genügend zu widerlegen.

Als Besitzer eines Odals oder als Nutznießer eines feudum zeigt sich uns der germanische Arier gleichermaßen dem Gemeindesinn des Slawen, des Kelten und des Römers fremd. Die hohe Vorstellung von seinem persönlichen Werte und der daraus sich ergebende Hang zur Isolierung beherrschen sein Denken unbedingt und geben ihm seine Gesetzeseinrichtungen ein. Der Genossenschaftsgeist kann ihm also nicht vertraut sein. Er weiß sich ihm selbst im Kriegsleben zu entziehen; denn diese letztere Einrichtung ist bei ihm nur das Ergebnis eines Vertrages, den jeder einzelne Krieger mit dem Feldherrn eingeht und bei dem von den übrigen Gliedern des Heeres ganz abgesehen wird. Sehr eifersüchtig auf seine Rechte und auf seine Vorrechte, gibt er sie nie, auch nicht das kleinste Teilchen, preis, und wenn er sich dazu versteht, ihren Gebrauch einzuschränken oder einzustellen, so geschieht es, weil er in diesem zeitweiligen Zugeständnis einen unmittelbaren, tatsächlichen und ganz augenscheinlichen Vorteil findet. Er wacht mit weit offenen Augen über seinen Interessen. Endlich ist er, als beständig mit seiner Persönlichkeit und dem, was sich unmittelbar auf sie bezieht, beschäftigt, nicht im materiellen Sinne patriotisch und empfindet nicht die leidenschaftliche Liebe zu seinem Himmel, zu seinem Boden und zu seinem Geburtsort. Er hängt sein Herz an die Wesen, die er immer gekannt hat, und tut es voll Liebe und Treue, nicht aber an die Dinge, und so wechselt er ohne Bedenken Landschaft und Himmelsstrich. Hierin haben wir einen der Schlüssel zum Charakter des Rittertums im Mittelalter und den Grund der Gleichgültigkeit, mit welcher der Angelsachse Amerikas, so sehr er auch sein Vaterland liebt, doch so leicht seine Heimatgegend verläßt und ebenso das Stück Land, das er von seinem Vater überkommen hat, verkauft oder vertauscht.

Gleichgültig gegen den Charakter der Örtlichkeit, ist es der germanische Arier auch gegen die Nationalitäten und bringt ihnen Liebe oder Widerwillen nur entsprechend den Beziehungen, in welchen diese unvermeidlichen Medien zu seiner eigenen Person stehen, entgegen. Er betrachtet alle Fremden, und wären sie auch von seinem Volke, von vornherein in annähernd gleichem Lichte, und abgesehen davon, daß er für sich eine Überlegenheit beansprucht, abgesehen ferner von einer gewissen Parteilichkeit für seine Stammesgenossen, ist er ziemlich frei von angeborenen Vorurteilen gegen die, welche ihm nahen, aus welchem fernen Lande sie auch kommen mögen; und so wird er, wenn es ihnen vergönnt ist, seinem Auge wirkliche Verdienste zu offenbaren, sich auch nicht weigern, deren wohltätige Wirkungen anzuerkennen. Daher kommt es, daß er tatsächlich den Kymren und Slawen seiner Umgebung sehr bald eine Achtung gewährte, die dem entsprach, was sie ihm an kriegerischen Tugenden oder häuslichen Anlagen etwa zeigten. Seit den ersten Tagen seiner Eroberungen führte der Germane die Knechte seines Odals, und noch lieber die Leute seines feudum, in den Krieg. Während er selbst der gedungene Gefährte des Kriegshauptes war, kämpfte dieses Gefolge niederen Ranges unter seiner Führung und hatte Anteil an allem seinem Gewinn. Er erlaubte ihm, Ehren einzuernten und erkannte diese Ehren großherzig an, wenn sie wohl erworben waren; er huldigte dem Ruhm, wo er sich zeigte, ja, noch mehr, er ließ seinen Besiegten reich werden und verhalf ihm so durch alle diese Mittel zu einem Erfolge, der nicht ausbleiben konnte und auch wirklich eintrat: daß nämlich dieser Besiegte mit der Zeit seinesgleichen wurde. Schon vor den Einfällen des fünften Jahrhunderts hatten diese bedeutsamen Grundsätze und alles, was aus ihnen folgte, ihren Einfluß ausgeübt und

ihre Früchte getragen[1]. Wir werden bald den Beweis dafür sehen.

Die germanischen Völker hatten sich ursprünglich nur aus Roxolanen, aus Ariern, gebildet, aber zur Zeit, da sie noch fast geschlossen die skandinavische Halbinsel bewohnten, hatte der Krieg in den Odals bereits drei Klassen von Personen vereinigt: die eigentlichen Arier oder die jarls: sie waren die Herren[2]; die karls, Ackerbauer, seßhafte Bauern, Zinsmannen des Jarl, Leute aus weißer Mischlingsfamilie, Slawen, Kelten oder Jötunen[3]; sodann die thraels, die Sklaven, eine schwarzbraune, häßliche Rasse, in der man unmöglich die Finnen verkennen kann[4].

Diese drei Klassen, die sich in den germanischen Staaten ebenso von selbst, ebenso notwendig gebildet hatten wie bei den alten Hellenen, machten zuerst die ganze Gesellschaft aus, aber die bald sich vollziehenden Mischungen gaben zahlreichen Blendlingen das Leben. Die Freiheit, in den Krieg zu ziehen und sich folglich zu bereichern, welche die germanischen Sitten den Karls verliehen, kam den Mischlingen, welche die Klasse von Bauern durch Verbindung mit der herrschenden Klasse erzeugt hatte, zustatten, und während die den Gefahren der Schlachten an erster Stelle ausgesetzte reine Rasse allmählich bei den meisten Stämmen an Zahl abnahm und sich auf die Familien beschränkte, die man die göttlichen nannte und aus denen man nach dem Herkommen ausschließlich die Drottinns und die Grafen

---

[1] Vgl. Bd. I, S. 38. Ich verweise auf diese Stelle, wo ich das doppelte Gesetz der Attraktion und der Repulsion angedeutet habe, das bei den Rassenmischungen waltet und das in seinem ersteren Teile zugleich das Zeichen der Anlage zur Zivilisation bei einer Rasse und die treibende Kraft ihres Verfalles ist.

[2] Rîgsmâl Str. 23—31.

[3] Ebd. Str. 14—18.

[4] Ebd. Str. 2—7.

wählen durfte, sahen die Halbgermanen aus ihren Reihen unzählige reiche, tapfere, beredte, beim Volke beliebte Anführer hervorgehen, welchen es freistand, ihren Mitbürgern Feldzugspläne und Anschläge auf Abenteuer vorzulegen, und welche dabei nicht weniger Gefährten fanden, die ihnen Gehör gaben, als etwa Helden edlerer Abkunft. Daraus ergaben sich Wirkungen aller Art, die denkbar verschiedensten, widersprechendsten, aber alle gleich leicht zu begreifen. In gewissen Ländern, wo die Reinheit der Herkunft immer noch geschätzt, aber äußerst selten geworden war, gewann der Titel jarl einen außerordentlichen Wert und verschmolz schließlich mit dem des konungr oder Königs; aber dort auch wurde letzterer schnell durch die von Hause aus sehr bescheidenen Benennungen fylkir und hersir im Werte eingeholt, welche anfänglich nur von Hauptleuten niederen Ranges getragen worden waren. Diese Art Verschmelzung fand in Skandinavien unter dem Schutze der — im Sinne der Rasse — wahrhaft regelrechten Regierung der alten Drottinns statt. Dort, auf diesem durch und durch arischen Boden, waren die Jarls, die Konungrs, die Fylkirs, die Hersirs, tatsächlich nur Helden ohne Amt, oder, wie wir in unserer Verwaltungssprache sagen würden, Generale zur Disposition. Alles, was die öffentliche Stimme ihnen bewilligen konnte, war ein gleicher Anteil an der Ehrerbietung, die dem Geburtsadel zuteil wurde, wiewohl sie diesen nicht alle besaßen; aber man war durchaus nicht versucht, ihnen eine Gewalt über das Volk zu geben. Auch wurde es der Militärmonarchie — denn das ist ja die moderne Monarchie, als die Tochter des germanischen Kriegsfürstentums — sehr schwer, sich in den skandinavischen Ländern zu befestigen. Sie brachte es dahin erst nach langer Zeit und langen Kämpfen, nachdem sie die Menge der Könige, Landkönige, Meerkönige, Bandenkönige, in der sie sich fast verlor, beseitigt hatte.

Ganz anders verliefen die Dinge in den eroberten Ländern, wie in Gallien und Italien. Da der Stand des Jarl oder ariman, was ganz dasselbe ist, dort nicht mehr durch die freien Formen der heimischen Regierungsweise gestützt, noch durch den Besitz des Odals gehoben war, so sank er schnell unter der Einwirkung des Militärkönigtums, das die besiegten Völker regierte und den siegreichen Ariern gebot. So verlor der Titel ariman[1], anstatt, wie in Skandinavien, an Bedeutung zu gewinnen, und wurde bald nur noch den Kriegern von freier Geburt, aber niederem Range, gegeben, indem die Könige sich unmittelbarer mit ihren mächtigsten Gefährten umgeben hatten, mit den Männern, die das bildeten, was sie ihren trustis nannten, mit ihren Getreuen — alles Leute, welche unter dem Namen leudes, oder Besitzer von Odals, d. h. durch einen Willensakt des Herrschers nach der alten Form künstlich gebildeten Gütern, allein und ausschließlich den Hochadel vertraten. Bei den Franken, den Burgundern, den Langobarden kam der Ariman oder, nach der lateinischen Übersetzung, der bonus homo, allmählich dahin, daß er nur noch ein einfacher ländlicher Grundbesitzer war; und um den Lehnsherrn zu verhindern, den gesetzmäßigen, aber nicht mehr rassenechten Vertreter der alten Arier zum Leibeigenen zu machen, bedurfte es der Autorität mehr als einer Versammlung, die übrigens nicht immer über die Macht der Umstände obsiegte.

Alles in allem waren in sämtlichen ursprünglich germanischen, wie auch in denjenigen Ländern, die es erst durch Eroberung wurden, die Grundsätze der Beherrscher übereinstimmend dieselben, und zwar von einer außerordentlichen Großmut gegenüber den besiegten Rassen.

---

[1] Bei den Angelsachsen sagte man sokeman. Palgrave, a. a. O. T. I, p. 15.

Abgesehen von der Bestrafung dessen, was man die sozialen, die Staatsverbrechen nennen kann, wie Verrat und Feigheit vor dem Feinde, würde uns die germanische Gesetzgebung heutzutage nachsichtig und mild bis zur Schwäche erscheinen. Sie kannte die Todesstrafe nicht[1] und brachte für die Mordverbrechen den Vergleich durch Geldzahlung zur Anwendung. Das war sicherlich eine sehr auffallende Milde bei Menschen von einer so außerordentlichen Energie, deren Leidenschaften gewiß sehr heftig waren. Man hat sie dafür gelobt, man hat sie dafür getadelt, aber man hat vielleicht die Frage ein wenig oberflächlich geprüft. Um mit voller Sachkenntnis ein endgültiges Urteil zu fällen, muß man hier zwischen der Rechtsprechung, die unter der Autorität oder vielmehr der Leitung des Drottinns, und später dem entsprechend des Konungr oder Militärkönigs erfolgte, und derjenigen unterscheiden, welche in den Odals geübt wurde und ganz anders gewaltig und ganz unbestritten aus dem unbedingten Willen und der Initiative des arisch-germanischen Familienhauptes hervorging. Diese Unterscheidung liegt nicht allein in der Natur der Sache, sondern ist auch notwendig, um den Grundgedanken der Geldentschädigung bei der Kriminalrechtsprechung zu begreifen.

Der Besitzer des Odals, der oberste Herr aller Bewohner seiner Besitzung und ihr Richter in letzter Instanz, folgte sicher in seinen Urteilen den Eingebungen eines angeboren strengen Sinnes, der sich der Anschauung der Wiedervergeltung zuneigte, jenem Gesetze, das das natür-

---

[1] Selbst für den Königsmord war bei den Angelsachsen die Entschädigung durch Geld zulässig. Man hatte sich damit begnügt, sie auf den höchsten Satz zu steigern. Kemble, T. I, p. 123. Indessen hatten die Herrscher dieses germanischen Zweiges die Einrichtung getroffen, daß sie mit dem Titel eines theóden oder Kriegsherrn den eines dryhten oder bürgerlichen Oberherrn auf ihrem Haupte vereinigten, was die Führer der Goten und der Franken nicht taten. Ebd. II, 23.

lichste von allen ist und dessen Ungerechtigkeit einzig eine sehr geläuterte Einsicht, gestützt auf die Erfahrung von sehr verwickelten Fällen, erkennen lehrt. Kein Zweifel, daß man in diesem Kreise heimischer Rechtsprechung Auge um Auge und Zahn um Zahn verlangte. Es wäre sogar nicht einmal möglich gewesen, zu der Beilegung durch Geldzahlung seine Zuflucht zu nehmen; denn nichts beweist, daß die geringeren Mitglieder des Odals in den wahrhaft arischen Zeiten das persönliche Eigentumsrecht besessen haben.

Aber wenn das Verbrechen außerhalb des von dem Familienhaupte geleiteten Binnenkreises geschah und zum Opfer einen freien Mann hatte, wurde plötzlich die Bestrafung durch jene alles umstoßenden Schwierigkeiten verwickelter, welche beim Wiedergutmachen des Unrechts eines Unabhängigen gegen seinesgleichen in Fülle hervortreten. Man nahm wohl im augenscheinlichen Interesse der sozialen Bande im Prinzip an, daß die durch die Versammlung der freien Männer unter dem Vorsitz des Drottinns oder des Grafen vertretene Gemeinde das Recht hätte, die Störungen der öffentlichen Ruhe — eines Zustandes, den bestmöglichst aufrechtzuerhalten jene Gewalten zur Aufgabe hatten — zu strafen. Der heikle Punkt war nur, den Umfang dieses Rechts festzustellen. Es fanden sich ebenso viele, die gewillt waren, es in möglichst enge Grenzen einzuschränken, als es unparteiische Richter, d. h. germanische Arier, gab, denen es am Herzen lag, die Unabhängigkeit eines jeden gegen die etwaigen Übergriffe der Gemeinde zu schützen. So wurde man dahin geführt, die Lage der Schuldigen in einem ausgleichenden Lichte zu betrachten, und in den meisten Fällen an die Stelle der Auffassung der Züchtigung die eines annähernden Schadenersatzes zu setzen. Nachdem es sich einmal auf diesen Boden gestellt, betrachtete dann das Gesetz den Mord als eine vollendete Tatsache, die nicht mehr rückgängig zu machen war, und davon es nur die

Folgen einzuschränken hatte, soweit die Familie des Getöteten dabei in Betracht kam. Es beseitigte so gut wie jede Absicht auf eine Ahndung, schätzte den Schaden materiell ab und gebot auf Grund einer Summe, welche es als Äquivalent für den Verlust des Mannes ansah, den die Mordtat aus der Zahl der Lebenden getilgt und seinem Kreise entrissen hatte, Vergebung, Vergessen und Wiederkehr des Friedens. Bei diesem Verfahren wurde der Verlust für um so beträchtlicher angenommen, je höher der Abgeschiedene im Range stand. Der Kriegsführer galt mehr als der einfache Krieger, dieser mehr als der Landmann, und sicherlich mußte ein Germane höher gewertet werden, als einer seiner Besiegten.

Mit der Zeit wurde diese Auffassung, welche in den Feldlagern wie in den Gauen Skandinaviens betätigt wurde, zur Grundlage aller germanischen Gesetzgebungen, wiewohl sie ursprünglich nur eine Folge der Ohnmacht des Gesetzes war, diejenigen, welche das Gesetz machten, zu erreichen. Sie unterdrückte den Rechtsbrauch der Odals in dem Maße, wie diese an Zahl abnahmen und sodann ihre Privilegien eingeschränkt werden sahen, in dem Maße wie die Unabhängigkeit der Glieder des Volkes eine weniger unbedingte, wie das feudum die gewöhnlichste Besitzform wurde, und dementsprechend die Könige größeren Einfluß gewannen, wie endlich die durch die Eroberung vereinigten und als Eigentümer des Bodens anerkannten Massen sich in den Stand gesetzt sahen, sich wegen ihrer Übeltaten und Verbrechen abzufinden gleichwie die edelsten Persönlichkeiten, die Leute vornehmster Abkunft, wegen der ihrigen.

Der germanische Arier wohnte nicht in den Städten, er verwünschte den Aufenthalt darin und schätzte demzufolge ihre Einwohner gering. Gleichwohl zerstörte er diejenigen nicht, die ihm der Sieg in die Hand gab, und im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zählte Ptolemäus noch

vierundneunzig hervorragende Städte zwischen Rhein und Ostsee auf, alte Gründungen der Kelten oder der Slawen, und von diesen noch bewohnt[1]. Allerdings gerieten unter der Herrschaft der von Norden gekommenen Eroberer diese Städte in eine Periode des Verfalles. Geschaffen durch die unvollkommene Kultur zweier ziemlich streng utilitaristischer Mischlingsvölker, unterlagen sie zwei allmächtigen, wiewohl mittelbaren Wirkungen der Eroberung, die über sie hereingebrochen war. Indem die Germanen der einheimischen Jugend die Lust erweckten, ihre Sitten anzunehmen, indem sie die Krieger des Landes einluden, an ihren Feldzügen und damit zugleich an ihren Ehren und an ihrer Beute teilzunehmen, brachten sie dem keltischen Adel bald Geschmack an ihrer Lebensweise bei. Dieser vermischte sich immer enger und enger mit ihnen. Die Klasse der Kaufleute und Gewerbetreibenden wiederum, die mehr ans Haus gefesselt waren, konnte bei der Unvollkommenheit ihrer Erzeugnisse nur schwer den Wettbewerb mit den Fabrikanten Roms aushalten, die, sehr frühzeitig an den Grenzen des Zehntlandes ansässig, den Germanen italische oder griechische Waren lieferten, welche weit weniger teuer oder zum mindesten unendlich viel schöner und besser waren als die ihrigen. Das ist einmal der doppelte und sichere Vorzug einer vorgeschrittenen Zivilisation. Genötigt, die römischen Muster nachzuahmen, um sich dem Geschmack ihrer Herren anzupassen, konnten die Handwerker des Landes von dieser Arbeit einen wirklichen Gewinn nur erhoffen, wenn sie sich förmlich in den Dienst der Besitzer von Odals und Lehensgütern begaben, indem diese letzteren eine natürliche Neigung hatten, alle Leute, die ihnen von einigem Nutzen sein konnten, unter ihrem unmittelbaren Schutz und Einfluß zu vereinigen. So entvölkerten sich allmählich die Städte und wurden zu obskuren Flecken.

[1] H. Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. Halle 1854. Bd. I, S. 194.

Tacitus, der durchaus in den Helden seiner Flugschrift nur schätzbare Wilde sehen will, hat alles, was er in betreff der Zivilisation von ihnen erzählt, gefälscht[1]. Er stellt sie wie philosophische Banditen dar. Aber, ganz abgesehen davon, daß er sich selbst ziemlich oft widerspricht und daß andere, dem seinigen an Wert mindestens ebenbürtige, gleichzeitige Zeugnisse uns in den Stand setzen, den wirklichen Tatbestand wiederherzustellen, braucht man nur auf die Ergebnisse der in den ältesten Gräbern des Nordens vorgenommenen Ausgrabungen zu blicken, um sich zu überzeugen, daß trotz der salbungsvollen Deklamationen des Schwiegersohnes des Agrippa die Germanen, jene Helden, die er im übrigen mit Recht feiert, weder arm, noch unwissend, noch ungesittet waren[2].

---

[1] Unter anderen Behauptungen, die sich bestreiten lassen, finden wir folgende (Germ. 19): „Litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant." Man kann diese Stelle nur erklären, indem man sie bloß auf einige sehr gemischte und ausnehmend arme Stämme bezieht. Alle Worte zur Bezeichnung der Schrift sind gotisch, und wenn das Neuhochdeutsche den Ausdruck schreiben dem Lateinischen entlehnt hat, so beweist das eben nur, daß die Deutschen nicht wesenhaft germanisch sind. Man findet im Ulfilas spilda, Tafel zur Aufzeichnung der Runenzeichen; vrits, ein eingeritzter Strich oder Buchstabe; meljan, gameljan, schreiben, malen; boka, ein aus Buchenrinde gebildetes Buch usw. W. Grimm, Über deutsche Runen. S. 47.

[2] Sie hatten ihre Bronzeperiode gehabt, ehe sie im Norden ankamen, und wahrscheinlich, ehe sie das Gardarike eroberten. Munch, a. a. O. S. 7. Alle in Dänemark aufgefundenen Altertümer aus dieser Zeit sind keltisch. Ebd. — Worsaae, Lettre à M Mérimée, Moniteur universel du 14 avril 1853. Wenn übrigens auch die Germanen Geschmack genug hatten, um die Erzeugnisse der Künste zu schätzen, so ist es doch gewiß, daß sie selbst — sie, die für die Poesie so reich begabt waren — keine schöpferische Anlage für die bildenden Künste besaßen. Worsaae hat mit Recht gesagt: „Man wird bemerken, daß der Einfluß der Künste Roms für den aufmerksamen Beobachter, der unsere Altertümer aus der Eisenzeit prüft, augenscheinlich ist. Bereits vor den großen normannischen Zügen ahmten die Skandinavier römische Muster nach, wenn sie



Das Haus des Odals glich den schmutzigen, halb in die Erde vergrabenen Wohnungen, die der Verfasser der „Germania" mit so großem Behagen in stoischer Beleuchtung schildert, nicht. Allerdings gab es diese traurigen Schlupfwinkel, aber es waren die Zufluchtsstätten der kaum germanisierten keltischen Rassen oder der Bauern, Karls, der Ackersleute des Gutes. Man kann ähnliche noch in gewissen Teilen von Süddeutschland, und vor allem im Kanton Appenzell sehen, wo die Leute behaupten, daß ihre herkömmliche Bauart besonders geeignet sei, sie gegen die Unbilden des Winters zu schützen. Dies war der Grund, den bereits die alten Erbauer anführten, aber die freien Männer, die arischen Krieger, wohnten besser und vor allen Dingen weniger eng[1].

Wenn man in ihre Behausung eintrat, befand man sich zuerst in einem gewaltigen Hofe; dieser war von verschiedenen, allerlei Arbeiten des landwirtschaftlichen Lebens gewidmeten Bauten eingeschlossen: Stallungen, Waschhäusern, Schmieden, Werkstätten und Nebengebäuden aller Art, alles mehr oder minder ansehnlich, je nach dem Vermögen des Herrn. Dieser Komplex von Gebäuden war von starkem Pfahlwerk umgeben und verteidigt. Im Mittelpunkt erhob sich das Herrenhaus, das eigentliche Odal, das starke, ver-

---

auch durch die Art der Arbeit ihren Waffen und Schmucksachen ein besonderes Gepräge gaben." Es ist überflüssig hier zu wiederholen, daß auch die bestbegabten Massen künstlerisch produktiv nur durch irgendeine Berührung mit der schwarzgemischten Art werden; die Skandinavier aber hatten diese nicht gehabt.

[1] Man kann unschwer in den lateinischen Schriftstellern Erwähnungen einer gewissen Anzahl germanischer Paläste oder Schlösser auffinden. Das Scôpesvîdsidh ferner nennt Heorot im Lande der Hadubarden (Ettmüller, Beowulfslied. Einl. S. XXXIX), sodann Hreosnabeorh im Lande der Geáten; Finnesburh bei den Friesen; Headhoraemes und Hrones-naes in Schweden. Das Beowulfslied nennt ebenfalls alle diese Wohnsitze.

schiedenfarbig bemalte hölzerne Säulen stützten und zugleich zierten. Das Dach, an welchem sich geschnitzte, vergoldete oder mit glänzendem Metall eingefaßte Friesen hinzogen, war gewöhnlich von einem geweihten Bildnis, einem religiösen Sinnbilde, wie z. B. dem geheimnisvollen Eber der Freia, gekrönt[1]. Der größte Teil dieses Herrenhauses wurde von einem ungeheuren Saale eingenommen, der mit Trophäen geschmückt war und in dessen Mitte ein riesig großer Tisch stand.

Dort empfing der germanische Arier seine Gäste, versammelte er seine Familie, sprach er Recht, opferte er den Göttern, gab er seine Festmähler, hielt er Rat mit seinen Leuten und teilte ihnen seine Geschenke aus. Wenn er sich bei eingetretener Nacht in die inneren Gemächer zurückzog, fachten seine Gefährten die Flammen des Herdes wieder an, legten sich auf den Bänken, die ringsum an den Wänden standen, nieder und schliefen, das Haupt auf ihre Schilde gestützt, ein[2].

Man ist ohne Zweifel überrascht von der Ähnlichkeit dieser prächtigen Wohnung, ihrer gewaltigen Säulen, ihrer hohen verzierten Dächer, ihrer üppigen Größenverhältnisse, mit den in der Odyssee beschriebenen Palästen und mit den Königsburgen der Meder und Perser. In der Tat lagen die vornehmen Burgen der Achämeniden immer außerhalb der Städte Irans und wurden von einer Gruppe von Bauten gebildet, die für dieselben Zwecke bestimmt waren, wie die Nebengebäude der germanischen Burgen. Man beherbergte dort ebenfalls alle ländlichen Arbeiter des Gutes, eine

---

[1] Tacitus (Germ. 45) redet von diesem Eber; die Edda ebenso im Hyndluliodh, Str. 5. Man nannte diese sinnbildliche Gestalt hildisvîn oder hildigoeltr, das Kampfschwein. Ettmüller, a. a. O. S. XLIX. Karl der Große hatte auf der First seines Kaiserpalastes in Aachen einen Adler anbringen lassen.

[2] Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. S. 348 bis 349.

Menge Handwerker, Sattler, Weber, Schmiede, Goldschmiede, ja sogar Dichter, Ärzte und Sterndeuter. So waren die von Tacitus beschriebenen Schlösser der germanischen Arier, diejenigen, von welchen die altdeutschen Gedichte in so ausführlichen Schilderungen reden, und in noch älterer Zeit das göttliche Asgard an den Ufern der Dwina, das Abbild des iranischen Pasargadä, wenigstens in den allgemeinen Formen, wenn auch nicht in der Vollkommenheit der künstlerischen Arbeit[1] oder im Werte der Baumaterialien[2]. Und nach so vielen Jahrhunderten, die verflossen sind, seit der roxolanische Arier die Brüder, die er in Baktriana und vielleicht sogar noch viel weiter nördlich verlassen, aus den Augen verloren hatte, nach so vielen Jahrhunderten anhaltender Wanderungen durch so viele Lande, ja, was noch merkwürdiger ist, nach so vielen Jahren, während denen er, wie es heißt, nur das Dach seines Reisewagens als Obdach besaß, hatte er die Urinstinkte und -vorstellungen der seiner

---

[1] Wir haben in den Beschreibungen, die uns von Ekbatana und seinem Palaste erhalten sind, die genaue Wiedergabe einer arischen Wohnung aus dem äußersten Norden Europas im sechsten Jahrhundert. Nichts fehlt in dem Bilde: das medische Bauwerk war von Holz, aus großen Sälen gebildet, die auf buntbemalten Pfeilern ruhten; sogar die Metallfriesen oben an den Wänden und die versilberten und vergoldeten Platten, die die Bedachung bilden, fehlen nicht. Diese Bauweise ist, im Gegensatz zu der von Persepolis und zu der der Städte aus der Sassanidenzeit, welche beide Nachahmungen assyrischer Muster sind, echt arisch. Polybius (X, 27) war dermaßen von dem Glanze, dem Reichtum und dem Umfang (sieben Stadien) des Palastes von Ekbatana geblendet, daß er im voraus Verwahrung gegen die Auffassung einlegt, als enthalte sein Bericht etwas Fabelhaftes.

[2] Der Palast von Ekbatana bestand in seinem Holzwerk ganz aus Zypressen- und Zedernholz, und alle Gemächer waren bemalt, vergoldet und versilbert. Polybius, a. a. O. Ritter bemerkt sehr richtig, daß die persischen Paläste der Neuzeit sich diesem Stile sehr nähern. (Westasien, Bd. VI, Abt. 2, S. 108.) Ich möchte auch an die chinesischen Paläste erinnern.

Rasse eigenen Kultur so treulich bewahrt, daß man in den Wässern des Sund, und später in denen der Somme, Maas und Marne, sich Denkmäler spiegeln sah, die nach denselben Grundgedanken und für dieselbe Lebensweise erbaut waren, von deren Herrlichkeit das Kaspische Meer und sogar der Euphrat einen Abglanz gegeben hatte[1].

Wenn der germanische Arier in seinem Festsaale weilte, auf einem Hochsitz am oberen Ende der Tafel, in reiche Gewänder gekleidet, die Seite mit einem kostbaren Schwerte umgürtet, das die geschickte und vermeintlich zauberkundige Hand der jötunischen, slawischen oder finnischen Werkmeister geschmiedet, wenn er, umringt von seinen Tapferen, diese einlud, sich beim Klange der Becher und der silberbeschlagenen oder am Rande vergoldeten Trinkhörner mit ihm zu freuen, dann wurden weder Sklaven noch auch nur gewöhnliche Diener zu der Ehre zugelassen, diese Heldenversammlung zu bedienen. Ein derartiges Amt erschien zu edel und zu hoch, um so geringen Händen überlassen zu werden; und ebenso wie Achilleus selbst für das Mahl seiner Gäste sorgte, so auch machten sich die germanischen Helden eine Ehre daraus, diesen uralten Brauch der ihrer Familie eigenen ritter-

---

[1] Jener Gebäudekomplex, den wir in unserer romanisch-keltischen Sprache nicht anders zu bezeichnen wissen als mit dem Worte ferme, und der uns so eine ganz falsche Vorstellung erweckt, ist das, was die Deutschen sehr richtig Hof nennen. Dieser Ausdruck paßt für jeden erblichen Stammsitz, für den der Könige, wie für den der Adeligen und sogar der Bauern. Es ist genau das persische Wort ایوان, ivan, das auf dieselbe Wurzel zurückgeht und überall, wo Firdusi es anwendet, ganz denselben Sinn birgt, wie z. B. in dem Verse:

بباشید ایمن بایوان خویش

„Ihr seid in Sicherheit in meinem ivan."

Übrigens kann Firdusis Gedicht, wenn man von seinen muselmännischen Einlagen absieht, in seinen Urbestandteilen als ein germanisches Gedicht par excellence betrachtet werden, was Lebensweise, Charaktere und Taten, die es feiert, angeht.

Man begreift, daß so verbrachte lange Sitzungen schreckliche Stürme hervorrufen konnten, und es gab Augenblicke, wo der Hausherr lebhaft wünschen mußte, sogar die Gelegenheit dazu zu beseitigen. So faßte er denn diese Menschen von so reger Phantasie bei einer ihrer zugänglichsten Seiten und nahm seine Zuflucht zu den Erzählungen der Reisenden, die stets mit einer ebenso lebhaften wie sinnvollen Aufmerksamkeit angehört wurden; oder auch er gab Rätsel auf — eine Lieblingsergötzung[1] — oder endlich bediente er sich des unberechenbaren Einflusses, den die Poesie genoß, und befahl seinem Poeten, seines Amtes zu walten.

Die germanischen Gesänge hatten unter ihren kunstvollen Formen den Charakter und die Bedeutung der Geschichte, aber leidenschaftlich beseelter Geschichte, der es vor allem darauf ankam, den Stolz der Ruhmestage auf ewige Zeiten zu erhalten und die Erinnerung an die Beleidigungen und den Wunsch, sie zu rächen, nicht untergehen zu lassen[2]. Auch die großen Beispiele der Ahnen führten sie vor Augen. Wir finden wenige Spuren von lyrischen Ergüssen darin. Es waren Dichtungen in der Weise der homerischen Sammlungen, und ich wage es sogar auszusprechen: die verstümmelten Fragmente, die davon auf uns gekommen sind, atmen eine solche Größe bei solcher Begeisterung, sind in so merkwürdig gewandte Formen gekleidet, daß sie in mancher Beziehung fast verdienen, den Meisterwerken des Sängers

[1] Diese Vorliebe für Rätsel ist einer der Hauptzüge der arischen Rasse und hängt, wie bereits anderwärts bemerkt, mit der geheimnisvollen Gestalt der Sphinx oder des Greifen zusammen, deren ältestes Vaterland unbestreitbar Zentralasien ist; von da ist sie mit den Hellenen zum Kithäron hinabgestiegen, nachdem sie mit den Iraniern, die sie Simurgh nannten, im Belur-Tagh gewohnt. Die Rätsel spielen bei Herodot eine Rolle im Nationalcharakter der Skythen und Massageten und haben von da an unter den Lieblingsbeschäftigungen des germanischen Geistes fortgelebt.

[2] Tac. Germ. 2. W. Müller, a. a. O. S. 297.

des Odysseus an die Seite gestellt zu werden. Der Reim ist ihnen unbekannt; Rhythmus und Alliteration herrschen darin[1]. Das hohe Alter dieser Gattung der Versdichtung ist unbestreitbar. Vielleicht könnte man Spuren davon in den Urzeiten der weißen Rasse auffinden.

Diese Dichtungen, welche die denkwürdigen Züge der Geschichte eines jeden germanischen Volkes, die Taten der großen Familien, die Kriegszüge ihrer Helden, ihre Reisen und Entdeckungen zu Land und zur See[2], kurz alles, was des Sanges wert war, aufbewahrten, wurden nicht nur im Kreise des Odals, oder selbst des Stammes, innerhalb dessen sie entstanden waren und den sie feierten, angehört. Je nachdem sie einen hervorragenden Wert besaßen, machten sie die Runde von Volk zu Volk, wanderten von den Wäldern Norwegens zu den Sümpfen der Donau, meldeten den Friesen, den Bewohnern der Weserufer die Siege, welche die Amelungen an den Ufern der Ströme Rußlands errungen, und verbreiteten bei den Bayern und den Sachsen die Kunde von den Waffentaten des Langobarden Alboin im fernen Land Italien[3]. Der Anteil, den der germanische Arier

[1] Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur, S. 8 ff. Im neunten Jahrhundert hört der Gebrauch der Alliteration in Deutschland auf. Man findet sie in den gotischen, vandalischen, burgundischen, langobardischen, fränkischen und angelsächsischen Geschlechtsregistern, in den alten Rechts- und einigen Beschwörungsformeln. Es ist eine Art von poetischer Harmonik, vom denkbar höchsten Alter bei der weißen Rasse; die Namen der drei Stammväter Ingaevo, Irmino und Istaevo, welche Tacitus anführt, sind alliteriert. Es wäre nicht unmöglich, Spuren davon in den biblischen Geschlechtsregistern aufzufinden.

[2] Die Goten hatten Gedichte, welche ihren ersten Auszug aus der Insel Scanzia und die Großtaten der Ahnen ihrer Führer, die Geschichte Ethespamaras, Hanalas, Fridigerns, Vidiculas oder Vidicojas besangen. W. Müller, a. a. O. S. 297.

[3] Amédée Thierry hat dieses Überallzuhausesein der germanischen Gedichte und demzufolge der gewaltigen Taten, die darin verewigt waren, beredt und treffend geschildert. Revue des deux mondes. 1. déc. 1852, p. 844—845, 883. Munch, a. a. O. S. 43—44.

an diesen Schöpfungen nahm, war so groß, daß ein Volk oft ein anderes bat, ihm seine Dichter zu leihen, und ihm die seinigen schickte. Die allgemeine Stimme verlangte sogar streng, daß ein Jarl, ein Ariman, ein echter Krieger sich nicht darauf beschränkte, die Handhabung der Waffen, des Rosses und des Steuerruders, die Kunst des Krieges — von allem Wissenswerten sicherlich das Wichtigste — zu kennen[1]; er mußte auch die Dichtungen, welche sein Geschlecht interessierten und zu seiner Zeit die gefeiertsten waren, auswendig können und imstande sein, sie herzusagen. Er mußte außerdem Gewandtheit im Lesen und Schreiben der Runen und im Erklären der Geheimnisse, die sie bargen, besitzen[2].

Man urteile über die mächtige Verwandtschaft der Ideen, über die heftige Wißbegierde, welche alle germanischen Völker beherrschte, die entferntesten Odals untereinander ver-

---

[1] Die germanische Taktik hatte zur Grundlage die keilförmige Schlachtordnung; man schrieb deren Erfindung Odin zu. W. Müller, Die altdeutsche Religion. S. 197.

[2] Rîgsmâl, Str. 39—42.

„Da wuchsen auf des Edeln Söhne,
Zähmten Hengste, zierten Schilde,
Schälten den Eschenschaft, schliffen Pfeile.
Konur der junge kannte Runen,
Zeitrunen und Zukunftrunen;
Zumal vermocht er Menschen zu bergen,
Schwerter zu stumpfen, die See zu stillen.
Vögel verstand er, wußte Feuer zu löschen,
Den Sinn zu beschwichtigen, Sorgen zu heilen.
Auch hatt' er zumal acht Männer Stärke.
Er stritt mit Rigr, dem Jarl, in Runen,
In allerlei Wissen erwarb er den Sieg.
Da ward ihm gewährt, da war ihm gegönnt,
Selbst Rigr zu heißen und runenkundig."

Diese übertreibende Schilderung von alledem, was ein Jarl oder Edler wissen mußte, um seines Titels würdig zu sein, zeugt sicherlich nicht von einer barbarischen Rasse.

band, bei ihren stolzen Besitzern den Geist der Absonderung im edelsten Sinne ausglich, ihre Erinnerung an den gemeinsamen Ursprung vor dem Erlöschen bewahrte und ihnen, so sehr sie auch die Umstände verfeinden mochten, beständig ins Gedächtnis zurückrief, daß sie auf dem gleichen und gemeinsamen Grunde von Anschauungen, religiösen Überzeugungen, Hoffnungen und Ehrbegriffen dachten, fühlten und lebten: solange es einen Instinkt gab, den man germanisch nennen konnte, tat dieser Hebel der Einheit seine Dienste. Karl der Große war zu groß, um ihn zu verkennen, er begriff seine ganze Macht und den Vorteil, den er daraus ziehen mußte. Auch hatte er trotz seiner Bewunderung für das Römertum und seines Wunsches, die Welt Constantins von Kopf bis zu Fuß wiederherzustellen, nie die geringste Anwandlung, mit jenen Überlieferungen zu brechen, wiewohl die armselige gallo-romanische Schulgelehrsamkeit sie verachtete. Er ließ die heimischen Dichtungen von allen Seiten sammeln, und an ihm lag es nicht, wenn sie der Zerstörung nicht entgingen. Leider zwangen Notwendigkeiten höherer Art die Geistlichkeit, ein anderes Verfahren einzuschlagen.

Es war ihr unmöglich zu dulden, daß diese durch und durch heidnische Literatur unaufhörlich die noch ungenügend gesicherte Gewissensruhe der Neubekehrten störte und dadurch, daß sie sie zu den Lieblingseindrücken ihrer Jugend zurückführte, den Triumph des Christentums verzögerte. Jene verwandte einen solchen leidenschaftlichen Eifer, eine so gehässige Hartnäckigkeit auf die Feier der Götter Walhalls und den Preis ihrer stolzen Lehren, daß die Bischöfe nicht zaudern konnten, ihr den Krieg zu erklären. Der Kampf war lang und mühevoll. Die alte Anhänglichkeit der Völker an die Denkmäler ihres vergangenen Ruhmes schützte den Feind. Aber als endlich der Sieg der guten Sache verblieben war, da zeigte die Kirche keinerlei Verlangen, ihren

glücklichen Erfolg bis zur gänzlichen Vernichtung zu treiben. Als sie nichts mehr für den Glauben zu fürchten hatte, suchte sie selbst Trümmer zu retten, die hinfort unschädlich waren. Mit jener zarten Rücksicht, die sie zu jeder Zeit für die Werke des Geistes, selbst für die ihren Anschauungen entgegengesetztesten, bewiesen hat — eine rühmliche Großmut, für die man ihr nicht genügend Dank weiß —, tat sie für die germanischen Werke genau dasselbe, was sie für die weltlichen Bücher der Römer und der Griechen tat. Unter ihrem Einflusse wurden die Eddas in Island zusammengestellt. Mönche haben das Beowulfslied, die Chroniken der angelsächsischen Könige, ihre Geschlechtsregister, die Bruchstücke des „Traveller's Song", der Finnesburger Schlacht und des Hildebrandsliedes gerettet[1]. Andere Ordensgeistliche trugen alles zusammen, was wir von den Überlieferungen des Nordens besitzen, soweit sie nicht in dem Werke Saemunds und in den Chroniken des Adam von Bremen und des Saxo Grammaticus enthalten sind. Noch andere endlich überlieferten dem Schöpfer des Nibelungenliedes die Sagen von Attila, welche wir im zehnten Jahrhundert verwendet sehen[2]. Es sind das Dienste, die um so mehr auf Erkenntlichkeit Anspruch haben, als die Kritik es einzig ihnen verdankt, daß sie die Originalbestandteile der neueren Literaturen, die Eingebungen, welche nicht unbedingt vom hellenistischen oder italischen Einflusse herrühren, wieder unmittelbar mit den alten arischen Quellen und dadurch mit den gewaltigen Er-

[1] In seiner gegenwärtigen Form stammt das Beowulfslied etwa aus dem achten Jahrhundert. Ettmüller, Beowulfslied. Einl. S. LXIII. Die Ereignisse, die es erzählt, fallen nicht später als das Jahr 600; und sogar der Tod Hygelaks, dessen es Erwähnung tut, wird von Gregor von Tours zwischen die Jahre 515 und 520 gesetzt. Dieses Gedicht scheint aus mehreren verschiedenen Gesängen gebildet worden zu sein; man findet darin gewisse Flickarbeiten.

[2] Amédée Thierry, Revue des deux mondes. 1. déc. 1852, p. 845.

innerungen der Heldendichtung Urgriechenlands, Indiens, des baktrischen Iran und der schöpferischen Völker Hochasiens in Verbindung zu bringen vermag.

Die odinischen Gesänge hatten begeisterte Verteidiger gehabt, aber unter diesen hatten sich vor allem die Frauen ausgezeichnet. Sie hatten eine besonders hartnäckige Anhänglichkeit an die alten Sitten und Anschauungen bekundet; und im Gegensatz zu der gewöhnlichen Annahme, daß sie eine Vorliebe für das Christentum gehabt haben — eine Ansicht, die nur für die romanisierten Länder richtig ist, für die germanischen aber der Begründung entbehrt —, bewiesen sie, daß sie eine Religion und Sitten aus Herzensgrunde liebten, die zwar recht streng sein mochten, aber, indem sie ihnen einen scharf und bis zum Wahrsagen tief eindringenden Geist zuschrieben, sie mit jener Ehrfurcht umgeben und mit jenem Ansehen ausgestattet hatten, welches ihnen die Heidenwelt des Südens unter dem Einflusse ihres alten Kultus so geringschätzig vorenthielt. Weit entfernt, daß man sie für unwürdig hielt, über die höheren Dinge zu urteilen, vertraute man ihnen Obliegenheiten der geistigsten Art an: sie hatten die Aufgabe, die ärztlichen Kenntnisse zu bewahren und um die Wette mit den Wundertätern von Profession die Kunst der Zauberei und der Beschwörungsformeln zu betreiben. In allen Geheimnissen der Runen bewandert[1], teilten sie sie den Helden mit, und ihre weise Vorsicht war befugt, ihre Gatten oder ihre Brüder bei der Betätigung ihres Mutes zu lenken, zu drängen oder zurückzuhalten. Es war dies eine Stellung, deren Würde wohl dazu angetan war, ihnen zu gefallen, und es hat nichts Überraschendes, wenn sie nicht gleich von vorne herein der Ansicht waren, daß sie bei dem Wechsel gewinnen müßten. Ihr Widerstand, der notgedrungen ein begrenzter blieb, gab sich

[1] Weinhold, a. a. O. S. 56. W. Grimm, Deutsche Runen. S. 51.

in ihrer hartnäckigen Vorliebe gerade auch für die germanische Poesie kund. Als sie Christinnen geworden, entschuldigten sie gern deren heterodoxe Mängel, und diese widerspenstigen Stimmungen dauerten so beharrlich bei ihnen an, daß sie noch lange, nachdem sie auf den Kultus Wodans und Freias verzichtet hatten, die bestallten Hüterinnen der Gesänge der Skalden blieben. Bis in die geweihten Gewölbe der Klöster hinein bewahrten sie diesen verworfenen Brauch, und einer Kirchenversammlung des Jahres 789 gelang es selbst durch die Ausschleuderung der unbedingtesten Verbote und der schrecklichsten Drohungen nicht, zuchtlose Bräute des Herrn daran zu hindern, daß sie jene alten Werke, die nur den Preis und die Ratschlüsse der skandinavischen Götter verkündeten, abschrieben, auswendig lernten und in Umlauf brachten[1].

Die Macht der Frauen in einer Gesellschaft ist einer der sichersten Beweise für die Dauerhaftigkeit der arischen Elemente. Je mehr diese Macht geachtet wird, desto mehr ist man berechtigt, die Rasse, die ihr huldigt, als den echten Instinkten der arischen Familie nahestehend zu bezeichnen; nun hatten aber die Germaninnen ihre Schwestern aus den älteren Zweigen der Familie um nichts zu beneiden[2].

Die älteste Bezeichnung, welche die gotische Sprache für sie anwendet, ist qino; es entspricht dem griechischen

---

[1] Weinhold, a. a. O. S. 91. Die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Chalcedon hatten den Frauen verboten, dem Altare zu nahen und dort irgendeine Amtsverrichtung vorzunehmen. Der Papst Gelasius erneuerte in seinen Dekretalen dieses Verbot wegen der häufigen Verstöße, welche die germanisierten Völker gegen dasselbe begingen.

[2] Ein hervorragender Beweis für die Macht, welche die germanischen Rassen den Frauen verliehen, hat in der sehr späten Überlieferung seinen Ausdruck gefunden, daß Karl der Große, als ihm nach der Niederlage von Roncevaux der Mut gesunken war, auf den Rat eines Engels ein Heer von 53 000 Jungfrauen aushob, welchen die Heiden nicht zu widerstehen wagten. Weinhold, a. a. O. S. 44.

γυνή. Diese beiden Worte kommen von einem gemeinsamen Wurzelworte gen, das gebären bedeutet[1]. Die Frau war also in den Augen der ältesten Arier vor allem die Mutter, die Quelle der Familie, der Rasse, und daher stammte die Verehrung, deren Gegenstand sie war. Für die beiden anderen Menschenfamilien und viele im Verfall begriffene, wiewohl sehr zivilisierte Mischlingsrassen, ist die Frau nur das Weib des Mannes.

Ebenso wie die Benennung des germanischen Ariers, des Kriegers, jarl, sich schließlich in der nordischen Heimat zu der Bedeutung des Herrschenden, des Königs erhob, ebenso wurde das Wort qino in allmählicher Steigerung zum ausschließlichen Titel der Genossinnen des Fürsten, derjenigen, die ihm zur Seite herrschten, mit einem Wort der Königinnen. Für die große Mehrzahl der Gattinnen trat eine Bezeichnung, die kaum weniger schmeichelhaft war, an seine Stelle: nämlich frouwe, Frau, ein Wort, das in der Himmelsgestalt der Freia vergöttlicht wurde[2]. Nächst diesem Worte gibt es noch andere, die alle mit dem gleichen Siegel geprägt sind. Die germanischen Sprachen sind reich an Bezeichnungen der Frau, und alle sind dem Edelsten und Ehrwürdigsten, was es im Himmel und auf Erden gibt, entnommen[3]. Ohne Zweifel infolge dieser natürlichen Neigung, den von seiner Genossin auf ihn ausgeübten Einfluß in hohem Grade zu schätzen, nahm der Arier

---

[1] Gotisch qens, qino, qineins. Es ist das lateinische gignere, das griechische γεννᾶν, γυνή. Es ist ein sehr altes Wurzelwort.

[2] Sanskrit prî; Zend frî; gotisch frijô, ich liebe. Bopp, Vergleichende Grammatik. S. 123.

[3] Weinhold, a. a. O. S. 20. Der Ausdruck minne, als altes Femininum von man, ist nicht germanisch. Er scheint keltischen Ursprungs zu sein. Er hat sich nur zur Bezeichnung eines weiblichen Dämons in den Zusammensetzungen meerminne, ein Wasserwesen, und waldminne, eine Waldfrau, erhalten. W. Müller, Die altdeutsche Religion. S. 366.

des Nordens unter seine Glaubensanschauungen die Vorstellung auf, daß jeder Mensch von seiner Geburt an unter den besonderen Schutz eines weiblichen Genius gestellt sei, den er fylgja nannte. Dieser Schutzengel stützte und tröstete den Sterblichen, der ihm von den Göttern anvertraut war, in den Prüfungen des Lebens, und wenn ihm seine letzte Stunde nahte, so erschien er ihm, um ihm dies anzukündigen[1].

Mochte es nun eine Ursache oder eine Wirkung solcher gewohnheitsmäßigen Ehrerbietung sein, die Sitten waren im allgemeinen so rein, daß sich in keiner der altgermanischen Mundarten ein Wort findet, das den Begriff der Buhlerin wiedergäbe. Wie es scheint, ist dieser Stand den Germanen erst infolge ihrer Berührung mit den fremden Rassen bekannt geworden, denn die beiden ältesten Bezeichnungen dieser Art sind das finnische kalkjô und das keltische lenne und länia[2].

Die germanische Gattin erscheint in den Überlieferungen als ein Muster von Hoheit und Anmut, aber achtunggebietender Anmut. Man verwies sie nicht eifersüchtig in eine erniedrigende Einsamkeit, die Sitte verlangte im Gegenteil, daß, wenn das Haupt der Familie erlauchte Gäste bewirtete, seine Genossin, umringt von ihren Töchtern und ihren Dienerinnen, sämtlich reich gekleidet und geschmückt, das Fest mit ihrer Gegenwart zu ehren kam. Mit sehr bezeichnender Begeisterung werden Szenen dieser Art von den Dichtern beschrieben[3].

---

[1] Weinhold, a. a. O. S. 49.

[2] Ebd. S. 291. Die Verbrechen gegen die Frauen fanden sogar nicht einmal immer Entschuldigung in der Hitze der Eroberung, und als ein Gote von vornehmer Geburt bei der Plünderung Roms durch Alarich die Tochter eines Römers geschändet hatte, wurde er trotz des Widerstandes des Königs zum Tode verurteilt und hingerichtet. Kemble, T. I, p. 190.

[3] Ettmüller, Beowulfslied. Einl. S. XLVII.

„Die Lust der Helden hatte ihren Gipfel erreicht“, singt der Dichter des Beowulf, „der Festsaal hallte wider von lärmenden Worten. Da trat Vealhtheóv, Hrôdhgârs Gattin, ein. Huldvoll gegen die Mannen ihres Gatten, begrüßte das edle, goldgeschmückte Wesen heiter die Krieger an der Tafel. Dann bot das liebreizende Weib zuerst den Becher dem Schirmherrn der dänischen Odals und forderte ihn in freundlichen Worten auf, sich zu freuen und seine Getreuen wohl zu bewirten.

Der großherzige Fürst ergriff froh den Becher. Dann grüßte die Tochter der edlen Helminge rings in der Runde diejenigen der Gäste, jung oder alt, denen ihre Tapferkeit glänzende Geschenke gewonnen hatte; zuletzt machte die schöne, mit Armbändern und kostbaren Ketten bedeckte Herrscherin, die edle Frau, vor dem Sitze Beówulfs halt. Sie begrüßte in ihm den Hort der Geáten und schenkte ihm Bier ein. Sie nahm den Himmel zum Zeugen der Wünsche, die sie für ihn hegte; denn sie hatte nur zu diesem tapferen Kämpen das Vertrauen, daß er Grendels Untaten rächen werde[1].“

Nachdem sie ihre Pflichten gegen die höfische Sitte erfüllt, nahm die Herrin des Hauses neben ihrem Gemahl Platz und mischte sich in die Unterhaltung. Aber ehe das Festmahl in sein belebtestes Stadium gelangte, wenn der Rausch der Trunkenheit die Helden zu erfassen begann, zog sie sich zurück. So ist es noch heute der Brauch in denjenigen Ländern, die die germanischen Sitten am besten bewahrt haben.

Wenn sie sich in ihre inneren Gemächer zurückgezogen hatte, bildeten die Sorge für das Hauswesen, die Arbeit mit Nadel und Spindel, die Bereitung der Arzneimischungen,

---

[1] Kemble, The anglo-saxon poem of Beowulf. V. 1215 sqq., p. 44—45.

das Studium der Runen und der Literaturwerke, die Erziehung ihrer Kinder, die vertraute Unterhaltung mit ihren Gatten für die Frauen einen Kreis von Beschäftigungen, dem es weder an Abwechslung noch an Bedeutung fehlte. Während der besonders vertraulichen Stunden im Hochzeitsgemach verkündeten diese Sibyllen der Familie ihre Orakel, auf die der Gatte hörte. Bei einem solchen Leben voll gegenseitigen Vertrauens hielt man eine ernstliche, auf freie Wahl festgegründete Neigung nicht für überflüssig; die Töchter hatten das Recht, sich nur nach ihrem Gefallen zu vermählen. Dies war die Regel, und wenn diese aus politischen oder sonstigen Gründen übertreten wurde, so war es nicht ohne Beispiel, daß das Opfer in das Heim, das man ihm aufzwang, einen unversöhnlichen Groll mitbrachte und daselbst wohl jene Stürme entfesselte, welche manchmal, wie zahlreiche Sagen berichten, mit der vollständigen Vernichtung der mächtigsten Familien endeten, so groß und unbezähmbar war der Stolz der germanischen Gattin.

Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß die Vorrechte der Frauen nicht ihre Grenzen gehabt hätten[1]. Wenn es auch mehr als ein Beispiel für die Teilnahme der Frauen an den Werken des Krieges gibt, so erachtet sie doch grundsätzlich das Gesetz für unfähig, das Land zu verteidigen[2]; folglich hatten sie auch kein Erbrecht auf das Odal. Noch weniger konnten sie beanspruchen, in die Rechte ihrer ver-

---

[1] Die den Frauen gewidmete Hochachtung trug einen mehr religiösen als bürgerlich-praktischen Charakter, war mehr passiver als aktiver Natur. Man hielt sie für schwach von Körper und für groß an Geist. Man fragte sie um Rat, vertraute ihnen aber nicht die Ausführung an. Weinhold, S. 149.

[2] Weinhold führt nach Luitprand und Jornandes eine Menge Fälle an, wo die germanischen Frauen die Waffen ergriffen. A. a. O. S. 42.

storbenen Gatten auf die Lehensgüter einzutreten[1]. Man hielt sie für geeignet zum Rat, für ungeeignet zur Tat. Wenn man ferner auch den Geist der Wahrsagung bei ihnen voraussetzte, so konnte man ihnen doch die priesterlichen Verrichtungen nicht anvertrauen, da zu diesen das Schwert des Gesetzes gehörte. Diese Ausschließung war eine so unbedingte, daß in mehreren Tempeln zwar die Riten verlangten, daß der Priester die Gewänder des anderen Geschlechtes trage; aber es blieb eben doch immer ein Priester. Die germanischen Arier hatten die Kulte, welche die keltischen Völker, unter denen sie lebten, ihnen beigebracht hatten, nur mit dieser Abänderung annehmen können[2].

Trotz dieser und noch anderer Einschränkungen war der Einfluß der germanischen Frauen und ihre Stellung in der Gesellschaft die denkbar bedeutendste. Gegenüber ihresgleichen im semitisierten Griechenland und Rom, die sich neben ihnen wie Leibeigene, wenn nicht gar wie Sklavinnen ausnahmen, standen sie als wahre Königinnen da. Als sie mit ihren Gatten in die südlichen Länder kamen, befanden sie sich in der allergünstigsten Lage, um die Familienverhältnisse und damit die meisten anderen gesellschaftlichen Beziehungen zum Vorteil der allgemeinen Moralität umzugestalten. Das Christentum, das, treu seiner Unparteilichkeit gegenüber allen irdischen Formen und Verbindungen, die unbedingte Unterwürfigkeit der orientalischen

---

[1] Die germanische Vorstellung von der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte war die, daß nur der dazu zuzulassen sei, der alle Pflichten des Gemeinwesens erfüllen könnte. So schloß denn das Gesetz die Kinder, die Sklaven, die Besiegten und die Frauen aus, sämtlich aus Gründen, die mit ihrer Stellung gegeben waren. Weinhold, a. a. O. S. 120.

[2] W. Müller, Die altdeutsche Religion. S. 53. Sogar Nerthus hatte einen Priester und keine Priesterin.

Gattin angenommen und gleichwohl diese ihre Lage dadurch zu veredeln gewußt hatte, daß es dem Geiste der Aufopferung darin Eingang verschaffte, das Christentum, das die heilige Monika gelehrt hatte, sich aus dem ehelichen Gehorsam eine weitere Stufe zum Himmel zu schaffen, war weit davon entfernt, gegen die neuen und offenbar weit reineren Anschauungen, welche die germanischen Arier einführten, eine Abneigung zu zeigen. Indessen dürfen wir doch nicht aus den Augen verlieren, was wir soeben beobachtet haben. Die Kirche hatte anfänglich sehr wenig Grund, von dem Geist des Widerspruchs, der die Germaninnen beseelte, sonderlich erbaut zu sein. Es schien, als hätten die letzten Instinkte des Heidentums sich hinter die bürgerlichen Gesetzeseinrichtungen, welche jene betrafen, verschanzt. Um hier von der Ritterschaft gar nicht zu reden, deren Anschauungen in diesem Punkte häufig die Mißbilligung der Kirchenversammlungen hervorriefen, wie merkwürdig ist es zu beobachten, welche Mühe es den Klerus kostete, sein Eingreifen bei der Feier der Hochzeiten als etwas Unerläßliches angenommen zu sehen[1]. Der Widerstand dauerte bei gewissen germanisierten Völkern noch im 16. Jahrhundert an[2]. Man wollte dort das Band der

[1] Die Doppelheiraten der Merowinger, welche regelmäßig alle ihre bürgerlich-rechtlichen Folgen mit sich führten, fanden sicherlich ohne Beteiligung der Kirche statt. Bis ins 15. Jahrhundert war es sehr schwer, die deutschen Völker zu bewegen, daß sie sich das Eingreifen eines Priesters bei den Hochzeitsfeierlichkeiten gefallen ließen. Oft sogar erschien dieser, wenn seine Anwesenheit erbeten wurde, erst mitten während des Festes und ohne daß man daran gedacht hätte, sich in die Kirche zu begeben. Man gestattete auch die kirchliche Einsegnung nach der Vollziehung der Heirat. Weinhold, a. a. O. S. 260.

[2] Man führt noch im Jahre 1551 einen Heiratsfall aus hochstehenden protestantischen Bürgerkreisen an, bei dem keinerlei religiöser Akt erfolgte. Weinhold, a. a. O. S. 263. Die Doppelehe Philipps von Hessen ließ sich unter diesem Gesichtspunkte verteidigen.

Ehe nur als einen rein bürgerlichen Vertrag betrachten, bei welchem der Einfluß der Kirche sich nicht zu betätigen hätte.

Bei der Bekämpfung dieser Wunderlichkeit, deren Ursachen in eine gar eigene Tiefe hinabblicken lassen, verlor die Kirche nichts von ihrem Wohlwollen für die höchst edlen Vorstellungen, mit denen gemeinsam jene auftrat. Indem sie diese läuterte, ging sie doch auf sie ein und trug nicht wenig dazu bei, sie in den einander folgenden Generationen zu erhalten, wo hinfort die Rassenmischungen sie allmählich verschwinden machten, zumal bei den Völkern Südeuropas.

Halten wir hier inne. Was wir von den Sitten, den Anschauungen, den Kenntnissen, den Gesetzeseinrichtungen der germanischen Arier gehört haben, genügt, um es begreiflich erscheinen zu lassen, daß bei einem Kampfe mit der römischen Gesellschaft diese letztere schließlich unterliegen mußte. Der Triumph der neuen Völker war unausbleiblich. Dessen Folgen aber mußten ganz anders fruchtbar sein, als die Siege der Legionen unter Scipio, Pompejus und Cäsar. Wie viele Ideen, die nicht von gestern stammten, die im Gegenteil sehr alt, aber seit langem aus den Ländern des Südens verschwunden und mit den edlen Rassen, welche sie vordem verkörpert hatten, in Vergessenheit geraten waren, sollten jetzt in der Welt wieder erscheinen! Wie viele dem hellenistischen Geiste geradeswegs entgegengesetzte Instinkte! Tugenden und Laster, Fehler und Vorzüge, alles war bei den jetzt auftretenden Rassen derart gemischt, daß es das Aussehen der zivilisierten Welt umgestalten mußte. Nichts Wesentliches sollte zerstört, alles verwandelt werden. Selbst die Worte verloren bald ihren gewohnten Sinn. Die Freiheit, die Gewalt, das Gesetz, das Vaterland, die Monarchie, sogar die Religion legten allmählich verbrauchte Trachten und Abzeichen ab und sollten dafür auf mehrere Jahrhunderte hinaus andere, ganz anders geweihte, besitzen.

Indessen verfuhren doch die germanischen Völker mit der Langsamkeit, welche die erste Vorbedingung jedes dauerhaften Werkes ist, und so durften sie nicht gleich zu Anfang einen solchen gründlichen Umbau vornehmen; sie wollten zunächst aufrechterhalten und bewahren, und diese ehrenvolle Aufgabe, sie erfüllten sie im ungeheuersten Maßstabe.

Um es mitzuerleben, wie sie zur Ausführung gelangte, versetzen wir uns nun noch einmal in die Zeit des ersten Cäsars zurück, dann werden wir jenen Stand der Dinge, welchen der Schluß des vorigen Buches ankündigte, unter unseren Augen sich entwickeln sehen: wir werden das germanische Rom schauen.

Viertes Kapitel

Rom germanisch
Die römisch-keltischen und römisch-germanischen Heere
Die germanischen Kaiser

Die Rolle der nördlichen Völker gewinnt erst im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung eine allgemeinere und ganz bestimmte Bedeutung für die Rassengeschichte.

Es war die Zeit, wo der Diktator die Gallier, diese alten Feinde von allem, was Römer hieß, so wohlwollend behandeln zu müssen glaubte. Er machte aus ihnen die unmittelbaren Stützen seiner Herrschaft, und seine Nachfolger fuhren auf demselben Wege fort und bekundeten, so gut sie konnten, daß sie es wohl begriffen hatten, was alles von Diensten die zwischen den Pyrenäen und dem Rhein wohnenden Völker einer Macht zu leisten vermochten, die durch und durch Militärmacht war. Sie hatten bemerkt, daß es bei jenen eine Art Instinkt war, sich den Interessen eines Heerführers, zumal wenn er ihrem Blute fremd war, rückhaltlos zu widmen.

Diese Zustände waren unausbleiblich, und zwar aus folgenden Gründen: die Kelten Galliens, von einem Erzlokalgeiste, noch dazu voller Ungestüm, beherrscht, fragten in den Angelegenheiten ihrer Städte weit mehr nach den Personen als nach den Sachen. Die Politik ihrer Völker hatte über dieser ihrer Gepflogenheit einen Anstrich von Heftigkeit angenommen, der zu der Ausdehnung ihrer Territorien in

keinem Verhältnis stand. Beständige Revolutionen hatten die meisten dieser Völker erschöpft. Die fast überall gestürzte Theokratie war zunächst vor dem Adel zurückgetreten, dann, in dem Augenblicke, als die Römer die Grenzen der Provinz überschritten, hatten die Demokratie und ihre unzertrennliche Schwester, die Demagogie, ihrerseits um sich gegriffen und den Kampf gegen die Macht der Adligen eröffnet. Das Vorhandensein dieser Art Ideen verkündete deutlich, daß die Mischung der Rassen an jenem Punkte angelangt war, wo der Rassenwirrwarr den Wirrwarr der Geister und die unbedingte Unmöglichkeit, sich zu verständigen, hervorruft. Kurz, die Gallier, die durchaus keine Barbaren waren, waren doch im vollsten Verfalle begriffen, und wenn ihre guten Zeiten unendlich viel weniger Glanz besaßen, als die Ruhmesperioden von Sidon und Tyrus, so steht es darum doch nicht minder außer Zweifel, daß die unscheinbaren Städte der Carnuten, der Remer und der Äduer an demselben Übel zu Grunde gingen, das dem Dasein der glänzenden Hauptstädte Kanaans ein Ziel gesetzt hatte[1].

Die mit einigen slawischen Gruppen gemischten keltischen Völker hatten sich in verschiedener Weise mit den finnischen Eingeborenen verbunden: daher gewisse fundamentale Unterschiede. Die schroffsten Trennungen der Stämme und der Mundarten waren in sehr alter Zeit hieraus hervorgegangen. Im Norden waren einige Völker durch die Berührung mit den Germanen gehoben worden, andere im Südwesten der mit den Aquitaniern verfallen; an der Küste des Mittelmeeres hatte sich die Mischung mit den Ligurern und den Griechen vollzogen, und seit einem Jahrhundert waren die semitisierten Germanen, welche die Provinz bewohnten, gekommen, um dieses Chaos noch zu vermehren. Die Ent-

[1] Tacitus, der eine so große, freilich öfter etwas exaltierte Bewunderung für die Germanen hatte, behandelt die Gallier seiner Zeit mit außerordentlicher Härte. Germ. 28, 29.

wicklung des Übels wurde übrigens durch den Hang dieser Minuskelgesellschaften zur Absonderung begünstigt, indem hier das Dazwischentreten des kleinsten neuen Elementes fast augenblicklich seine Folgen zeitigte.

Wenn jedes der kleinen gallischen Gemeinwesen in eben dem Augenblicke, wo die Rassenbestandteile, die es bildeten, den Höhenpunkt ihres Kampfes erreicht hatten, sich plötzlich auf sich allein gestellt gesehen hätte, so hätten Ordnung und Ruhe — ich sage nicht: bedeutende Fähigkeiten — aufkommen können, weil die Ausgleichung der verschmolzenen Rassen sich auf geringerem Raume leichter vollzieht. Wenn aber eine ziemlich beschränkte Gruppe beständig Zuströme von neuem Blut erhält, ehe sie Zeit gehabt hat, die alten zu verquicken, so werden die Störungen häufig und treten schneller, wie auch schmerzhafter auf. Sie führen schließlich zur Auflösung. Dies war die Lage der Staaten Galliens, als die römischen Legionen bei ihnen einfielen.

Da die Völker dort tapfer, reich und mit vielen Hilfsquellen, unter anderen mit starken und zahlreichen Kriegsplätzen, versehen waren, so fehlte es ihnen nicht an Lust zum Widerstande; was ihnen aber fehlte, war, wie wir sahen, der Zusammenhalt, und zwar nicht allein unter Völkern, sondern sogar unter Mitbürgern. Fast überall verrieten die Adligen das Volk, wenn das Volk nicht die Adligen verkaufte und verriet. Das römische Lager war immer überfüllt von Überläufern aller Farben, die blindlings darauf versessen waren, ihre politischen Feinde zu morden, wenn auch ihr Vaterland darüber verbluten sollte. Wohl gab es hingebende Männer, großherzige Absichten, aber das alles nützte nichts. Die germanisierten Kelten retteten fast allein den alten Ruf. Als Arverner schwangen sie sich zu wahren Wundertaten auf, als Belgier wurden sie vom Sieger fast für unbezwinglich erklärt; aber die als die glänzendsten, als die geistig höchststehenden gepriesenen Völker, gerade

diejenigen, bei denen die Revolutionen nie aufhörten, die Remer, die Äduer, diese leisteten entweder überhaupt kaum Widerstand, oder sie vertrauten sich bei der ersten Gelegenheit der Großmut der Sieger an, oder endlich sie gingen ohne Scham auf die Pläne des Auslandes ein und empfingen als Ersatz für ihre Unabhängigkeit mit Freuden den Titel Freunde und Verbündete des römischen Volkes. In zehn Jahren war Gallien bezwungen und für immer unterworfen. Heere, die im Werte denen Roms wohl gleichkommen, haben in unseren Tagen bei den Barbaren Algeriens nicht so glänzende Erfolge erzielt — ein trauriger Vergleich für die Keltenvölker.

Aber diese so leicht zu unterjochenden Leute wurden alsbald in den Händen der Kaiser zu unwiderstehlichen Werkzeugen der Unterdrückung. In ihren Städten hatte man sie als hochfahrende Patrizier oder als neidische Demokraten den größten Teil ihres Lebens im Aufruhr zubringen sehen; in Rom waren sie von einer Hingebung, die dem Kaisertum äußerst nützlich war. Indem sie für sich selbst das Joch und den Sporn hinnahmen, halfen sie dazu, auch die anderen daran zu gewöhnen und baten sich zum Lohne für ihre Willfährigkeit nur die soldatischen Ehren und das bewegte Leben der Kaserne aus. Man spendete ihnen diese Güter überreichlich.

Cäsar hatte seine Garde aus Galliern gebildet. Er hatte ihr malitiöserweise das hübscheste Sinnbild des Leichtsinns und der Sorglosigkeit verliehen, und die keltischen Soldaten der Alauda-Legion, die auf ihren Helmen und Schilden so stolz mit dem Bilde der Lerche prunkten, begegneten sich mit allen ihren Mitbürgern in der Liebe zu dem großen Manne, der sie von ihrer Unabhängigkeit befreit hatte und ihnen ein ihren Neigungen so entsprechendes Dasein schuf.

Sie waren also sehr zufrieden, aber es hieße den

Galliern nicht gerecht werden, wollte man annehmen, daß sie nun in ihrer Liebe zur römischen Obrigkeit beständig und unerschütterlich gewesen wären. Manches Mal empörten sie sich, aber immer, um unter dem Drucke einer unerbittlichen Unmöglichkeit, sich zu verständigen, zum Gehorsam zurückzukehren. Die Gewohnheit, von einem Herren regiert zu werden, lehrte sie niemals die Achtung vor einem Gesetz. Ein Aufstand war für sie die geringste aller Schwierigkeiten und vielleicht das lebhafteste aller Vergnügen. Sobald es nun aber galt, an Stelle der Fremdherrschaft, die man kaum gebrochen, eine nationale Regierung einzurichten, sobald es galt, zu einer Regel zurückzukehren und irgend jemandem zu gehorchen, machte der Gedanke, daß das Vorrecht der Herrschaft einem Gallier gehören sollte, alle Geister erstarren. Und doch hätte es scheinen können, als ob dies das wirkliche Ziel des Aufstandes wäre; aber nein, die scharfsinnigsten Kombinationen quälten sich vergeblich damit ab, diese furchtbare Klippe zu umschiffen, alle scheiterten daran. Die Volks-, die Ratsversammlungen erörterten die Frage mit leidenschaftlicher Heftigkeit und trennten sich lärmend, ohne daß es ihnen gelungen wäre, weiter zu kommen. Da faßten dann die furchtsamen Leute, die sich bis dahin beiseite gehalten hatten, alle die geheimen Freunde der Herrschaft der Kaiser, wieder Mut, und man betete es ihnen nach, daß die Gewalt der Adler vielleicht ein Übel sei, daß schließlich aber doch Petilius Cerialis recht gehabt habe, als er den Belgiern sagte, daß es ein notwendiges Übel und daß außerhalb nur Verderben zu holen sei. Und damit kehrte man denn gesenkten Hauptes in den römischen Schafstall zurück.

Diese eigentümliche Unfähigkeit zur Unabhängigkeit offenbarte sich von allen ihren Seiten. Man hätte meinen können, daß das Schicksal Gefallen daran fände, sie aufs äußerste zu treiben. Eines Tages begegnete es den Galliern, daß

sie einen eigenen Kaiser besaßen. Eine Frau hatte ihn ihnen gegeben und verlangte von ihnen nur, daß sie ihn gegen den italischen Mitbewerber verteidigten. Dieser Kaiser Tetricus, hatte gegen dieselben Unmöglichkeiten anzukämpfen, an denen die früheren Aufstände sich gebrochen hatten, und wiewohl von den germanischen Legionen unterstützt, die ihn gegen den bösen Willen, oder vielmehr gegen den chronischen Leichtsinn seiner Völker hielten, glaubte er doch, wohl daran zu tun — und tat ohne Zweifel wohl daran —, sein Diadem gegen die Statthalterschaft von Lucanien zu vertauschen. Die Eintagsstaaten kehrten zu ihrer Pflicht zurück, vielleicht murrend, im Grunde aber doch sehr zufrieden, daß sie nicht einen Zoll breit von ihren Gemeindeeifersüchteleien preisgegeben hatten.

Die tägliche Erfahrung bewies es also: die Gallier des ersten und zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hatten nur kriegerische Vorzüge, diese aber hatten sie in hervorragendem Grade. Aus diesem Grunde übten sie, wiewohl ohnmächtig in eigener Sache, doch momentan einen so bedeutenden Einfluß auf die semitisierte römische Welt aus.

Gewiß war der Numidier ein gewandter Reiter, der Baleare ein Schleuderer ohnegleichen, die Spanier lieferten ein Fußvolk, das jedem Vergleich trotzte, und die Syrer, die noch ganz in die Erinnerungen an Alexander vernarrt waren, stellten Rekruten von ebenso großem wie verdientem Ruf. Indessen verblaßten doch alle diese Verdienste vor dem der Gallier. Mit dem gewaltigen Leibe des Trevirers oder des Bojers konnten deren Nebenbuhler um den Ruhm, schwarzbraun und klein, oder mindestens von mittlerem Wuchs, an kriegerischem Aussehen nicht wetteifern; jene waren geeigneter als irgend jemand, das ungeheure Gewicht, womit die Vorschriften des Dienstes den Fußsoldaten der Legionen beluden, bequem auf ihren breiten Schultern zu tragen. Mit gutem Fug also suchte der Staat die Werbungen

in Gallien, und zumal im germanisierten Gallien, zu vermehren. Unter den ersten zwölf Kaisern, als das politische Leben sich noch bei den Völkern des Südens konzentrierte, lag es doch schon vornehmlich dem Norden ob, die Ruhe des Reiches mit den Waffen aufrechtzuerhalten.

Indessen ist es doch merkwürdig, daß diese Achtung, welche den Kriegern keltischer Rasse den Zugang zu den großen militärischen Würden, ja sogar zum Senatorensitze, erleichterte, ihnen keinen Anteil an dem um den Purpur der Herrschaft eröffneten Wettbewerb verschaffte. Die ersten Provinzialen, die es dazu brachten, waren Spanier, Afrikaner, Syrer, niemals Gallier, bis auf die aller Regel widersprechenden und wenig ermutigenden Beispiele des Tetricus und Posthumus. Sicherlich hatten die Gallier keine Anlagen zum Regieren, und wenn Galba, Otho, Vitellius vortreffliche Helfershelfer für ihre Empörungen aus ihnen machen konnten, so kam es doch niemanden in den Sinn, Verwalter oder Staatsmänner aus ihren Reihen zu entnehmen. Munter und rührig, waren sie weder unterrichtet, noch geneigt es zu werden. Ihre an Pedanten fruchtbaren Schulen lieferten sehr wenige wirklich ausgezeichnete Geister. Die erste Stelle war ihnen also nicht zugänglich, und jenen Thron, den sie so wohl bewachten — sie waren nicht fähig, ihn zu besteigen.

Diese dem keltischen Elemente anhaftende Unfähigkeit hörte vollständig auf, auf den Heeren des Nordens zu lasten, sobald diese begonnen hatten, sich weit weniger aus den germanisierten Galliern, die bald, wie die anderen, von dem römischen Aussatz befallen worden, als aus den südlichen Germanen zu ergänzen, wiewohl diese letzteren selbst zum größten Teil von Reinheit des Blutes ziemlich weit entfernt waren. Die Wirkungen dieser Veränderung traten bereits mit dem Jahre 235, bei der Thronbesteigung des Julius Verus Maximinus, zutage, welcher der Sohn eines gotischen Kriegers war. Die verderbte römische Welt hatte bei ihrem un-

aufhaltsamen Niedergang instinktmäßig das einzige Mittel, ihr Leben zu verlängern, erkannt, und wenn sie auch fortfuhr, die Barbaren des Nordens zu verwünschen und zu verunglimpfen, so ließ sie es doch geschehen, daß sie alle Stellungen an sich rissen, die sie selbst beherrschten und von wo aus man sie leiten konnte.

Von diesem Augenblicke an verdunkelt die germanische Art alle anderen in der römischen Welt[1]. Sie beseelt die Legionen, hat die hohen militärischen Ämter inne und entscheidet in den obersten Ratsversammlungen. Die gallische Rasse, die übrigens ihr gegenüber nur durch ihr bereits verwandte, nördliche Gruppen vertreten war, tritt durchaus vor ihr zurück. Der Geist der Jarls, der Kriegsfürsten, bemächtigt sich der ausübenden Regierung, und man ist bereits berechtigt zu sagen, daß Rom germanisiert ist, da das semitische Element auf den Grund des sozialen Ozeans hinabsinkt und sich auf der Oberfläche augenscheinlich durch die neue arische Schicht ersetzen läßt.

Eine so außerordentliche, wiewohl im Verborgenen vor sich gehende Umwälzung, wie dieses naturwidrige Darüberlagern einer feindlichen Rasse, die, öfter besiegt als siegreich und offiziell als barbarisch verachtet, so die einheimischen Rassen niederdrückte, eine so seltsame Regelwidrigkeit mochte immerhin durch die Macht der Umstände bewirkt werden, sie hatte zu viele Schwierigkeiten zu durchbrechen, als daß sie nicht von ungeheuren Gewaltsamkeiten hätte begleitet sein sollen.

Die Germanen fanden, als sie zur Leitung des Reiches berufen wurden, in diesem einen erschöpften, todkranken Leib vor. Um ihn am Leben zu erhalten, diesen gewaltigen Leib,

---

[1] „Das römische Pannonien und Mösien ... waren im dritten und vierten Jahrhundert die Pflanzschule der Legionen, und, mittelst der Legionen, die der Cäsaren." Amédée Thierry, Revue des deux mondes. 15. juillet 1854.

waren sie unaufhörlich gezwungen, entweder die Anforderungen einer von der ihrigen verschiedenen Natur oder die aus dem allgemeinen Unbehagen erwachsenden Launen, oder die Aufregungen des Fiebers — alles für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe gleich verhängnisvoll — zu bekämpfen. Daher dann Äußerungen der Härte, die um so mehr zu weit gingen, als diejenigen, welche sie für notwendig hielten, weil sie über die verwickelte Art der Gesellschaft, die sie zu behandeln hatten, nur mangelhaft aufgeklärt waren, die Anwendung der Reaktivmaßregeln leicht bis zum Mißbrauch trieben. Mit dem ganzen unduldsamen Feuer der Jugend übertrieben sie die Ächtung auf dem politischen und die Verfolgung auf dem religiösen Gebiete. So zeigten sie sich als die heftigsten Feinde des Christentums. Sie, die später die Verbreiter aller seiner Triumphe werden sollten, begannen damit, daß sie es verkannten; sie ließen sich von der Verleumdung, die es verfolgte, umgarnen. Da sie überzeugt waren, daß sie in dem neuen Gottesdienste einen der bedrohlichsten Ausdrücke der philosophischen Ungläubigkeit vor sich hätten, so machte ihre angeborene Liebe zu einer klar bestimmten Religion, welche sie als die Grundlage jeder regelrechten Regierung betrachteten, ihnen jenen anfangs verhaßt; aber was sie in ihm verabscheuten, war nicht er selbst, sondern ein Gespenst, das sie zu sehen glaubten. Und so ist man denn weniger versucht, ihnen das Unheil vorzuwerfen, das sie selbst angerichtet haben, als das weit bedeutendere, das sie die semitisierten Anhänger der alten Gottesdienste haben anrichten lassen. Doch sollte man sich auch scheuen, zu viel von ihnen zu verlangen. Konnten sie die unvermeidlichen Folgen einer verfaulten Zivilisation, die sie nicht geschaffen hatten, unterdrücken? Die römische Gesellschaft zu reformieren, ohne sie umzustürzen, wäre gewiß schön gewesen. Sachte und unmerklich die Reinheit des Katholizismus an die Stelle der

Verderbtheit des Heidentums zu setzen, ohne bei diesem Verfahren irgend etwas einzureißen, das wäre das Ideal-Gute gewesen; aber man mache es sich nun klar: eine solche Meistertat wäre nur Gott möglich gewesen.

Nur ihm kommt es zu, mit einem Winke das Licht von der Finsternis und die Wasser von der Erde zu scheiden. Die Germanen waren Menschen, und zwar Menschen, die wohl reich begabt waren, aber ohne jede Kenntnis der Sphäre, in die sie berufen worden; sie besaßen jene Macht nicht. Ihre Arbeit beschränkte sich von der Mitte des dritten bis ins fünfte Jahrhundert darauf, die Welt notdürftig in der Gestalt zu erhalten, wie man sie ihnen überantwortet hatte.

Wenn wir die Dinge unter diesem Gesichtspunkte betrachten, welcher der einzig wahre ist, so klagen wir nicht mehr an, so bewundern wir. Und ebenso wiederum, wenn wir Decius, Aurelian, Claudius, Maximian, Diocletian und die meisten, wenn nicht alle ihre Nachfolger, bis auf Augustulus, unter ihrer römischen Toga und Rüstung für Germanen und Germanensöhne erkennen, so werden wir zugeben, daß die Geschichte durch jene Schriftsteller aus alter und neuer Zeit vollständig gefälscht worden ist, deren unwandelbare Methode darin besteht, daß sie das schließliche Einrücken der germanischen Gesamtvölker in die romanisierte Gesellschaft als eine ungeheuerliche Tatsache, als einen unerwarteten Umsturz darstellen.

Nichts war im Gegenteil deutlicher angekündigt und leichter vorauszusehen, nichts berechtigter, nichts besser vorbereitet, als dieses Endereignis. Die Germanen hatten das Reich an sich gerissen mit dem Tage, da sie seine Arme, seine Nerven, seine Kraft geworden waren. Das Erste, was sie darin in Besitz genommen hatten, und zwar nicht durch Gewalt der Usurpation, war der Thron gewesen; die einheimischen Bevölkerungen selbst hatten sie, hiermit

bekennend, daß sie sich nicht anders zu raten wußten, herbeigerufen, belohnt, gekrönt.

Um nach ihrer Weise zu regieren, wozu sie unbestreitbar berechtigt, ja sogar verpflichtet waren, hatten die so eingesetzten Kaiser sich mit Männern umgeben, die fähig waren, ihre Gedanken zu begreifen und zur Ausführung zu bringen, das heißt mit Männern ihrer Rasse. Nur bei diesen improvisierten Römern fanden sie den Widerschein ihrer eigenen Tatkraft und die Gewandtheit, die nötig war, um ihnen wohl zu dienen. Aber Germane hieß damals Krieger. So wurde das Waffenhandwerk die erste Vorbedingung der Zulassung zu den Hauptämtern. Während nach der eigentlichen römisch-italischen und römisch-semitischen Vorstellung der Krieg nur etwas Zufälliges, und die, die ihn führten, nur von ihrer regelmäßigen Tätigkeit auf Augenblicke abgelenkte Bürger gewesen waren, bedeutete der Krieg für die kaiserlichen Beamten den natürlichen Zustand, dem die Erziehung und der Geist des Staatsmannes sich anzupassen hatte. Tatsächlich räumte die Toga dem Schwerte das Feld.

Allerdings wollte der urgesunde Sinn der Männer des Norden niemals, daß diese Vorliebe offiziell zugegeben würde, und so groß war in dieser Hinsicht ihre taktvolle und weise Zurückhaltung, daß diese Übereinkunft sich durch das ganze Mittelalter hindurch erhielt, ja sogar es überdauerte, um bis auf uns zu gelangen. Der romanisierte germanische Krieger begriff wohl, daß ein zum mindesten eingebildetes Übergewicht des bürgerlichen Elementes für die Sicherheit des Gesetzes von Bedeutung sei und allein die bestehende Gesellschaft aufrechterhalten könne.

Der Kaiser und seine Feldherren wußten also im Notfalle den Panzer unter der Amtstracht des Verwalters zu verbergen. Indessen war doch diese Verkleidung nie so vollständig, daß sie Übelgesinnte hätte täuschen können.

Das Schwert zeigte immer seine Spitze. Für die Bevölkerungen war dies ein Ärgernis. Die halben Zugeständnisse brachten sie nicht zur Vernunft. Der Schutz, der ihnen zuteil wurde, erweckte keine Dankbarkeit bei ihnen. Die staatsmännischen Gaben ihrer Regierenden fanden sie blind. Sie lachten voll Verachtung darüber, und vom Rhein bis in die Wüsten der Thebais hörte man immer aufs neue das Schimpfwort Barbar in den Bart brummen. Man kann auch nicht sagen, daß sie, wie sie es nun einmal verstanden, so ganz unrecht gehabt hätten.

Wenn die germanischen Männer den römischen Organismus in seiner Gesamtheit bewunderten — ein Gefühl, an dem nicht zu zweifeln ist —, so hatten sie doch nicht ebensoviel Wohlwollen für gewisse Einzelheiten, die in den Augen der Einheimischen gerade seinen kostbarsten Schmuck ausmachten und das Auszeichnende der Zivilisation bildeten. Die gekrönten Krieger und ihre Gefährten wollten herzlich gern die moralische Zucht, den Gehorsam gegen die Obrigkeit erhalten, den Handel schützen, die großen öffentlichen Nützlichkeitsarbeiten fortsetzen; auch waren sie bereit, die Werke des Geistes zu begünstigen, soweit diese für sie selbst schätzbare Resultate hervorbrachten. Aber die Modeliteratur, die Abhandlungen über Grammatik, die Rhetorik, die Lipogrammgedichte und alle die Scherze dieser Art, die das Entzücken der Schöngeister jener Zeit ausmachten, diese Meisterwerke ließen sie ausnahmslos kälter als Eis; und da schließlich alle Gnade von ihnen kam, und alle Gunstbezeigungen nach den Kriegsleuten sich auf die Gesetzkundigen, die bürgerlichen Beamten, die Erbauer von Aquädukten, Wegen, Brücken und Festungen, sodann auf die Geschichtsschreiber und hie und da auf die Panegyriker, die zu Füßen des Herrschers ihren Weihrauch in dichten Wolken aufsteigen ließen, konzentrierten und kaum darüber hinausgingen, so waren die gebildeten oder sogenannt gebildeten Klassen ge-

wissermaßen berechtigt zu der Behauptung, daß es dem Kaiser an Geschmack fehle. Gewiß waren sie Barbaren, diese rauhen Herrscher, die, mit den nervigen Gesängen Germaniens großgezogen, für die Lektüre wie für den Anblick jener in Form einer Leier oder einer Vase geschriebenen Madrigale keinen Sinn hatten, über welche die Gebildeten von Alexandrien und Rom vor Bewunderung außer sich gerieten. Die Nachwelt aber hätte hierüber wohl anders urteilen und erklären sollen, daß der Barbar allerdings existierte, aber nicht unter dem Panzer des Germanen.

Noch ein anderer Umstand verletzte die Eigenliebe des Römers empfindlich. Seine Fürsten, die seine früheren Kriege zumeist nicht kannten und über die Römer von ehedem nach den Zeitgenossen urteilten, schienen sich um jene nicht im mindesten zu kümmern, und das war sehr hart für Leute, die sich für so bedeutend hielten. Als Nero Griechenland höher geehrt hatte als die Stadt des Quirinus, als Septimius Severus den Ruhm des Einäugigen vom Trasimenus über den der Szipionen erhoben hatte, da waren diese Bevorzugungen wenigstens nicht über das Landesgebiet hinausgegangen. Härter war der Schlag, als man einzelne unter den Kaisern vom Neulingsrange und die Heere, die ihnen den Purpur gegeben hatten, so wenig nach Alexander dem Großen als nach Horatius Cocles fragen sah. Man kannte kaiserliche Majestäten, die ihr Leben lang von ihrem Urbilde Octavian nicht hatten reden hören und sogar seinen Namen nicht kannten. Diese Männer wußten ohne Zweifel die Stammbäume und die Taten der Helden ihrer Rasse auswendig.

Aus diesem Umstande, wie aus so manchen anderen, ergab es sich dann weiter, daß im dritten Jahrhundert n. Chr. das gesunde römische Volk in Waffen und das mit dem Tode ringende römische Volk im Friedenskleide sich in keiner Weise verstanden; und wiewohl die Häupter dieser ver-

bundenen oder vielmehr nebeneinandergestellten so heterogenen beiden Körper lateinische oder griechische Namen trugen und sich in die Toga oder in die Chlamys kleideten, so waren sie doch im innersten Grunde, sehr zum Glück für diese traurige Gesellschaft, gute und echte Germanen. Darauf beruhte ihr Anspruch und ihr Recht auf die Herrschaft.

Der Kern, den sie im Reiche bildeten, war zuerst sehr schwach gewesen. Die zweihundert Reiter Ariovists, welche Cäsar in seinen Sold nahm, bildeten den Keim dazu. Dieser entwickelte sich dann sehr schnell, wie wir zumal beobachten können, seit die Heere, vornehmlich diejenigen, welche ihre Standquartiere in Europa hatten, es zum Grundsatze erhoben, fast nur noch germanische Rekruten anzunehmen. Damit gewann das neue Element eine Macht, die um so bedeutender war, als sie sich unaufhörlich an ihren Quellen wieder verjüngte. Dann erschienen und vereinigten sich täglich neue Ursachen, um es nicht mehr in verhältnismäßig sehr kleinen Quantitäten, sondern in Massen in die Gebiete Roms hinüberzuziehen.

Ehe wir zur Prüfung dieser furchtbaren Krise schreiten, mögen wir einen Augenblick vor einer Hypothese innehalten, deren Verwirklichung den römischen Bevölkerungen des fünften Jahrhunderts sehr verführerisch hätte erscheinen können, nämlich folgender: man denke sich einen Augenblick die germanischen Völker, welche zu jener Zeit Grenznachbarn des Reiches waren, numerisch weit schwächer, als sie in der Tat gewesen sind; dann würden sie sich sehr bald in dem ungeheuren sozialen Behälter, der unablässig Kräfte von ihnen verlangte, verloren haben. Nach Ablauf einer gegebenen Zeit würden diese Familien unter den romanisierten Elementen verschwunden sein; dann hätte die allgemeine Verderbnis ihren Lauf fortgesetzt und schließlich zu einer chronischen Entartung geführt, die heutzutage Europa kaum vergönnen würde, irgendwelches gesellschaftliche Leben aufrechtzuer-

halten. Von der Donau bis nach Sizilien und vom Schwarzen Meere bis nach England würde man annähernd auf jenem Punkte der Auflösung zu Staube sein, an welchem die südlichen Provinzen des Königreichs Neapel und die meisten Länder Vorderasiens angelangt sind.

Auf diese Hypothese setze man nun noch eine zweite. Wenn die gelben und halbgelben — halb slawischen, halb arischen — Völker von jenseits des Ural den Besitz ihrer Steppen hätten behaupten können, so würden die gotischen Völker ihrerseits die nordöstlichen Länder bis zu den Schluchten des Herzynischen Waldes auf der einen und bis zum Schwarzen Meere auf der anderen Seite behalten und alsdann keinen Grund gehabt haben, die Donau zu überschreiten. Sie würden an Ort und Stelle eine ganz besondere Zivilisation zur Entfaltung gebracht haben, die durch sehr schwache Darlehen aus der römischen Welt bereichert worden wäre, wie sie ihnen die auf die Dauer unvermeidliche Aufsaugung der Ansiedlungen jenseits des Rheins und der Donau geliefert hätte. Eines Tages würden sie aus der Überlegenheit ihrer Aktivkräfte Vorteil gezogen und den Wunsch gespürt haben, sich auszubreiten, um sich auszubreiten; aber das wäre erst sehr spät gewesen. Italien, Gallien und Spanien hätten nicht mehr, wie für die Sieger des fünften Jahrhunderts, belehrende Eroberungen bedeutet, sondern lediglich zur materiellen Ausbeutung geeignete Nebenländer, wie heutzutage Algier.

Indessen tritt doch in der Anwendung der Gesetze, welche die Rassenmischung herbeiführen, so unbedingt ein Walten von Vorsehung und Schicksal hervor, daß aus diesem Unterschiede, der auf den ersten Blick so bedeutend erscheint, nur eine einfache Störung in den Synchronismen erwachsen sein würde. Eine Art Kultur, vergleichbar derjenigen, welche vom 10. bis zum 13. Jahrhundert geherrscht hat, würde weit früher angefangen und länger gedauert haben,

weil die Reinheit des germanischen Blutes länger Widerstand geleistet hätte. Diese letztere würde sich gleichwohl schließlich ebenso erschöpft haben infolge der Einwirkung von Berührungen, ganz ähnlich denjenigen, welche ihr ihre Kraft geraubt haben. Die sozialen Erschütterungen wären auf andere Zeitpunkte verlegt worden, sie hätten aber darum nicht minder stattgefunden. Kurz, auf anderem Wege wäre die Menschheit genau zu demselben Resultate gekommen, das sie nun erreicht hat.

Kommen wir nun zu der Niederlassung der Germanen in großen Massen innerhalb der Römerwelt, zu der Weise, wie sie sich vollzog und zu der Art, wie sie zu beurteilen ist.

Die Kaiser germanischer Rasse hatten, um dem Staate Verteidiger aus ihrem Blute zu verschaffen, ein unfehlbares Mittel zu ihrer Verfügung, das ihnen von ihren römischen Vorgängern gezeigt worden war. Diese hatten es von der Regierung der Republik gelernt, die es den Griechen verdankte, und diese wiederum hatten es, mittelst des Beispieles der Perser, der Politik der ältesten ninivitischen Königreiche entlehnt. Dieses Mittel, das von so weit hergekommen und so allgemein im Gebrauche war, bestand darin, daß man unter die Bevölkerungen, deren Treue oder militärische Tüchtigkeit zweifelhaft war, fremde Ansiedler verpflanzte, deren Bestimmung es je nach den Umständen war, zu verteidigen oder im Zaume zu halten.

Der Senat hatte in den besten Tagen seiner staatsmännischen Weisheit und seiner Allgewalt dieses Verfahren häufig angewandt, die ersten Kaiser ganz ebenso. Gesamtgallien, die britannische Insel, Helvetien, das Zehntland, die illyrischen Provinzen, Thrazien, waren schließlich mit Scharen entlassener Krieger übersät worden. Man hatte sie verheiratet, mit Ackerbaugerät versorgt, ihnen Grundeigentum geschaffen und ihnen dann klargemacht, daß die Erhaltung ihrer neuen Habe, die Sicherheit ihrer Familien

und die feste Behauptung der römischen Herrschaft im Lande ganz ein und dasselbe sei. Nichts war in der Tat nach der Art, wie man nun einmal die Rechte dieser neuen Bewohner auf den Besitz des Bodens begründete, auch für den störrigsten Sinn leichter zu begreifen. Diese Rechte beruhten nur auf der Willensäußerung der Regierung, welche den ehemaligen Besitzer austrieb und den Veteranen an seine Stelle setzte. Letzterer, gezwungen, sich gegen die Beschwerden seines Vorgängers zu verhärten, sah sich nur durch das Wohlwollen der Macht, die hinter ihm stand, gestützt. Er war also in jeder nur erdenklichen Weise darauf angewiesen, sich dieses Wohlwollen um den Preis einer grenzenlosen Hingebung zu erhalten.

Diese Kombination von Ursachen und Wirkungen gefiel den Politikern des Altertums. Ihre Einsicht billigte sie, und wenn die Leute, die darunter zu leiden hatten, sich darüber beklagen mochten, so ließ doch die öffentliche Moral ohne sonderliche Bedenken ein Verfahren zu, das für die Festigkeit des Staates für nützlich erachtet wurde und durch die Gesetze geheiligt war, das außerdem zur Entschuldigung anzuführen hatte, daß es von den Völkern, deren Beispiel ein Gebildeter anrufen konnte, immer und überall ausgeübt worden sei.

Bereits in der Zeit der ersten Kaiser glaubte man in die brutale Einfachheit dieser Einrichtung einige Veränderungen bringen zu sollen. Die Erfahrung hatte bewiesen, daß die Ansiedlungen italischer, asiatischer oder selbst südgallischer Veteranen die nördlichen Grenzen nicht genügend vor den Einfällen allzu furchtbarer Nachbarn schützten. Die romanisierten Familien erhielten den Befehl, sich von den äußersten Grenzen zu entfernen; sodann gewährte man allen Germanen, die ihr Glück suchten — und ihre Zahl war nicht gering —, die freie Verfügung über die leergebliebenen Gebiete, den gelegentlich etwas zwangvollen Titel „Freunde des

römischen Volkes", und, was noch mehr zu versprechen schien, die Unterstützung der Legionen gegen die etwaigen Angriffe der Feinde des Reiches.

So wurden durch den eigenen Willen, durch die freie Wahl der kaiserlichen Regierung germanische Völker in ihrer Gesamtheit in den römischen Gauen untergebracht. Man hoffte von diesem Vorgehen so große Vorteile, daß man zu den Abenteurern bald noch die Kriegsgefangenen hinzugesellte. Wenn ein Stamm von Germanen besiegt war, so adoptierte man ihn, bildete eine neue Schar von Grenzwächtern aus ihm und trug nur Sorge, ihn auf ein ihm fremdes Gebiet zu versetzen.

Die übrigen Barbaren blieben bei dem Schauspiele, das eine so bevorzugte Stellung gewährte, nicht ohne Eifersucht. Sie brauchten sich nicht einmal die höheren Vorzüge klar zu machen, auf welche diese künstlich geschaffenen Römer Anspruch machen konnten, noch die glänzenden Sphären deutlich zu gewahren, in denen solche Auserlesenen die Geschicke der Welt bestimmten, sie sahen nur ihresgleichen mit Landgütern ausgestattet, die seit langem gut bebaut waren, sie sahen sie in Berührung mit einem reichen Handel und im Genuß alles dessen, was die soziale Vervollkommnung Beneidenswertestes für sie hatte. Das genügte, um die Angriffe an Ungestüm und an Häufigkeit zunehmen zu lassen. Kaiserliche Ländereien zu erhalten, wurde der hartnäckige Traum mehr als eines Stammes, der es müde war, in seinen Sümpfen und in seinen Wäldern zu vegetieren.

Anderseits aber wurde, entsprechend der größeren Heftigkeit der Angriffe, auch die Lage der angesiedelten Germanen unsicherer. Nebenbuhler fanden sie zu reich, sie selbst fühlten sich zu wenig sorglos. Sie waren oft der Versuchung ausgesetzt, ihren Brüdern die Hand zu reichen, anstatt sie zu bekämpfen, und, um Frieden von ihnen zu erhalten, sich

mit ihnen gegen die wirklichen Römer, die in ihrem zweifelhaften Schutze standen, zu verbünden.

Die germanisierte kaiserliche Verwaltung erkannte die Gefahr, sie begriff deren ganzen Umfang, und um sie durch Verdoppelung des Eifers der Hilfstruppen abzuwenden, wußte sie nichts Besseres aufzufinden, als ihnen die folgenden Änderungen in ihrem gesetzlichen Zustande vorzuschlagen:

Sie sollten nicht mehr als bloße Kolonisten, sondern vielmehr als Soldaten im aktiven Dienste angesehen werden. Folglich sollte zu allen Vorteilen, in deren Besitz sie bereits waren und die ihnen nicht entzogen werden sollten, noch der eines Kriegssoldes treten. Sie sollten so ein integrierender Bestandteil der Heere werden und ihre Führer die Grade, die Ehren und den Sold der römischen Feldherrn erhalten.

Diese Anerbietungen wurden, wie es nicht anders möglich war, mit Freuden angenommen. Diejenigen, welche die Veranlassung dazu gaben, dachten nur noch darauf, die Schwäche eines Reiches, das sich zu solchen Auskunftsmitteln genötigt sah, so gut als möglich auszubeuten. Die Stämme draußen aber wurden nur um so mehr von dem Wunsche beherrscht, römische Ländereien zu erhalten, römische Krieger, römische Feldherrn, Provinzialstatthalter, Kaiser zu werden. Es handelte sich hinfort in der zivilisierten Gesellschaft, wie der Lauf der Ereignisse sie gestaltet hatte, nur noch um Kämpfe und Nebenbuhlerschaften zwischen den Germanen drinnen und denen draußen.

Nachdem die Frage einmal so gestellt war, wurde die Regierung dahin fortgerissen, das Netz der Kolonisationen ohne Ende auszudehnen, und bald entstanden neben den bisherigen Grenzkolonien auch solche im Inneren. Gutwillig oder gezwungen schlossen die mit der Verteidigung der Grenzen beauftragten Völkerschaften, die man im Falle

der Gefahr oft sich selbst zu überlassen genötigt war, häufig Vergleiche mit den Angreifern. Der Kaiser mußte wohl schließlich diese Verträge, deren Hauptursache seine Schwäche war, bestätigen. Neue Krieger wurden in den Sold des Staates genommen, man mußte die Ländereien für sie finden, die man ihnen versprochen hatte. Oft stellten sich tausenderlei Erwägungen dem entgegen, daß man sie ihnen an Grenzen anwiese, die ohnehin schon von ihresgleichen überfüllt waren. Auch hatte man keine Aussicht, dort fügsame Grundeigentümer anzutreffen, die geneigt waren, sich ohne Widerstand aus ihrem Besitze treiben zu lassen. Man suchte diesen gutmütigen Menschenschlag da, wo man wußte, daß er saß, nämlich in allen Binnenprovinzen. Kraft einer Art Immunität, die sich aus seiner ehemaligen Vormachtstellung ergab, wurde Italien so lange als möglich von dieser Last ausgenommen; aber mit Gallien machte man keine Umstände. Man versetzte Teutonen nach Chartres, Bayeux bekam Bataver, Coutances, le Mans und Clermont wurden ringsum mit Sueven besiedelt, Alanen und Taifalen besetzten die Umgegend von Autun und Poitiers, Franken ließen sich in Rennes nieder[1]. Die romanisierten Gallier waren Leute, mit denen sich gut auskommen ließ, sie hatten bei den kaiserlichen Steuereinnehmern Gehorsam gelernt. So wußten sie denn vollends dem Burgunder oder dem Sarmaten nichts einzuwenden, wenn dieser im Namen des Gesetzes und in einem Tone, der alle Gegenrede ausschloß, die Aufforderung, ihm Platz zu machen, überbrachte.

Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß diese Umwälzungen in den Eigentumsverhältnissen nach den römi-

---

[1] Auf der britannischen Insel trugen die sehr zahlreichen barbarischen Ansiedler nicht den gewöhnlichen Namen laeti, man nannte sie gentiles. — Palgrave, Rise and Progress of the English Commonwealth. T. I, p. 355.

schen Begriffen vollkommen gesetzmäßig waren. Der Staat und der Kaiser, der ihn vertrat, hatten das Recht, alles in der Welt zu tun, es gab keine Moral für sie: das war das semitische Prinzip. Mit dem Augenblicke also, wo der Schenkende das Recht zu schenken hatte, besaß der Barbar, welcher aus dieser Bewilligung Vorteil zog, einen vollkommen regelrechten Anspruch darauf, sie anzunehmen. Er sah sich von heute auf morgen zum Grundbesitzer geworden, kraft derselben Regel, auf die sich vordem nach dem Willen des Herrschers die romanisierten Kelten selbst hatten berufen können.

Um das Ende des vierten Jahrhunderts besaßen fast alle römischen Länder bis auf Mittel- und Süditalien — denn das Potal war bereits abgetreten — eine beträchtliche Anzahl angesiedelter nördlicher Völker, die zumeist Sold empfingen und offiziell unter dem Namen „Truppen im Reichsdienste" bekannt waren, mit der übrigens ziemlich mangelhaft erfüllten Verpflichtung, sich friedlich zu verhalten. Diese Krieger nahmen sehr schnell die Sitten und Gewohnheiten, die sie bei den Römern im Gebrauch sahen, an, sie erwiesen sich als sehr intelligent, und nachdem sie sich einmal in die Folgen des seßhaften Lebens gefügt, wurden sie der interessanteste, verständigste, sittlich höchststehende, dem Christentum am leichtesten gewonnene Teil der Bevölkerung.

Aber bis dahin, d. h. bis zum fünften Jahrhundert, hatten alle diese Ansiedlungen, sowohl im Inneren als an den Grenzen, die Germanen nur gruppenweise auf die Gebiete des Reiches geführt. Die mit den Jahrhunderten in Nordeuropa angesammelten ungeheuren Völkermengen waren nur erst in verhältnismäßig dünnen Strömen durch die Dämme der römischen Welt hindurchgerieselt. Plötzlich zertrümmerten sie diese und stürzten alle ihre Massen, wälzten schäumend alle ihre Wogen auf diese unglückselige

Gesellschaft, welche seit drei Jahrhunderten einzig Sonnenblicke ihres Geistes am Leben erhielten, und welche schließlich nicht mehr weiter konnte. Sie bedurfte einer vollständigen Umschmelzung.

Der von den uralischen Finnen, den weißen und schwarzen Hunnen, von ungeheuren Völkern, in denen die slawischen und keltischen, arischen und mongolischen Elemente fast rein sowie in allen Graden von Verbindungen auftraten, ausgeübte Druck war so gewaltsam geworden, daß das stets wankende Gleichgewicht der germanischen Staaten im Osten vollständig über den Haufen geworfen war. Die gotischen Staatengründungen brachen zusammen, was von Hermanrichs großem Volke noch übrig war, stieg nach der Donau hinab und formulierte nun auch seinerseits das gewöhnliche Bittgesuch: römische Ländereien, Kriegsdienst und Sold.

Als sie nach ziemlich langen Verhandlungen nicht erhielten, was sie wollten, entschlossen sie sich vorläufig, es zu nehmen. Sie machten einen Abstecher von Thrazien bis nach Toulouse, schossen wie ein Schwarm Falken auf Languedoc und Nordspanien herab und gaben es alsdann den Römern völlig anheim, sie zu verjagen, wenn sie könnten.

Diese letzteren hüteten sich wohl, dies zu versuchen. Die Art und Weise, wie die Westgoten sich soeben eingeführt hatten, war etwas wider die Regel, aber ein kaiserlicher Bestallungsbrief machte alsbald das Übel wieder gut, und mit diesem Augenblicke waren die Neuankömmlinge in den Ländern, deren sie sich bemächtigt hatten, ganz ebenso rechtmäßig zu Hause wie die übrigen Untertanen in den ihrigen. Die Franken und die Burgunder hatten dieses gute Beispiel gar nicht erst abgewartet, um sich ähnliche Vorteile erst selbst zu verleihen und alsdann bewilligen zu lassen, so daß sich seit jener Zeit außer den alten Grenzwartstämmen, welche unter dieser dichten Anschwemmung

verschwunden waren, auf dem Gesamtgebiete Europas zwanzig Völker des Nordens anerkannt und in die Militärstammrollen aufgenommen sahen. Ihre Führer waren Konsuln und Patrizier. Es gab einen Patricius Theoderich und einen Patricius Chlodwig[1].

Als unumschränkte Herren über alles konnten die im Reiche ansässig gewordenen Germanen hinfort alles tun, da sie sicher waren, daß ihre Launen unwiderstehliche Gesetze bedeuten würden. Zwei Wege stellten sich ihnen dar: entweder, mit den Gewohnheiten und Überlieferungen, welche ihre Vorgänger vom gleichen Blute aufrechterhalten hatten, zu brechen, den Zusammenhang der Territorien aufzuheben und aus allen diesen Trümmern eine bestimmte Anzahl getrennter Herrschaften zu bilden, denen es dann freigestanden hätte, sich eine Verfassung nach den Anforderungen der beginnenden neuen Zeit zu geben, oder aber, dem Werke treu zu bleiben, das durch das Sinnen und Sorgen so vieler der neuen Rasse entstammter Kaiser geheiligt war, dann aber zugleich dieses Werk durch eine gewisse Zutat unerläßlich gewordener Ausnahmebestimmungen abzuändern.

Bei letzterem Verfahren blieb die Verfassung des Honorius in der Hauptsache unangetastet. Die römische Welt, d. h. nach der festen Überzeugung jener Zeit die Zivilisation, setzte ihren Lauf fort.

Die Barbaren schraken vor dem Gedanken zurück, etwas so Notwendiges zu schädigen, sie blieben bei der konservativen Rolle, welche die Kaiser barbarischer Abstammung übernommen hatten, und wählten den zweiten Weg, sie zerschnitten die römische Welt nicht in ebensoviele kleine Teile, als sie Völker waren. Sie ließen sie ganz ungeteilt,

---

[1] Diese beiden Fürsten verdankten ihren römischen Titel dem Kaiser Anastasius, der tatsächlich im Abendlande nichts bedeutete; aber wir werden alsbald sehen, auf Grund welcher Fiktion die Barbarenkönige daran festhielten, ihn als Landeskaiser zu betrachten.

und anstatt Anspruch auf ihren Besitz zu erheben und dadurch zu ihren Zerstörern zu werden, wollten sie nur die Nutznießung davon haben.

Um diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, führten sie ein staatsrechtliches System ein, das sich ganz außerordentlich verwickelt ausnahm. Darin sah man aus dem altgermanischen Recht entnommene Regeln, Rechtsgrundsätze der Kaiserzeit, endlich aus diesen beiden Vorstellungskreisen gebildete Mischtheorien, alles zugleich in Wirksamkeit.

Der König, der Konungr — denn weder der Drottinn noch der Graf kam hier irgendwie in Frage, sondern nur der Kriegsfürst, der Leiter eines Kampfeszuges, der Wirt der Krieger — nahm einen doppelten Charakter an. Für die Leute seiner Rasse wurde er ein lebenslänglicher Feldherr[1], für die Römer war er eine unter der Obergewalt des Kaisers eingesetzte obrigkeitliche Persönlichkeit. Ersteren gegenüber hatten seine Erfolge die Wirkung, daß sie mehr Kämpfer um seine Fahne scharten und erhielten, letzteren gegenüber die, daß sie die geographischen Grenzen seiner Gerichtsbarkeit erweiterten. Übrigens betrachtete sich der germanische König keineswegs als souveräner Herrscher der in seine Gewalt gefallenen Länder. Die Souveränität gehörte nur dem Reiche, sie war unveräußerlich und unmitteilbar; aber als römischer Beamter, der kraft einer Übertragung der höchsten Gewalt verfuhr, verfügte der

[1] Das Recht der commendatio, das sich so lange bei den Angelsachsen erhielt, die Befugnis, sich seinen Führer frei zu wählen, verlor sich bei den Franken sehr frühzeitig. Die leudes, Antrustionen oder Getreuen waren gehalten, fest bei ihrem Könige zu bleiben und konnten nicht in den Dienst eines anderen übertreten, ohne sich gerichtliche Untersuchungen zuzuziehen. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. I, S. 186. Diese bedeutsame Beeinträchtigung der germanischen Freiheit hatte unter dem Einfluß des römischen Rechts stattgefunden.

König über das Grundeigentum mit unumschränkter Freiheit. Er machte vollen Gebrauch von seinem Rechte, seine Gefährten dort anzusiedeln, wie es sich in den Augen aller Welt ganz von selbst verstand. Er verteilte ihnen nach dem Brauche seines Volkes einen Teil der ertragsfähigen Ländereien und brachte so die römische mit der germanischen Praxis in Einklang, er bildete auf diese Weise ein gemischtes System neuer Lehensverhältnisse aus: auf Grund germanischer und römischer Rechtsgrundsätze heimfällige Benefizien, das, was man Lehensgüter nannte und noch nennt, oder er richtete sogar nach seinem Belieben Freigüter ein, mit dem Grundunterschiede jedoch, welcher diese Verleihungen von den alten Odals vollständig trennte, daß der Wille des Königs, nicht die freie Tat des Eigentümers sie schuf[1]. Was es nun auch sein mochte, ob Lehensgut oder Odal, der Fürst, der sie seinen Leuten gab, hatte als Beauftragter des Kaisers das Recht des Eigentums oder vielmehr der freien Verfügung über die Provinz, nicht aber die Oberhoheit.

Dies war die Stellung der Merowinger in Gallien. Wenn einer von ihnen auf seinem Totenbette lag, so konnte es ihm nicht in den Sinn kommen, seinem Sohne Provinzen zu vermachen, da er selbst keine besaß. Er begründete also die Verteilung seiner Erbschaft auf ganz andere Prinzipien. Als germanischem Heerführer stand ihm nur das Kommando über eine mehr oder minder beträchtliche An-

---

[1] Wahrscheinlich infolge der Einführung der Freigüter wurden gewisse Grundeigentümer von den Königen der Macht der Grafen enthoben. Es war eine Erinnerung an die Freiheit des alten Ariers auf seinem Odal. Aber diese Immunität war niemals eine vollständige, und der Besitzer des Freiguts wurde immer vor dem gemeinsamen Gerichtshofe, vor dem Grafen, für die Verbrechen des Mordes, des Raubes und der Brandstiftung zur Verantwortung gezogen. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. I, S. 278.

zahl von Kriegern und ein gewisser Grundbesitz zu, der ihm dazu diente, dieses Heer zu unterhalten. Diese Schar und diese Güter verschafften ihm den Königstitel, den er sonst nicht besaß. Als römischer Beamter hatte er nur den Ertrag der in den verschiedenen Teilen seiner Gerichtsbarkeit nach den Angaben des kaiserlichen Katasters erhobenen Steuern.

Angesichts dieser Verhältnisse und von dem Wunsche beseelt, die Anteile seiner Kinder, so gut er konnte, einander gleich zu gestalten, wies der Erblasser jedem derselben einen Wohnsitz an, auf welchem Kriegsleute, die möglichst ein und demselben Stamme angehörten, seine Umgebung bildeten. Solcher Art war das germanische Krongut, und ein Gehöft und zwanzig Kämpen hätten genügt, um den jungen Merowinger, der nicht mehr mitbekommen hätte, zur Führung des Königstitels zu berechtigen.

Was die römischen Staatseinkünfte betrifft, so zersplitterte sie der sterbende Fürst noch weit unbedenklicher, da es sich hier nur um bewegliche Werte handelte. Er wies also z. B. die Erträge der Zollämter von Marseille, Bordeaux oder Nantes in verschiedenen Anteilen mehreren Erben zu.

Den Germanen schwebte als Hauptziel nicht die Rettung der sogenannten römischen Einheit vor. Diese bedeutete in ihren Augen nur eine Weise, die Zivilisation zu erhalten, und darum verpflichteten sie sich dazu. Ihre Bemühungen um dieses verdienstvolle Ziel waren die denkbar außerordentlichsten und gingen sogar über das hinaus, was man in dieser Beziehung bei einer großen Anzahl von Kaisern hatte beobachten können. Ja, es scheint, als hätten die Barbaren seit der Massenniederlassung in der römischen Welt Reue empfunden, daß sie selbst den Bagatellen der von ihnen bewunderten Gesellschaft zu wenig Beachtung geschenkt hätten. Alle Schriftsteller waren der ehrenvollsten

Aufnahme an den Höfen der Vandalen-, Goten-, Franken-, Burgunder- oder Langobardenkönige gewiß. Die Bischöfe, diese echten Bewahrer des Dichtergeistes der Zeit, schrieben nicht nur für ihre Mönche. Das Geschlecht der Eroberer selbst begann die Feder zu führen, und Jornandes, Paul Warnefried, der Anonymus von Ravenna und viele andere, deren Namen und Werke untergegangen sind, legten von dem Sinn ihrer Rasse für die lateinische Bildung hinlänglich Zeugnis ab. Anderseits gerieten auch die spezifisch volkstümlicheren Kenntnisse nicht in Vergessenheit. Beim Könige Chilperich[1], der, da er an den Unvollkommenheiten des römischen Alphabetes Anstoß nahm, sich in seinen müßigen Augenblicken mit dessen Verbesserung beschäftigte, wurden Runen geritzt. Die Gedichte des Nordens behaupteten sich in Ehren, und die Großtaten der Ahnen, von den neuen Geschlechtern treulich besungen, dienten so als Beweis, daß diese letzteren die kraftvollen Eigenschaften ihrer Rasse durchaus nicht abgeschworen hatten[2].

Zugleich beschäftigten sich die germanischen Völker, in Nachahmung dessen was sie bei ihren Untertanen sahen, eifrig mit der Regelung ihrer eigenen Gesetzgebung nach

---

[1] Die mösogotische Evangelienübersetzung des Ulfilas ist aus dem vierten Jahrhundert.

[2] Theoderich und seine Nachfolger veröffentlichten mehrere Gesetze in der Absicht, die Denkmäler Roms vor Zerstörung zu schützen. Nicht die Barbaren vergriffen sich an diesen, sondern die Römer, teils aus Glaubenseifer, teils um Baumaterialien aus ihnen zu gewinnen. Die größten Verwüstungen haben unter Constantius II. stattgefunden. Clarac, Manuel de l'histoire de l'art chez les anciens. Part. II, p. 857. Die Römer fahndeten sehr auf Marmorstatuen, um Kalk daraus zu machen. Die Gotenkönige und die Päpste konnten trotz der strengsten Vorschriften die Mehrzahl der Kunstgegenstände nicht vor einem solchen Untergange retten. A. a. O. S. 857. Athalarich bemühte sich, die Rechtsschule in Rom zu reorganisieren. Cassiodor., var. epist., IX, 31. Die Gotenkönige, nicht zufrieden damit, die Zerstörung der Denkmäler zu verbieten, wiesen sogar Fonds für ihre Erhaltung an. Clarac, a. a. O.

den Bedürfnissen der Zeit und des Kreises, in den sie sich versetzt sahen. Wenn auch ihre Aufmerksamkeit zunächst durch die Arbeit anderer angeregt wurde, so gingen sie doch in ihrer Einsicht weder der Methode noch den Zielen nach in sklavisch nachahmender Weise vor.

Da sie sich die Verpflichtung auferlegt hatten, die Rechte der Römer zu achten und folglich zu kennen, so war dies für sie ein Grund, sich über die ihrigen sehr genau Rechenschaft zu geben und eine Art Übereinstimmung oder richtiger Parallelismus zwischen den beiden Systemen, die sie einander gegenüber bestehen zu lassen beabsichtigten, herzustellen. Es ging aus dieser so freimütig angenommenen, ja sogar gepflegten Zweiheit ein Prinzip von hoher Wichtigkeit hervor, dessen Einfluß sich nie ganz verloren hat, nämlich die Anerkennung, die Feststellung, die ausdrückliche Bedingung, daß zwischen den verschiedenen Stämmen, den verschiedenen Völkern, die von Norden gekommen waren, wo immer sie sich niedergelassen haben und welchen Namen sie tragen mochten, kein organischer Unterschied bestehen solle, wenn sie nur germanisch wären[1]. Mit Hilfe gewisser Verbindungen gelang es einer kleinen Anzahl mehr als zur Hälfte slawischer Gruppen, sich Aufnahme in dieser großen Familie zu verschaffen, und diese dienten später als Vorwand und als Mittelglieder, um mit noch weniger Grund den Anschluß mehrerer ihrer Brüder herzustellen. Aber diese Erweiterung ist von dem abendländischen Geiste nie wohl vermerkt und wohl aufgenommen worden. Die Slawen sind diesem ebenso

[1] Dieses Vorgehen stand im Einklang mit dem, was Rasse, Sprache und bürgerliches Recht an die Hand gaben, und Palgrave hat mit Recht gesagt: „Like their various languages which are in truth but dialects of one mother tongue, so their laws are but modifications of one primeval code... even now we can mark the era when the same principles and doctrines were recognised at Upsala and at Toledo, in Lombardy and in England.“ — A. a. O. T. I, p. 3.

fremd wie die semitischen Völker Vorderasiens, mit denen er durch die Bevölkerungen Italiens und Spaniens in annähernd gleicher Weise verbunden ist.

Wir sehen, der germanische Geist war ebenso weitherzig, als es der der alten Völker wenig war. Wiewohl er von einer anscheinend engeren Grundlage ausging als die hellenistischen, römischen oder keltischen Verfassungen, und die Rechte des freien Mannes, individuell gefaßt, für ihn das waren, was für die anderen die Bürgerrechte, so führte ihn doch die Vorstellung, die er davon besaß und die er mit einem so köstlichen Mangel an Voraussicht erweiterte, unendlich viel weiter, als er selbst zu gehen gedachte. Nichts natürlicher, die Seele dieses persönlichen Rechtes war die Bewegung, die Unabhängigkeit, das Leben, die leichte Anpassung an alle umgebenden Verhältnisse; die Seele des Bürgerrechtes war die Dienstbarkeit, wie seine höchste Tugend die Selbstverleugnung war.

Trotz des gründlichen Rassenwirrwarrs, inmitten dessen der germanische Arier erschien, und wiewohl sein eigenes Blut nicht durchaus gleichartig war, verwandte er doch alle Sorgfalt auf die Abgrenzung und genaue Bestimmung zweier großer Idealklassen, in die er alle die seinem Schiedsspruche unterstellten Massen einschloß; im Prinzip erkannte er nur das Römertum und das Barbarentum an. Dies war der übliche Sprachgebrauch. Er bemühte sich, diese beiden nunmehrigen Grundelemente der abendländischen Gesellschaft, deren Ecken die Arbeit der Jahrhunderte abrunden, deren Gegensätze sie mildern, deren Verschmelzung sie herbeiführen sollte, möglichst wenig schlecht in Einklang zu bringen. Daß ein solcher Plan, daß die Keime, die hier eingesenkt wurden, hervorragender an Fruchtbarkeit waren und der Zukunft schönere Früchte zutrugen als die glänzendsten Theorien des semitischen Rom, das auch nur zu erörtern, wäre müßiges Tun. In dieser letzteren Welt lagen — wir konnten dies

bezeugen — tausenderlei rivalisierende Völker, tausenderlei feindliche Bräuche, tausenderlei Trümmer zwiespältiger Zivilisationen miteinander im Bürgerkriege. Nicht das leiseste Bestreben, aus einer so ungeheuerlichen Verwirrung herauszukommen, war denkbar, ohne Gefahr zu laufen, in eine andere, noch entsetzlichere zu geraten. Als einziges Band der Kataster, die nivellierenden Verordnungen der Schatzverwaltung, die negative Unparteilichkeit des Gesetzes, aber nichts Überlegenes, das das Aufkommen einer neuen Moral, einer Gemeinsamkeit der Anschauungen, eines einmütigen Strebens unter den Menschen vorbereitet, erzwungen oder jene durchdringend verständige Zivilisation angekündigt hätte, welche die unsrige ist und welche wir nie erhalten haben würden, wenn die germanische Barbarei nicht deren köstlichste Pfropfreiser mitgebracht und es auf sich genommen hätte, sie auf dem schwächlichen Stamme des Römertums, des in seiner Untätigkeit, seiner Knechtschaft, seinem Zwange nimmer sympathischen, zum Gedeihen zu bringen.

Ich habe im Verlaufe meiner Darstellung — und wohl nicht überflüssigerweise — mehrmals daran erinnert, daß die wichtigen Tatsachen, die ich schildere, die bedeutsamen Entwicklungen, die ich kennzeichne, sich durchaus nicht infolge des ausdrücklichen und unmittelbaren Willens der Massen oder dieser und jener geschichtlicher Persönlichkeiten vollziehen. Ursachen und Wirkungen, alles entwickelt sich vielmehr meistenteils ohne Vorwissen oder sogar entgegen den Absichten derjenigen, die dazu beitragen. Ich befasse mich in keiner Weise damit, die Geschichte der Staatskörper, noch auch die guten oder schlechten Taten ihrer Lenker vor Augen zu führen. Ganz und gar der Anatomie der Rassen zugewandt, berücksichtige ich einzig und allein deren organische Triebkräfte und die vorher bestimmten Folgen, die daraus erwachsen; das übrige achte ich zwar nicht gering, lasse es aber beiseite, wenn es nicht dazu dient, den zur Prüfung

stehenden Gegenstand aufzuhellen. Wenn ich lobe oder tadle, so haben meine Worte nur einen vergleichsweisen oder gewissermaßen bildlichen Sinn. In der Tat, es ist kein moralisches Verdienst für die Eichen, daß sie ihr, von einem grünen Diadem gekröntes, majestätisches Haupt durch die Jahrhunderte hoch halten, wie es ebensowenig eine Schande für die Kräuter der Wiesen ist, daß sie in wenigen Tagen hinwelken. Die einen wie die anderen füllen nur ihre Stellung in den Klassen der Pflanzen aus, und ihre Macht oder ihre Bescheidenheit tragen gleichermaßen zu den Plänen der Gottheit bei, die sie geschaffen hat. Aber ich verhehle mir ebensowenig, daß das freie Walten der organischen Gesetze, auf die ich meine Nachforschungen beschränke, oft durch die Einmischung anderer, ihm fremder Triebkräfte gehemmt wird. Wir müssen ohne zu erstaunen über diese augenblicklichen Störungen hinwegschreiten, die den Grund der Dinge nicht verändern können. Durch alle Windungen, in welche die Nebenursachen die Folgen für das Rassenleben nach sich ziehen können, finden diese letzteren doch schließlich immer wieder ihren Weg. Sie steuern diesem unerschütterlich zu und erreichen ihn immer unfehlbar. So ging es auch mit dem konservativen Sinn der Germanen gegenüber dem Römertum. Vergebens wurde er durch die Leidenschaften, die in seiner Begleitung auftraten, bekämpft und oft getrübt, schließlich aber erfüllte er doch seine Aufgabe. Er verschmähte die Zerstörung des Reiches, solange dieses Reich ein Ganzes von Völkern, eine Gesamtheit von der Barbarei verschiedener sozialer Begriffe darstellte. Er blieb so fest, so unüberwindlich in dieser seiner Willensäußerung, daß er sogar während des Zeitraumes von vier Jahrhunderten dabei blieb, währenddessen er sich genötigt sah, den Kaiser im Reiche zu unterdrücken.

Dieser Zustand eines ohne Haupt fortlebenden despotischen Staates war übrigens nicht so seltsam, als er zuerst

erscheinen kann. Bei einer Verfassung wie die römische, wo die monarchische Erblichkeit niemals bestanden hatte und die Wahl des Oberhauptes, einerlei ob von dem Vorgänger, vom Senat, vom Volke oder von einem der Heere vorgenommen, nur dadurch Gültigkeit gewann, daß es gelang, sich im Besitze zu behaupten: bei einem solchen Stande der Dinge kann es nicht die Regelmäßigkeit der Thronfolge sein, welche zu der Erkenntnis führt, daß der Staats-, und vollends der Gesellschaftskörper noch am Leben sei. Das einzige annehmbare Kriterium ist die Ansicht der Zeitgenossen hierüber. Und zwar liegt nichts daran, ob diese Ansicht sich auf besondere Umstände gründet, wie z. B. das Fortbestehen Jahrhunderte alter Einrichtungen — ein bei einer beständig in der Umwandlung begriffenen Gesellschaft allezeit unbekannter Fall —, oder auch das Verbleiben des Sitzes der Macht in einer und derselben Hauptstadt — das ebensowenig stattgefunden hatte —; es genügt, daß die betreffende Überzeugung aus der Verkettung von Gedanken erwächst, die sogar vorübergehend und widersprechend sein können, die aber, einer aus dem anderen entstehend, trotz der Schnelligkeit ihrer Aufeinanderfolge, einen Eindruck von Dauer für die ziemlich nebelhafte Sphäre, in welcher sie sich entwickeln, absterben und unaufhörlich ersetzt werden, hervorrufen.

Dies war der Normalzustand in der römischen Welt, und darum dachte, als Odoaker die Persönlichkeit eines abendländischen Kaisers für überflüssig erklärt hatte, niemand — und eben so wenig er selbst — daran, daß infolge dieser Maßregel das abendländische Kaiserreich aufhörte zu existieren. Nur hielt man dafür, daß ein neues Stadium begänne; und ebenso wie die römische Gesellschaft zuerst von Oberhäuptern regiert worden war, welche kein Titel bezeichnete, dann solche gehabt hatte, die sich mit ihrem Kaisernamen geschmückt, andere wieder, welche eine Unterscheidung zwischen den Caesares und den Augusti eingeführt und, an-

statt dem Staatskörper eine einheitliche Leitung zu geben, ihm zwei, dann vier solche geschenkt hatten, ebenso fand man sich in den Anblick, wie das Reich sich eines unmittelbaren Vertreters begab, sehr oberflächlich und lediglich der Form nach vom Throne Konstantinopels abhing und, ohne sich aufzulösen und immerfort als das abendländische Kaisertum, germanischen Obrigkeiten gehorchte, die, jede in den Ländern ihres Bezirkes, bei deren Bevölkerungen die Spezialgesetze zur Anwendung brachten, welche vordem von den römischen Rechtsgelehrten für ihren Gebrauch eingeführt worden waren. Odoaker hatte also nur eine reine Palastrevolution vollzogen, die weit weniger wichtig war, als es den Anschein hatte, und der handgreiflichste Beweis, den man dafür beibringen kann, ist das Verfahren, das später Karl der Große beobachtete, und die Art und Weise, wie die Wiedereinsetzung des kaiserlichen Kronenträgers sich in seiner Person vollzog.

Der König der Heruler hatte den Sohn des Orestes 476 abgesetzt; Karl der Große bestieg den Kaiserthron und beendete das Interregnum 801. Die beiden Ereignisse waren durch eine Periode von fast vier Jahrhunderten getrennt, und von vier Jahrhunderten voll großer Ereignisse, wohl geeignet, jede Erinnerung an die alte Regierungsform aus dem Gedächtnis der Menschen zu tilgen. Wo gäbe es übrigens eine Zeit, in welcher es nicht unsinnig wäre, eine seit vierhundert Jahren unterbrochene Ordnung wieder aufnehmen zu wollen? Wenn also Karl der Große dies tun konnte, so hat er doch in Wirklichkeit nicht das Wesentliche, noch auch nur die Form der Verfassung erneuert, sondern nur eine Einzelheit wieder eingeführt, die man gefahrlos eine Zeitlang hatte beiseite lassen können und nun ohne Anachronismus wieder aufnahm.

Das Kaisertum, das Römertum hatte sich der Barbarei gegenüber, und zwar dank deren eigenen Diensten, fort und fort behauptet. Die Krönung von Pipins Sohne

gab ihm nur eines der Räder zurück, die es einst mit so vielen anderen, für immer verschwundenen, in seinem Kreise hatte arbeiten sehen. Der Zwischenfall war bedeutsam, betraf aber keine Lebensfrage, das lehrt deutlich eine Prüfung der Gründe, welche das Interregnum so lange hinausgezogen hatten.

Nachdem man es ehedem für angezeigt gehalten, daß das Haupt der römischen Gesellschaft einer lateinischen Familie entstamme, hatte man sich bald darein gefunden, es aus irgendeinem Teile Italiens, dann endlich und ausschließlich aus den Lagern herzunehmen, und dann hatte man nach seiner Herkunft nicht mehr gefragt. Indessen war es dabei doch immer stillschweigende Übereinkunft geblieben — und in diesem Punkte konnte auch der gesunde Sinn nicht wohl schwanken —, daß der Kaiser zum mindesten die äußeren Formen der von ihm regierten Völker haben, einen ihrem Ohre vertrauten Namen tragen, sich wie sie kleiden und die landläufige Sprache, die Sprache der Dekrete und Urkunden, so gut es eben gehen wollte, sprechen müsse. Zur Zeit Odoakers waren die äußeren Unterschiede zwischen Siegern und Besiegten noch zu ausgesprochen, als daß die Verletzung dieser Regeln nicht in den Augen derjenigen selbst, die sie etwa zu ihrem Vorteil hätten wagen wollen, anstößig erschienen wäre.

Für die germanischen Fürsten, für die dem Blute der Amaler oder der Merowinger entsprossenen Könige waren es erlaubte, ja sogar notwendige Betätigungen des Ehrgeizes, wenn sie sich als Patrizier oder Konsuln bestallen ließen: die Regierung der Völker war nur um diesen Preis zu haben. Aber abgesehen davon, daß die Besitzergreifung des kaiserlichen Purpurs durch einen nach den Sitten des Nordens gekleideten und lebenden, in einem Holzpalaste von seinem trustis umgebenen Barbarenfürsten dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen wäre, hätte der übel beratene Ehr-

König über das Grundeigentum mit unumschränkter Freiheit. Er machte vollen Gebrauch von seinem Rechte, seine Gefährten dort anzusiedeln, wie es sich in den Augen aller Welt ganz von selbst verstand. Er verteilte ihnen nach dem Brauche seines Volkes einen Teil der ertragsfähigen Ländereien und brachte so die römische mit der germanischen Praxis in Einklang, er bildete auf diese Weise ein gemischtes System neuer Lehensverhältnisse aus: auf Grund germanischer und römischer Rechtsgrundsätze heimfällige Benefizien, das, was man Lehensgüter nannte und noch nennt, oder er richtete sogar nach seinem Belieben Freigüter ein, mit dem Grundunterschiede jedoch, welcher diese Verleihungen von den alten Odals vollständig trennte, daß der Wille des Königs, nicht die freie Tat des Eigentümers sie schuf[1]. Was es nun auch sein mochte, ob Lehensgut oder Odal, der Fürst, der sie seinen Leuten gab, hatte als Beauftragter des Kaisers das Recht des Eigentums oder vielmehr der freien Verfügung über die Provinz, nicht aber die Oberhoheit.

Dies war die Stellung der Merowinger in Gallien. Wenn einer von ihnen auf seinem Totenbette lag, so konnte es ihm nicht in den Sinn kommen, seinem Sohne Provinzen zu vermachen, da er selbst keine besaß. Er begründete also die Verteilung seiner Erbschaft auf ganz andere Prinzipien. Als germanischem Heerführer stand ihm nur das Kommando über eine mehr oder minder beträchtliche An-

[1] Wahrscheinlich infolge der Einführung der Freigüter wurden gewisse Grundeigentümer von den Königen der Macht der Grafen enthoben. Es war eine Erinnerung an die Freiheit des alten Ariers auf seinem Odal. Aber diese Immunität war niemals eine vollständige, und der Besitzer des Freiguts wurde immer vor dem gemeinsamen Gerichtshofe, vor dem Grafen, für die Verbrechen des Mordes, des Raubes und der Brandstiftung zur Verantwortung gezogen. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. I, S. 278.

zahl von Kriegern und ein gewisser Grundbesitz zu, der ihm dazu diente, dieses Heer zu unterhalten. Diese Schar und diese Güter verschafften ihm den Königstitel, den er sonst nicht besaß. Als römischer Beamter hatte er nur den Ertrag der in den verschiedenen Teilen seiner Gerichtsbarkeit nach den Angaben des kaiserlichen Katasters erhobenen Steuern.

Angesichts dieser Verhältnisse und von dem Wunsche beseelt, die Anteile seiner Kinder, so gut er konnte, einander gleich zu gestalten, wies der Erblasser jedem derselben einen Wohnsitz an, auf welchem Kriegsleute, die möglichst ein und demselben Stamme angehörten, seine Umgebung bildeten. Solcher Art war das germanische Krongut, und ein Gehöft und zwanzig Kämpen hätten genügt, um den jungen Merowinger, der nicht mehr mitbekommen hätte, zur Führung des Königstitels zu berechtigen.

Was die römischen Staatseinkünfte betrifft, so zersplitterte sie der sterbende Fürst noch weit unbedenklicher, da es sich hier nur um bewegliche Werte handelte. Er wies also z. B. die Erträge der Zollämter von Marseille, Bordeaux oder Nantes in verschiedenen Anteilen mehreren Erben zu.

Den Germanen schwebte als Hauptziel nicht die Rettung der sogenannten römischen Einheit vor. Diese bedeutete in ihren Augen nur eine Weise, die Zivilisation zu erhalten, und darum verpflichteten sie sich dazu. Ihre Bemühungen um dieses verdienstvolle Ziel waren die denkbar außerordentlichsten und gingen sogar über das hinaus, was man in dieser Beziehung bei einer großen Anzahl von Kaisern hatte beobachten können. Ja, es scheint, als hätten die Barbaren seit der Massenniederlassung in der römischen Welt Reue empfunden, daß sie selbst den Bagatellen der von ihnen bewunderten Gesellschaft zu wenig Beachtung geschenkt hätten. Alle Schriftsteller waren der ehrenvollsten

geizige, der sie versucht hätte, auch die größte Schwierigkeit darin gefunden, sich in seiner höchsten Würde von zahlreichen Gegnern — sämtlich seine Nebenbuhler, sämtlich ihm an Auszeichnung, wenigstens vermeintlich, gleich, sämtlich annähernd ebenso stark wie er — anerkennen zu lassen. Die Koalition von tausenderlei verletzten Eitelkeiten und Interessen würde es bald fertiggebracht haben, ihn auf das gemeinsame Niveau, und vielleicht darunter, herabzudrücken.

Von dieser augenscheinlichen Wahrheit durchdrungen, wollten sich die mächtigsten germanischen Herrscher deren Gefahren nicht aussetzen[1]. Sie ersannen zeitweilig den Ausweg, irgendeinem ihrer römischen Bedienten die Würde zu geben, die sie selbst nicht zu bekleiden wagten, und wenn der unglückliche Gliedermann Miene machte, ein wenig Unabhängigkeit hervorzukehren, machte ein Wort, eine Geste ihn verschwinden.

Alle Vorteile schienen sich bei dieser Kombination zu vereinigen. Indem man den Kaiser beherrschte, beherrschte man das Reich, und das, ohne sich den Anschein einer zu gewagten Usurpation zu geben; mit einem Wort, es war ein wohlersonnenes Auskunftsmittel. Leider nur nutzte es sich, wie alle Auskunftsmittel, schnell ab. Die Wahrheit brach zu leicht unter der Lüge hervor. Der Merowinger dachte so wenig daran, den Diener Odoakers, wie Odoaker selbst als seinen Oberherrn anzuerkennen. Ein jeder protestierte, ein jeder wies diesen Zwang zurück, alsdann prüfte ein jeder seine Kräfte, schätzte sich im stillen ab und machte

[1] Indessen läßt sich nicht leugnen, daß die Versuchung, es zu tun, sehr stark für sie vorlag, und daß sie ihr gelegentlich in etwas nachgaben. Chlodwig hatte sich sogar nach Gregors von Tours Angabe (II, 38) den Titel Augustus verleihen lassen. Theoderich der Große spielte sogar die Rolle des Kollegen des Anastasius. Aber es waren dies noch mehr Ansprüche als Tatsächlichkeiten, und diese beiden Fälle bedeuten kaum mehr als geschichtliche Kuriosa, so wenig Wirkungen hatten sie im Gefolge.

bescheidentlich gute Miene zum bösen Spiel: das Interregnum wurde verkündet, und man wartete, bis das Gleichgewicht der Kräfte aufgehört hatte, um alsdann dem unbestrittenen Sieger das Recht, die Reihe der Kaiser wieder zu beginnen, zuzuerkennen.

Erst nach Verlauf von vierhundert Jahren erschienen alle Schwierigkeiten geebnet. Zu Anfang dieser neuen Periode traten die durchgreifendsten Vereinfachungen vor aller Augen klar zutage. Die meisten der germanischen Völker hatten sich vom Römertum schwächen, wenn nicht gar einverleiben lassen; mehrere hatten sogar aufgehört, als bestimmte Gruppen zu bestehen. Die Westgoten, die sich mit den Römern ihrer Gebiete gemischt hatten, behielten keinerlei gesetzliche Unterscheidung mehr bei, die an die Rassenverschiedenheit zwischen ihnen und ihren Untertanen erinnerte. Die Langobarden hielten eine strengere Scheidung aufrecht, noch andere machten es ebenso; indessen war es doch unbestreitbar, daß die Barbarenwelt nur noch einen einzigen ernstlichen Vertreter im Reiche hatte, und dieser Vertreter war das Volk der Franken, welchem das Eindringen der Austrasier einen dem aller anderen verwandten Rassen offenbar überlegenen Grad von Energie und Macht verliehen hatte. Die Frage des Vorrangs war also zugunsten dieses Volkes gelöst.

Da die Franken alles beherrschten, da zugleich die Verbindung des Barbarentums mit dem Römertum bereits hinlänglich vorgeschritten war, um die einstigen Gegensätze weniger auffallend hervortreten zu lassen, so sah sich das Reich wieder in der Lage, sich ein Oberhaupt zu geben. Dieses Oberhaupt konnte ein Germane sein, tatsächlich und in aller Form Germane, dieser Erwählte durfte nur ein Franke sein, unter den Franken nur ein Austrasier, nur der König der Austrasier, und somit nur Karl der Große. Dieser Fürst erkannte die ganze Vergangenheit an und trat als Nachfolger der Kaiser des oströmischen Reiches auf, deren

Szepter soeben der weiblichen Linie anheimgefallen war, was nach seiner Ansicht das Herkommen des Abendlandes nicht zuließ. Auf Grund solchen Schlusses stellte er die Vergangenheit wieder her. Dazu versagten ihm dann das römische Volk seinen Zuruf und die Kirche ihren Segen nicht als Beihilfe[1].

Bis auf ihn hatten die Barbaren ihr konservatives Verhalten gegenüber der römischen Welt treulich bewahrt. Solange sie in ihrer echten, ursprünglichen Art weiterlebten, entfernten sie sich nicht von dieser Anschauung. Nach wie vor der Ankunft der ersten großen germanischen Völker, bis das Mittelalter etwa ins zehnte Jahrhundert gediehen war, das heißt während einer Periode von ungefähr 700 Jahren, blieb die mehr oder minder klar entwickelte und begriffene soziale Theorie die: das Römertum bedeutet die soziale Ordnung, das Barbarentum nur eine zufällige Erscheinung, eine

---

[1] Die Politiker der Zeit wollten sogar nicht einmal zugeben, daß der neue Kaiser einen alten Thron wiederherstelle. Sie behaupteten, daß er nicht Augustulus', sondern Constantins VI., des oströmischen Kaisers, Nachfolger sei. Während der ganzen Zeit des Interregnums hatte man in der Tat die Theorie angenommen, daß der in Konstantinopel residierende Herrscher das nominelle Oberhaupt der gesamten Römerschaft geworden sei. Seine Macht beschränkte sich darauf, daß er die Belehnungen bewilligte, wenn man ihn darum anging. Als Karl der Große den Purpur an sich nehmen wollte, brach man mit dieser Fiktion und setzte eine andere an ihre Stelle: daß nämlich, nachdem mit der Thronbesteigung Irenes das Ostreich in weiblicher Linie fortgeerbt hatte, das Westreich nicht das gleiche Los teilen dürfe, weil das salische Gesetz dem entgegenstehe, als wenn das salische Gesetz in einem römischen Erbfalle, der gesetzlich sogar nicht einmal unter die Regeln der bürgerlichen Rechtsanschauungen fiel, etwas zu sagen hätte! Es ist übrigens zu bemerken, daß hier zum ersten Male die Bestimmung über die Unfähigkeit der Frau zur Thronfolge in Frankreich, und zu diesem Behufe der Appell an das die Besitzverhältnisse der salischen Güter regelnde Gesetz, zur Anwendung kam. Man hat mit Unrecht bestritten, daß eine tatsächliche Wechselbeziehung zwischen diesen beiden Punkten bestehe.

zwar triumphierende und führende, aber schließlich doch zufällige und als solche vorübergehende Erscheinung.

Wenn man die Weisen jener Zeit gefragt hätte, welches der beiden Elemente das andere zu überleben, es aufzusaugen, zu vernichten bestimmt sei, so würden sie unbestreitbar geantwortet haben, und antworteten in der Tat, indem sie die Ewigkeit des Namens Rom feierten. War diese ihre Überzeugung irrig? Ja, insofern man sich das unrichtige Bild einer der Vergangenheit zu ähnlichen und viel zu nahen Zukunft vorstellte; aber im Grunde war sie irrig nur in der Weise, wie es die Berechnungen des Christoph Columbus hinsichtlich des Daseins der Neuen Welt waren. Der genuesische Seemann irrte sich in allen seinen Berechnungen von Zeit, Entfernung und Ausdehnung. Er irrte sich hinsichtlich der Art seiner zukünftigen Entdeckungen. Der Erdball war nicht so klein, wie er annahm; die Gebiete, in denen er landen sollte, waren weiter entfernt von Spanien und weit größer, als er sie sich dachte; sie gehörten nicht zum Chinesischen Reich, und man sprach dort nicht arabisch. Alle diese Punkte waren von Grund aus falsch, aber diese Reihe von Täuschungen hob die Richtigkeit des Hauptsatzes nicht auf. Der Schützling der katholischen Könige hatte recht mit seiner Behauptung, daß es im Westen ein unbekanntes Land gäbe.

Ebenso auch war die allgemeine Ansicht der römischen Welt auf dem Irrwege, insofern sie die Kulturweise, deren Bruchstücke sie noch bewahrte, als das Kleinod und das letzte Wort jeder möglichen Vollkommenheit betrachtete, sie war dies ferner, insofern sie in dem Barbarentum nur eine Abnormität sah, die bestimmt wäre, bald zu verschwinden, sie war es noch weit mehr, insofern sie das vollkommene Wiedererscheinen eines Standes der Dinge, den man sich als wundervoll dachte, als nahe bevorstehend verkündete; und gleichwohl, trotz aller dieser so bedeutenden Irrtümer,

trotz dieser von den Tatsachen so grausam verhöhnten Träume, hatte doch das öffentliche Bewußtsein insofern eine richtige Ahnung, als die römische Welt, da sie nun einmal der Ausdruck an Zahl unendlich viel imposanterer Menschenmassen als die Barbarenwelt war, auf die Dauer diese ihre Beherrscherin, wie die Fluten den Felsen, aufzehren und sie überleben sollte. Die germanischen Völker konnten es nicht vermeiden, sich eines Tages in den mächtigen Trümmerhaufen der sie umgebenden Rassen aufzulösen, und ihre Energie war dazu verurteilt, darin zu erlöschen. Das war die Wahrheit, das offenbarte den römischen Völkern ihr Instinkt. Nur sollte, ich wiederhole es, diese Umwälzung sich mit einer Langsamkeit vollziehen, deren Mißliches die menschliche Phantasie, angesichts der Schwierigkeit, die sie übrigens auch darin findet, sich in einigermaßen weiten Zeiträumen zu behaupten, nicht gerne ermißt. Auch müssen wir hinzusetzen, daß sie nie so gründlich sein konnte, daß sie etwa die Gesellschaft zu ihrem Ausgangspunkte und dessen Grade von Semitisierung wieder zurückgeführt hätte. Die germanischen Elemente sollten aufgesaugt werden, aber nicht bis zu einem solchen Grade verschwinden.

Sie werden jedoch aufgesaugt, und zwar fortan beständig. Ihre Zersetzung inmitten der übrigen Rassenelemente ist sehr leicht zu verfolgen. Sie bildet das eigentliche innerste Wesen aller wichtigen Bewegungen der modernen Gesellschaften, wie man sich dies leicht klarmachen kann, wenn man die verschiedenen Reihen von Tatsachen prüft, die ihr dazu dienen, sich zu offenbaren.

Es ist bereits früher festgestellt worden, daß jede Gesellschaft sich auf drei ursprüngliche Klassen gründe, deren jede eine Rassenvarietät darstellt: den Adel, das mehr oder minder ähnliche Bild der siegreichen Rasse; das aus der Hauptrasse nahestehenden Mischlingen gebildete Bürgertum; das Volk, in Sklaven-, oder zum mindesten stark herab-

gedrückter Stellung, als einer niederen Menschengattung — im Süden die Neger, im Norden die Finnen — angehörend.

Diese Grundbegriffe wurden überall sehr frühzeitig durcheinandergeworfen. Bald kannte man mehr als drei Klassen von Rassen, und folglich weit mehr als drei soziale Unterabteilungen. Indessen ist doch der Geist, welcher diese Verfassung begründet hatte, immer lebendig geblieben; er ist es noch; er hat sich nie selbst verleugnet und zeigt sich heute so streng konsequent wie je.

Von dem Augenblicke an, wo die überlegenen Rassen verschwinden, duldet dieser Geist nicht lange das Bestehen von Einrichtungen, die für sie geschaffen sind und sie überleben. Er läßt keine Fiktion zu. Er schafft zuerst den Nationalnamen der Sieger ab und bringt den der Besiegten zur Herrschaft, dann macht er die aristokratische Gewalt zunichte. Während er so oben alles nach außen Hervortretende, das keine tatsächliche und materielle Daseinsberechtigung mehr hat, zerstört, läßt er nur mit wachsendem Widerstreben die Berechtigung der Sklaverei gelten, er greift diese Ordnung der Dinge an, er bringt sie ins Wanken. Er schränkt sie ein, und zuletzt hebt er sie auf. Er vermehrt die ungezählten Abstufungen in den sozialen Stellungen zu unentwirrbarer Unordnung, indem er sie alle Tage mehr einem allgemeinen Gleichheitsniveau nähert. Kurzum, die Gipfel tiefer, die Gründe höher zu legen, das ist sein Werk. Nichts ist geeigneter, uns die verschiedenen Stadien der Rassenvermengung gründlich begreifen zu lassen, als das Studium der Standesverhältnisse der Personen in dem Kreise, den wir beobachten. Fassen wir denn einmal diese Seite der germanischen Gesellschaft vom fünften bis neunten Jahrhundert ins Auge und beginnen wir mit ihren Gipfelpunkten: betrachten wir die Könige.

Seit dem zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung

erkannten die Germanen von freier Geburt Unterschiede der Herkunft untereinander an. Sie bezeichneten als Göttersöhne, Asensöhne, die Männer, welche aus ihren erlauchtesten Familien entsprossen waren, aus denjenigen, welche allein das Vorrecht genossen, den Stämmen jene obrigkeitlichen Personen zu liefern, denen wenig Gehorsam, aber hohe Ehren zuteil wurden, und die die Römer ihre Fürsten nannten[1]. Die Asensöhne stammten, wie ihr Name besagt, von arischen Ahnen ab, und die bloße Tatsache, daß sie aus der Gesamtheit der Krieger und der freien Männer ausgesondert wurden, beweist, daß man im Blute dieser letzteren das Vorhandensein eines Elementes anerkannte, das nicht ursprünglich national war und ihnen eine Stelle unterhalb jener anwies. Diese Auffassung hinderte nicht, daß jene Männer sehr bedeutend waren, die Odals besaßen, sogar das Recht hatten, zu befehligen und Kriegsoberhäupter zu werden. Und damit ist denn gesagt, daß es ihnen freistand, sich zu Eroberern aufzuwerfen und sich im eigentlicheren Sinne zu Königen zu machen, als die Asensöhne, wenn diese sich darein fanden, in ihrer Größe in die skandinavischen Gebiete eingesperrt zu bleiben.

So war es im Prinzip; aber es scheint nicht, als hätten die großen germanischen Völker des äußersten Nordens, diejenigen, welche das Antlitz der Welt verjüngten, solange sie arisch waren, je ihre wichtigsten Niederlassungen Leuten von gewöhnlicher Herkunft überlassen[2]. Sie hatten zu reines Blut, als sie im römischen Reiche erschienen, um es zuzu-

---

[1] Eines der charakteristischen Merkmale, an denen man einen Menschen von göttlicher Abkunft erkannte, war der außerordentliche Glanz seiner Augen. Dieselbe Eigentümlichkeit haftete in Indien den menschgewordenen Himmlischen an. (H. Leo, Vorlesungen. Bd. I, S. 40.)

[2] Daher die Ehrfurcht, mit der gewisse Königsstämme überhäuft wurden: die Skilfinger bei den Schweden, die Nibelungen, Franci nebulones, bei den Franken, die Herelinger u. a.

lassen, daß es ihren Häuptern daran hätte fehlen sollen. Alle dachten in dieser Beziehung wie die Heruler und handelten auch so. Sie stellten an die Spitze ihrer Scharen nur reine Arier, Asen, Göttersöhne. So müssen wir nach dem fünften Jahrhundert die Königsstämme der germanischen Völker als von reiner Herkunft betrachten. Aber dieser Stand der Dinge dauerte nicht lange. Die auserlesenen Familien verbanden sich nicht nur untereinander und befolgten bei ihren Ehebündnissen keine sonderlich strengen Grundsätze; ihre Rasse trug die Spuren davon, und durch deren Verfall sahen sie sich zum mindesten auf den Rang ihrer Krieger zurückverwiesen. Eben damit verloren die Ideen, in denen sie lebten, ihren überragenden Wert und erlitten ähnliche Umwandlungen. Die germanischen Könige wurden Vorstellungen zugänglich, die ihren Vorfahren unbekannt gewesen waren. Sie wurden in hohem Grade durch die Formen und die Erfolge der römischen Verwaltung bestochen und neigten weit mehr zu deren Entwicklung und praktischer Verwertung, als daß sie den Einrichtungen ihrer eigenen Völker gewogen gewesen wären. Letztere gewährten ihnen nur eine bedingte, schwer und mühsam aufrechtzuerhaltende Gewalt, sie verliehen ihnen nur Rechte, bei denen es von Einschränkungen wimmelte. Sie erlegten ihnen in jedem Augenblicke die Pflicht auf, mit ihren Mannen zu rechnen, ihren Rat einzuholen, ihren Willen zu achten, sich vor ihren Abneigungen, ihren Sympathien, ihren Vorurteilen zu beugen. Bei jeder Gelegenheit mußte der gotische Amelung oder der fränkische Merowinger die öffentliche Meinung sondieren, ehe er handelte, sich die Mühe geben, ihr zu schmeicheln, sie zu überzeugen, oder, wenn er ihr Gewalt antat, revolutionäre Ausbrüche fürchten, deren Anstifter durch das Gesetz befugt waren, den Königsmord nur als den höchsten Grad des gewöhnlichen Mordes zu betrachten. Viele Mühen, Sorgen, Beschwerden, obligate Helden-

taten, große Freigebigkeit, das waren die harten Bedingungen der gebietenden Stellung. Wurden sie recht und nach Gebühr erfüllt, so brachten sie nur dürftige Ehren und zweifelhafte Achtungsbezeigungen ein, welche denjenigen, dem man sie erwies, nicht vor den brutal deutlichen Verwarnungen seiner Getreuen schützten.

Auf der Seite des Römertums dagegen, wie anders sah es da aus! Welche Vorteile vor dem Barbarentum! Die Verehrung für den Träger des Szepters, wer er auch sein mochte, kannte keine Grenzen, strenge Gesetze, die wie ein Schutzwall seine Person eng umgaben, bestraften die leiseste Beleidigung dieser strahlenden Majestät mit Hinrichtung und Ehrlosigkeit. Wohin auch der Blick des Gebieters fiel, Unterwürfigkeit und unbedingter Gehorsam, nie Widerspruch, stets nur Beflissenheit. Wohl gab es eine Rangordnung in der Gesellschaft. Man unterschied Senatoren und eine Volksmasse, aber es war dies eine Ordnung, welche nicht, wie die der germanischen Stämme, starke Individualitäten erzeugte, die imstande waren, den Willen des Fürsten kräftig zurückzuweisen. Im Gegenteil, die Senatoren, die Kurialen, existierten nur, um die blinden Triebfedern der allgemeinen Unterwürfigkeit zu sein. Die Furcht vor der materiellen Macht der Kaiser entwickelte und erhielt derartige Anschauungen nicht allein. Sie waren dem Römertum angeboren, und da sie ihre Quelle in der semitischen Natur hatten, so galten sie als von dem öffentlichen Gewissen auferlegt und anbefohlen. Es war für einen ehrbaren Mann, für einen guten Bürger nicht möglich, sie nicht anzuerkennen, ohne alsbald gegen die Regel, gegen das Gesetz, gegen das Herkommen, gegen die ganze Lehre von den politischen Pflichten zu verstoßen, und folglich ohne das Gewissen zu verletzen.

Die germanischen Könige schauten dieses Bild an und fanden es ohne Zweifel wundervoll. Sie sahen ein, daß

das erfreulichste ihrer Vorrechte dasjenige war, welches sie in ihrer Eigenschaft als römische Beamte besaßen, und daß es das höchste Ideal sein würde, den germanischen Charakter an sich selbst und in ihrer Umgebung verschwinden zu lassen, um zu einem Zustande zu gelangen, in dem sie nur noch die glücklichen Besitzer einer klaren und schlichten, gar verlockenden, weil unbegrenzten, Gewalt wären. Nichts natürlicher als solch ehrgeiziges Sinnen. Damit es aber in Erfüllung ginge, mußten die germanischen Elemente zuvor geschmeidig gemacht werden. Die Zeit allein vermochte hierfür etwas, indem sie ein solches Ergebnis durch die Rassenmischungen herbeiführte.

Inzwischen bewiesen die Könige ihren so ehrerbietigen römischen Untertanen eine entschiedene Gewogenheit und brachten sie ihrer Person so nahe als möglich. Sie gewährten ihnen sehr gerne Zutritt in jenen intimen Kreis der Genossen, den sie ihren trustis nannten, und diese Gunstbezeigung, die eigentlich für die Krieger ihres Volkes etwas Beunruhigendes und Verletzendes hätte haben müssen, scheint gleichwohl eine solche Wirkung nicht hervorgebracht zu haben. Nach der Anschauung dieser letzteren war der Fürst berechtigt, alle diejenigen, die er dafür geeignet hielt, in seinen Dienst zu nehmen. Es war dies ein Grundsatz, der ihnen angeboren war. Ihre völlige Toleranz hatte indessen noch tiefere Gründe.

Die Kämpfer von freier Geburt, welche ihren Führern an Abkunft nicht mehr ebenbürtig waren und, wenigstens in der Mehrzahl[1], nicht dem reinen Geschlechte der Asen angehörten, da sie bereits vor dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung gewisse Rassenveränderungen erlitten hat-

---

[1] Bei den Franken ließ Chlodwig alle Männer salischer Rasse hinwürgen, so daß nach seiner Regierung niemand mehr unter den Germanenscharen der gallischen Lande war, der an Adel mit den Merowingern hätte wetteifern können. (H. Leo, Vorlesungen. Bd. I, S. 156.)

ten, waren naturgemäß geneigt, sich auch noch weitere gefallen zu lassen. Einzelne Lokalgesetze zogen allerdings dieser Gefahr gewisse Schranken. Diesen und jenen germanischen Stämmen war es nicht gestattet, Eheverbindungen untereinander einzugehen[1]. Das Gesetzbuch der Ripuarier erlaubte sie zwar zwischen den Bevölkerungen, bei denen es in Kraft war, und den Römern, bedingte indessen doch eine Rechtsverminderung für die Sprößlinge dieser Mischehen[2]. Es beraubte sie im voraus der germanischen Immunitäten, unterwarf sie der Verfassung der kaiserlichen Gesetze und verwies sie so unter die Menge der Reichsuntertanen. Dieser Konsequenz und dieses Verfahrens hätte man sich in Indien nicht zu schämen brauchen, aber schließlich waren dies doch nur sehr unvollkommene Einschränkungen. Sie vermochten die Anziehungskraft, welche Römertum und Barbarentum aufeinander ausübten, nicht unwirksam zu machen. Bald wurden die Zugeständnisse des Gesetzes größer, die Vorbehalte verschwanden, und noch vor dem Aussterben der Merowinger hatte die Zuteilung der Einwohner eines Gebietes unter diese oder jene Gesetzgebung aufgehört, sich nach der Abstammung zu richten[3]. Bedenken wir, daß bei

[1] Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. S. 339 ff. Bei diesen Völkern galten die Verbindungen mit den Römern für weniger sträflich.

[2] Die von einem Barbaren und einer Römerin abstammenden Kinder waren Römer. (Ebd.) Im neunten Jahrhundert verhängte das sächsische Gesetz die Todesstrafe gegen diejenigen, welche sich einer ungesetzlichen Ehe schuldig machten. Aber es ist bemerkenswert, daß dies eine sehr späte Zeit ist und daß nichts darauf hindeutet, daß dieses Gesetz sehr alt gewesen sei. Jedenfalls hat es nicht vorgehalten. (H. Leo, Vorlesungen. Bd. I, S. 160.)

[3] Wiewohl die Geistlichen von Amts wegen der römischen Rechtsprechung unterworfen waren, waren sie doch nicht überall gezwungen, sie anzuerkennen. Bei den Langobarden zogen Priester und Mönche der Gemeinden das Barbarenrecht vor, und es wurde ihnen auch bewilligt. Es gibt Beispiele hierfür bis in das neunte, zehnte und elfte Jahrhundert. (Savigny, a. a. O. Bd. I, S. 117.) Die Frei-

den Westgoten, die noch viel weiter gegangen waren, sogar jede gesetzliche Unterscheidung zwischen Barbaren und Römern verschwunden war[1].

So hoben sich die Besiegten überall wieder, und da sie auf die germanischen Ehren, d. h. auf die Zulassung unter die leudes des Königs, unter seine Vertrauten, seine Ratgeber, seine Statthalter, Anspruch erheben konnten, so war es ganz natürlich, daß die Germanen ihrerseits Gründe haben konnten, sich um ihre Bundesgenossenschaft zu bewerben. Die Gallier und die Italiener standen so auf gleichem Fuße mit ihren Beherrschern, ja, sie zeigten ihnen sogar, daß sie noch ein Kleinod besaßen, das wert war, mit allen den ihrigen zu wetteifern, nämlich die bischöfliche Würde. Die Germanen begriffen die Größe dieser Stellung sehr gut. Sie wünschten sie sich sehnsüchtig, sie erlangten sie, und so sah man zur selben Zeit aus der beherrschten Masse hervorgegangene Männer Antrustionen des Sohnes Odins werden, während manche der Beherrscher den Schmuck und die Rüstung der germanischen Helden ablegten, um den Krummstab und das Pallium des römischen Priesters zu ergreifen, sich als Beauftragte und, wie man sagte, als Beschützer eines römischen Volkes einsetzen ließen, sich zur vollsten

---

gelassenen bekamen ihr Recht nach der Gesetzgebung der Völker, denen sie entstammten. Bei den Ripuariern mußten sie sich je nach der Wahl ihres Herrn entweder nach dem ripuarischen oder nach dem römischen Gesetze richten. (Ebd., S. 118.) Bei den Langobarden verblieben sie unter dem Gesetz des Herrn. (Ebd.) Die natürlichen Kinder wählten sich ihr Gesetz nach ihrem Belieben. Über dem römischen wie über dem Barbarengesetz gab es in jedem germanischen Gebiet allgemeine Vorschriften, welche ohne Unterschied für alle Bewohner des Landes galten, die allerallgemeinsten Interessen im Auge hatten und aus einem Kompromiß zwischen den verschiedenen Gesetzgebungen hervorgingen. In den Kapitularien sind diese obersten Vorschriften entwickelt und in Gesetzesform gebracht. (Ebd. S. 143.)

[1] Savigny, a. a. O. S. 266.

Brüderlichkeit mit ihm verstanden und ihr heimatliches Recht verschmähten, um das seinige anzunehmen.

Zu gleicher Zeit vollzog sich eine andere Neuerung auf einem anderen Gebiete der sozialen Verfassung. Der Ariman, der bonus homo, der in den ersten Zeiten der Eroberung etwas darin suchte, den Aufenthalt in den Städten zu hassen und zu verachten, wurde allmählich dahin gebracht, die Felder zu verlassen, um Städter zu werden. Er nahm seinen Sitz neben dem Kurialen ein.

Die Stellung dieses letzteren, die unter der eisernen Rute der kaiserlichen Prätoren eine schreckliche gewesen war, hatte sich in jeder Weise gebessert[1]. Die Geldeintreibungen, die weniger regelmäßig, wenn auch nicht weniger häufig stattfanden, waren erträglicher geworden. Die Bischöfe, auf

---

[1] Savigny, a. a. O. Bd. I, S. 250 ff. Augustin Thierry, ein übrigens so ausgesprochener Gegner der germanischen Rasse und ihres Einflusses, äußert sich hierüber folgendermaßen: „Die Kurie, die Körperschaft der Dekurionen, hörte auf, für die Erhebung der dem Staatsschatze geschuldeten Steuern verantwortlich zu sein. Diese Erhebung besorgte ausschließlich der Graf, und zwar nach dem letzten in der Stadt aufgestellten Steuerverzeichnis. Es gab keine andere Gewähr mehr für die Pünktlichkeit der Steuerpflichtigen, als das mehr oder minder große Maß an Gewandtheit, Eifer und Gewaltsamkeit des Grafen und seiner Beamten. So hörten die Gemeindeämter auf, eine verderbliche Last zu sein, niemanden lag mehr daran, davon befreit zu werden, auch die Geistlichkeit beteiligte sich daran. Die Mitgliederliste der Kurie war nicht mehr unveränderlich fest; die alten Bedingungen, die für die Aufnahme in letztere unweigerlich eine gewisse Höhe des Eigentums verlangten, wurden nicht mehr aufrechterhalten; einfache Angesehenheit genügte. Die bisher von der Gemeindekörperschaft unterschiedenen Handels- und Gewerbekorporationen traten wenigstens in Gestalt ihrer hervorragendsten Persönlichkeiten in die erstere ein und verschmolzen allmählich mehr und mehr mit ihr ... Die Beteiligung der gesamten städtischen Bevölkerung an ihren Angelegenheiten wurde häufiger; es fanden große Versammlungen von Geistlichen und Laien unter dem Vorsitze des Bischofs statt." (Considérations sur l'histoire de France. Paris 1846. T. I, p. 198—199.)

denen die schwere Bürde des Schutzes der Städte lag, hatten es sich angelegen sein lassen, die Provinzialsenate in den Stand zu setzen, ihnen darin beizustehen. Sie hatten die Sache dieser Aristokratien bei Herrschern germanischen Blutes vertreten, und diese letzteren, die es nur natürlich fanden, ihnen die Verwaltung der Interessen ihrer Mitbürger anzuvertrauen, gaben ihnen Gelegenheit, eine unendlich viel bedeutendere Rolle zu spielen als je zuvor[1]. Die Vermehrung des Einflusses der besiegten reichen Klassen in den Gemeinderäten ist übrigens die gewöhnliche Folge aller von kriegerischen Völkern vorgenommenen Eroberungen. Mit der Zustimmung der barbarischen patricii traten die Kurialen an die Stelle der zahlreichen Arten und Klassen von kaiserlichen Beamten, welche verschwanden. Die Polizei, die Rechtspflege, alles, was nicht ausdrückliche Hoheitsgerechtsame war, fiel in ihre Gewalt[2]; und da die Gewerbetätigkeit und der Handel die Städte bereicherten, da in den Städten die Religion und die Studien ihren Sitz hatten, da die am höchsten verehrten Heiligtümer eine fromme oder spekulierende Menge anzogen und festhielten, ungerechnet die Ver-

---

[1] Es fanden sich sogar Gegenden, wo die römische Provinzialverwaltung von den Barbaren beibehalten wurde: in Rätien z. B. und in den burgundischen Ländern gab es noch während mehrerer Jahrhunderte einen praeses und patricii an Stelle der germanischen Grafen. (Savigny, a. a. O. Bd. I, S. 278.)

[2] Im Jahre 543 heißt der Senat von Vienne die Gründung eines Klosters gut. 573 eröffnen die Gemeindebeamten von Lyon das Testament des heiligen Nicetius und erkennen es an. 731 redet der Abt von Flavigny, Widrad, zu Sémur in seinem Testament von der Kurie und dem Beschützer. Der Fall verdient um so mehr Aufmerksamkeit, als Sémur keine eigentliche Stadt, sondern ein einfaches castrum war. Andere ähnliche Fälle zu Tours im achten Jahrhundert, zu Angers im sechsten und neunten, zu Paris im achten, in ganz Nord- und Mittelitalien im zehnten, usw. (Savigny, a. a. O. an mehreren Stellen.) Es kann unmöglich in Zweifel gezogen werden, daß die Gemeindeverfassung zu keiner Zeit des Mittelalters je aufgehört hat zu bestehen.

brecher, die sich daselbst zu Hunderten ansammelten, um das Asylrecht zu benutzen, so bewirkten tausenderlei Erwägungen bei den Arimannen jene Veränderung der Anschauungen und der Gesinnungen, die ihre Ahnen so entrüstet haben würde. Jetzt sah man sie sich in den Städten gefallen, daselbst Fuß fassen, sich dauernd darin niederlassen, und so wurden sie denn dort auch Kurialen, so wurde unter ihrem Einfluß dieser lateinische Name aufgegeben, um den Bezeichnungen rachimburgi[1] und scabini Platz zu machen. Man setzte scabini langobardischer, fränkischer, westgotischer, ganz wie scabini römischer Herkunft ein[2].

Während die Fürsten, die Führer und die freien Männer der Römer- und der Barbarenwelt sich einander annäherten, geschah dasselbe mit den niederen Klassen, und außerdem hoben sich diese. Die Verfassung des Kaisertums hatte vordem das Vorhandensein mehrerer Zwischenstellungen zwischen der völligen Sklaverei und der völligen Freiheit sanktioniert. Unter der germanischen Verwaltung vermehrten sich diese Abstufungen noch, und die unbedingte Sklaverei verlor gleich von Hause aus viel an Boden. Sie wurde seit vielen Jahrhunderten von dem allgemeinen Instinkte angegriffen. Die Philosophie hatte sie seit der Heidenzeit heftig bekämpft, die Kirche noch ernstlichere Schläge gegen sie geführt. Die Germanen zeigten sich weder geneigt, sie wiederherzustellen, noch auch nur zu schützen, sie gewährten den Freilassungen vollsten Spielraum. Sie erklärten freudig

---

[1] Der rachimburgus ist dasselbe wie der bonus homo; die beiden Ausdrücke werden in den Texten ohne Unterschied gebraucht. Es ist der friling der festländischen Sachsen, der freeman der Angelsachsen, auch friborgus von ihnen genannt.

[2] Mit dem Unterschiede, daß anfänglich nicht alle Römer von freier Geburt fähig waren, Kurialen zu werden, während alle Barbaren derselben Klasse keinen Unterschied untereinander gelten ließen. Übrigens wurden schließlich auch die Römer in diese Gleichberechtigung mit einbegriffen.

mit den Bischöfen, daß Christen, Glieder Jesu Christi, in Fesseln zu halten, an sich ein unrechtmäßiger Akt sei. Ja, sie waren in der Stimmung, noch viel weiter zu gehen, und sie taten es. Die Staatskunst des Altertums, die sich vornehmlich im Bereiche der Städte betätigt und ihre hauptsächlichsten Einrichtungen nur für die Stadtbevölkerungen geschaffen hatte, hatte sich stets nur in mäßigem Grade um das Los der ländlichen Arbeiter besorgt gezeigt. Die Germanen gehen von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus: in ihrer Eingenommenheit für das ländliche Leben betrachteten sie ihre Regierten unparteiischer, sie bevorzugten in der Theorie keine Klasse derselben und waren eben dadurch eher imstande, die Geschicke aller auf eine billige Weise zu ordnen.

Die Sklaverei wurde also unter ihrer Verwaltung nahezu abgeschafft[1]. Sie verwandelten sie in einen gemischten Zustand, bei welchem dem Manne die freie Verfügung über seinen Leib durch die bürgerlichen Gesetze, die Kirche und die öffentliche Meinung gewährleistet war. Der ländliche Arbeiter wurde fähig, zu besitzen, ja in die geweihten Rangstellungen einzutreten. Der Weg zu den höchsten, den meistbeneideten Würden tat sich ihm auf. Er konnte nach dem bischöflichen Amte streben, einer Stellung, die nach der Vorstellung der Germanen selbst derjenigen eines Heerführers überlegen war. Dieses Zugeständnis gestaltete die Lage der auf den Privatgütern wohnenden dienstbaren Persönlichkeiten äußerst günstig um, aber noch gewaltiger war seine Ein-

---

[1] Vgl. hierüber: Guérard, Polyptique de l'abbé Irminon. Paris 1844. 4°. T. I, p. 212 sqq. Der Verfasser dieses Buches ist als Schiedsmann in dieser Frage aus dem doppelten Grunde annehmbar, erstlich wegen seines großen und gründlichen Wissens, und sodann wegen des gewissenhaften und beispiellosen Hasses, mit dem er die germanischen Völker verfolgt. Das Gute, das er von ihrer Verwaltung zu sagen genötigt ist, kann nicht verdächtig sein.

wirkung auf die Sklaven der Krongüter. Diese *fiscalini* konnten Kaufleute von großem Reichtum werden und wurden es sehr oft, ferner Günstlinge des Fürsten, leudes, Grafen, welche Krieger von freier Herkunft befehligten. Von ihren Töchtern will ich gar nicht einmal reden, welche die Launen der Liebe mehr als einmal sogar auf den Thron erhoben.

Die niedrigsten Klassen hatten so, wie sich herausstellte, den Rang einer anderen römischen Kategorie, der Pächter (coloni), erobert, die sich zugleich im entsprechenden Verhältnisse hoben. Zur Zeit Julius Cäsars waren sie freie Ackerbauer gewesen, unter dem verderblichen Einflusse der Epoche der Semitisierung war ihre Stellung eine überaus traurige geworden. Verordnungen Theodosius' und Justinians hatten sie unlösbar an die Scholle gefesselt. Man hatte ihnen das Recht gelassen, Immobilien zu erwerben, aber nicht, sie zu verkaufen. Wenn der Boden den Besitzer wechselte, wechselten sie ihn mit ihm. Der Zutritt zu den öffentlichen Ämtern war ihnen streng verschlossen. Es war ihnen sogar untersagt, gegen ihre Herren gerichtlich vorzugehen, während letztere sie nach Belieben körperlich züchtigen durften. Endlich hatte man ihnen auch noch den Gebrauch und das Tragen der Waffen verboten, was nach den Begriffen der Zeit so viel hieß, als sie entehren[1].

Die germanische Herrschaft schaffte fast alle diese Anordnungen ab, und wenn sie es bei einzelnen unterließ, sie völlig zu beseitigen, so duldete sie wenigstens ihre beständige

---

[1] Das Mittelalter behielt sogar nicht einmal diese Einschränkung völlig bei: vor allem erkannte es den Hörigen selbst die Befugnis zu, gewisse öffentliche Ämter zu bekleiden; es kannte *servi vicarii* und *servi judices*. In dieser Eigenschaft bewilligte man ihnen dann das Recht, die Lanze zu tragen und einen Sporn anzulegen. Bei den Westgoten und den Langobarden versah man sie sogar mit voller Rüstung und berief sie zur Mitwirkung für die öffentliche Sicherheit. Guérard, a. a. O. T. I, p. 335. Man vergleiche diesen Stand der Dinge mit der römischen Verfassung.

Übertretung. Unter den Merowingern sah man Pächter selbst Hörige besitzen. Ein sehr lebhafter Gegner der Verfassungen und der Rassen des Nordens hat anerkannt, daß ihre damalige Lage durchaus nicht schlecht gewesen sei[1].

Die im Reiche wirksame Arbeit der germanischen Elemente ging so während vierer Jahrhunderte, vom fünften bis zum neunten, auf die Verbesserung der Lage der niederen Klassen und auf die Hebung des inneren Wertes des Römertumes aus. Es war dies die natürliche Folge der Rassenmischung, welche das Blut der Sieger bis tief in die Massen hinein in Umlauf brachte. Als Karl der Große erschien, war das Werk hinreichend weit gediehen, um den Gedanken, die gute alte Kaiserzeit wieder von vorn anzufangen, einen maßgebenden Einfluß auf die Schöpfungen dieses gewaltigen Hauptes gewinnen zu lassen, aber er gewahrte so wenig wie irgend jemand, daß die Tatsachen, welche auf den ersten Blick eine Restauration zu begünstigen schienen, vielmehr eine große und tiefgehende Umwälzung ankündigten und das völlige Eintreten neuer Verhältnisse in der Gesellschaft herbeiführten. Es gab in der Welt keinen Willen, kein Genie, das das gewaltsame Hervortreten der in der Stille zu ihrer vollen Reife gelangten Ursachen hätte verhindern können.

Das Römertum hatte wieder Kraft gewonnen, aber nicht überall im gleichen Verhältnis. Das Barbarentum war als Ganzes fast verschwunden, aber sein Einfluß herrschte in mehr als einem Lande, und an diesen Stellen war, weit entfernt, daß es vor dem lateinischen Element zunichte geworden wäre, vielmehr letzteres in ihm aufgegangen. Daraus war überall eine gebieterische Tendenz zur Zersplitterung und die Möglichkeit, sie zu verwirklichen, hervorgegangen.

In Süditalien herrschte eine gründlichere Verwirrung als je. Die alten Bevölkerungen, schwache Trümmer von

---

[1] Guérard, Polyptique d'Irminon. T. I, pass.

Barbaren, unaufhörliche Anschwemmungen von Griechen und sodann Sarazenen in Masse, erhielten daselbst das unerhörteste Chaos, in welchem das semitische Blut überwog. Keine Vorstellung war dort allgemein, keine Gewalt groß genug, um sich auf lange geachtet zu machen. Es war ein Land, das für immer der Besitzergreifung durch die Fremden, oder einer mehr oder minder gut verkleideten Anarchie preisgegeben war.

Im Norden der Halbinsel war die Herrschaft der Langobarden unbestritten. Diese der romanisierten Bevölkerung wenig assimilierten Germanen teilten nicht deren Gleichgültigkeit gegen das Übergewicht einer von der ihrigen verschiedenen germanischen Rasse. Da sie nicht sehr zahlreich waren, so konnte Karl der Große sie besiegen; das war aber auch alles, ihre Nationalität konnte er nicht unterdrücken[1].

In Spanien gehörte der gesamte Süden und das Zentrum nicht mehr zum Reich. Das Eindringen der Muselmänner hatte diese Gegenden zu einem Anhängsel der ungeheuren Staaten des Kalifen gemacht. Was den Nordwesten betrifft, wohin die Nachkommen der Sueven und der Westgoten sich zurückgezogen hatten, so bot er in den niederen Massen weit mehr keltiberische als römische Elemente. Daher das besondere Gepräge, welches diese Völker von den Einwohnern Südfrankreichs, wie auch, obwohl etwas weniger, von denen der maurischen Gebiete unterschied.

Das aquitanische Blut, das kraft seiner ureingeborenen Elemente eine gewisse Verwandtschaft mit dem der Navarresen und Galizier hatte, besaß außerdem eine sehr reichliche römische und eine Beimischung Barbarenblutes von einiger Stärke, ohne daß die letztere doch der Nordspaniens gleichgekommen wäre.

---

[1] Savigny bemerkt mit Recht, daß die Zahl der Gruppen, denen die Personalität des Rechtes zukam, im siebenten Jahrhundert in Italien weit bedeutender ist als in Frankreich. Er schließt daraus treffend, daß hierin die verschiedenen Rassen sich völlig widerspiegeln. A. a. O. S. 104.

In der Provence und in Languedoc war die römische Schicht so ansehnlich, der keltische Untergrund, auf dem sie aufgeführt war, so sehr von ihr zurückgedrängt, daß man sich dort in Mittelitalien hätte glauben können, zumal die Einfälle der Sarazenen daselbst ein fortwährendes Eindringen semitischen Blutes bewirkten, das nicht ohne Bedeutung war[1]. Die Westgoten hatten sich nach einem Aufenthalte, während dessen ihr Blut stark dahingeschwunden war, teils nach Spanien zurückgezogen, teils waren sie auf dem Wege, in der eingeborenen Bevölkerung aufzugehen. Im Osten lenkten burgundische Gruppen und überall einige wenige Franken dieses sehr wenig gleichartige Ganze, ohne es doch unbedingt zu beherrschen.

Burgund und die Westschweiz mit Einschluß Savoyens und der Täler Piemonts hatten viele keltische Elemente bewahrt. Im ersteren dieser Länder war allerdings das römische das stärkere, weniger aber in den anderen, und namentlich hatte das burgundische viele keltische Überreste aus Deutschland mit hineingebracht, die sich ziemlich leicht mit dem alten Grundstock des Landes verbanden. Franken, Langobarden, Goten, Sueven und andere Germanentrümmer, ja sogar Slawen[2], verhinderten es, daß diese Länder ein sonderlich geschlossenes Ganzes bildeten, indessen hatten ihre Bevölkerungen doch mehr Verwandtschaft untereinander als mit ihren Nachbarn. An ihren Nordgrenzen glichen sie sehr den in Germanien verbliebenen Völkern.

---

[1] Reynaud, Invasions des Sarrasins en France, en Savoie et dans la Suisse. Paris 1836. 8°.

[1] Wir finden Spuren von ihnen im Kanton Wallis, in Granges (Gradec), in den Dörfern Krimenza (Kremenica), Luc (Luka), Visoye Grona u. a. Die Deutschen der Umgegend nennen sie Hunnen. Schafarik, Slawische Altertümer. Bd. I, S. 329. Der Thuner See hieß im siebenten Jahrhundert lacus Vandalicus; später nannte man ihn Wendensee. Ebd. S. 420, Anm. 4.

Mittelfrankreich war hauptsächlich galloromanisch. Von allen Barbaren, die dorthin gedrungen waren, herrschten allein die Franken. Die ersten Bevölkerungen hatten hier keine so semitisierte Färbung wie in der Provence, sie glichen mehr denen Oberburgunds. Außerdem lag in der allgemeinen Mischung ein Wertunterschied zwischen den germanischen Elementen der beiden Länder vor, indem die Franken mehr galten als die Burgunder. Übrigens behaupteten die Franken, obwohl unter letzteren in sehr kleiner Anzahl, doch auch hier den Vorrang vor ihnen.

Westlich von Mittelgallien begann die kleine Bretagne. Die kaum romanisierten Bevölkerungen dieser Halbinsel hatten, und zwar mehrmals, Einwanderer von der großen britannischen Insel unter sich aufgenommen. Sie waren nicht rein keltisch, sondern belgischer Herkunft, folglich germanisiert, und im Lauf der Zeit hatten noch andere germanische Verbindungen ihr Wesen verändert. Die Bretonen des Festlandes stellten eine Mischgruppe dar, in welcher das keltische Element überwog, wenn dies auch nicht so frei von Vermischung war, wie man gemeiniglich annimmt.

Jenseits der oberen Seine und in den Ländern, die sich bis zur Rheinmündung aneinanderreihten einerseits, bis zum Main und bis zur Donau, mit Ungarn als östlicher Grenze anderseits, drängten sich Massen, in denen die germanischen Elemente ein unbestritteneres, aber nicht gleichmäßiges Übergewicht ausübten. Der Teil zwischen Seine und Somme gehörte Franken, die bedeutend keltisiert waren, mit einer verhältnismäßig bescheidenen römisch-semitisierten Beimischung. Das Land an der Meeresküste hatte den kymrischen Namen Picardaich behalten oder vielleicht auch wieder angenommen. Im Binnenlande unterschieden sich die mit den neustrischen Franken vermischten Galloromanen kaum von ihren Nachbarn im Süden und Osten. Sie waren indessen von etwas weniger kräftiger Konstitution

als diese letzteren, und zumal als die im Norden. Je mehr man sich dem Rhein näherte und alsdann die Richtung des alten Zehntlandes verfolgte, desto mehr befand man sich inmitten echter Franken vom austrasischen Zweige, bei denen das altgermanische Blut in seiner größten Jugendfrische vertreten war. Man war an seinem Hauptherde angelangt. Auch kann man, wenn man die Geschichtsberichte befragt, sehr leicht erkennen, daß dort Herz, Hirn und Mark des Reiches war, daß dort die Kraft zu Hause, dort die Geschicke sich entschieden. Jedes Ereignis, das sich nicht am Mittelrhein oder in der Umgegend vorbereitet hatte, besaß nur und konnte nur eine lokale Bedeutung von verhältnismäßig geringer Tragweite besitzen.

Den Fluß aufwärts, in der Richtung nach Basel, wurden die germanischen Massen wieder mehr keltisch und näherten sich dem burgundischen Typus. Im Osten traten zu der keltisch-römischen Mischung bereits in Bayern slawische Schattierungen hinzu, die bis zu den Grenzen Ungarns und Böhmens hin immer zunahmen. Dort wurden sie noch entschiedener, gewannen schließlich die Oberhand und bildeten alsdann den Übergang zwischen den abendländischen Völkern und denen des Nordostens und des Südostens bis in die byzantinischen Gegenden hinein.

Die abendländischen Gruppen verdankten so dem germanischen Elemente, das sie allesamt in verschiedenen Graden beseelte, eine Kraft der Absonderung, welche die entnervten Völker der römischen Welt nicht besessen hatten. Die Epoche ging zu Ende, in welcher die Barbaren in dem von ihnen beherrschten Rassenuntergrunde nur eine ihrer Masse entgegengesetzte Masse hatten sehen können und dürfen. Hinfort mit dieser vermengt, hatten sie nun einen anderen Gesichtspunkt gewonnen. Es fielen ihnen nur noch ganz neue Unähnlichkeiten auf, welche die Gesamtheit der Völker, zu denen sie selbst jetzt gehörten, trennten. So erfuhr denn

das Römertum gerade in dem Augenblicke, wo es das Barbarentum besiegt zu haben glaubte, die folgenschwersten Wirkungen des Hinzutretens der Germanen. Bis auf Karl den Großen hatte es allen Schein und zugleich die Realität des Lebens gewahrt. Nach diesem hörte die äußere Form auf zu bestehen, und wenn auch der Geist des Römertums so wenig aus der Welt verschwunden ist, als der assyrische und hellenistische Geist, so trat jenes doch in ein Stadium ein, vergleichbar den Kraftproben der Verjüngung des Äson.

Wie dem aber auch sei, ich wiederhole es, sein Geist ging nicht unter. Dieser Geist, welcher die Summe aller bis dahin verquickten Rassentrümmer darstellte, bestand fort und behauptete während der Zeit, wo er gezwungen blieb, sonderlich auffallende Kundgebungen nach außen hin aufzuschieben, seinen Platz wenigstens durch ein Mittel, das doch immerhin hier auch erwähnt zu werden verdient. Es war ein Phänomen, ganz entgegengesetzt demjenigen, das zwischen der Zeit Odoakers und der des Sohnes Pipins in die Erscheinung getreten war. Während dieser Periode hatte das Reich ohne den Kaiser bestanden, jetzt bestand der Kaiser ohne das Reich. Seine Würde, die sich so gut es gehen wollte an die römische Majestät anknüpfte, bewahrte ihm während mehrerer Jahrhunderte gewaltsam den Anschein eines Fortsetzers und Erben. Wieder waren es die germanischen Völker, welche bei dieser Gelegenheit den Instinkt, den zähen Hang zur Erhaltung, der ihnen eigen ist, entfalteten und so ein neues Beispiel jener Konsequenz, jener Hartnäckigkeit gaben, welche ihre Brüder in Indien nicht in höherem Grade besessen haben, wiewohl sie sie anders betätigten.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig zuzusehen, wie die letzten arischen Zweige, welche Skandinavien nach Süden zu entsandte, die Normannen und die Angelsachsen, die typischen Tugenden der Rasse bewährten.

Fünftes Kapitel

Letzte arisch-skandinavische Wanderungen

Während die großen nach dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Skandinavien ausgezogenen Völker nacheinander dem Süden zustrebten, waren die noch immer beträchtlichen Massen, welche auf der Halbinsel oder in deren Umgegend verblieben waren, weit entfernt, sich der Ruhe zu überlassen. Wir müssen sie in zwei große Teile scheiden: denjenigen, welchen der angelsächsische Bund bildete, und sodann eine andere Völkermenge, deren Ausströmungen unabhängiger voneinander waren, früher begannen, später endigten und viel weiter gingen. Wir müssen ihnen die Bezeichnung normännisch geben, welche die Menschen, die jene Völkermenge bildeten, sich selbst beilegten.

Wiewohl vom ersten Jahrhundert v. Chr. bis zum fünften n. Chr. die Einwirkung dieser beiden Gruppen sich wiederholt bis in die römischen Gebiete hinein bemerklich gemacht hat, ist doch hier kein Anlaß, im einzelnen davon zu reden. Jene Einwirkung fällt dort durchaus mit der der übrigen germanischen Völker zusammen. Nach dem fünften Jahrhundert aber setzten die Folgen der Herrschaft Attilas jener alten Zusammengehörigkeit ein Ziel oder lockerten sie doch sehr merklich[1]. Slawische Massen, durch die Völker-

[1] Schafarik, Slawische Altertümer. Bd. I, S. 326 ff. Amédée Thierry, Revue des deux mondes. 1. déc. 1852 pass. Man kann diese schöne Würdigung des hunnischen Bundes nicht genug loben.

erschütterungen, deren hauptsächlichste treibende Kräfte die Teutonen und die Hunnen waren, mit fortgerissen, wurden zwischen die skandinavischen Länder und Südeuropa geworfen, und erst von diesem Augenblick kann man die bestimmte Persönlichkeit der arischen Bewohner des äußersten Nordens unseres Festlandes datieren.

Diese Slawen, abermals Opfer der Katastrophen, welche die höheren Rassen hin und her warfen, gelangten in Länder, welche ihren Ahnen bereits vor vielen Jahrhunderten bekannt gewesen waren. Vielleicht drangen sie sogar weiter vor als jene zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung[1]. Sie gingen wieder über die Elbe, zogen die Donau hinauf und erschienen im Herzen von Deutschland. Von ihrem Adel geführt, der sich aus einem starken Gemengsel von Geten, Sarmaten und Kelten, von denen sie vor Zeiten unterjocht worden waren, zusammensetzte, und mit einigen der sie zurücktreibenden hunnischen Scharen verschmolzen, besetzten sie im Norden ganz Holstein bis zur Eider[2]. Im Westen strebten sie der Saale zu und machten diese schließlich zu ihrer Grenze, während sie sich im Süden in Steiermark und Kärnten ausbreiteten, auf der einen Seite das Adriatische Meer, auf der anderen Seite den Main erreichten und die beiden Erzherzogtümer Österreich wie auch Thüringen und Schwaben überzogen[3]. Sodann stiegen sie bis in die Rheingegenden hinab und drangen in die Schweiz

---

[1] Schafarik, Slawische Altertümer. Bd. I, S. 166. — Bd. II, S. 411, 416, 427, 443, 503, 526, 565. — Keferstein, Keltische Altertümer. Bd. I, S. XLV, XLVII, L ff.

[2] Schafarik ist sogar geneigt, anzunehmen, daß die der Edda bekannten Hunnen sämtlich Slawen seien. Bd. I, S. 328. Diese Ansicht geht ein wenig weit.

[3] Schafarik, Bd. II, S. 310 ff. Nach dieser Richtung bewegten sich die Slawen und ihr Adel unter dem besonderen Druck der Avaren, eines halb mongolischen, halb arischen Volkes. Viele dieser letzteren blieben mit ihnen in Kärnten und Steiermark. (S. 327.)

ein. Diese bis dahin immer unterdrückten wendischen Völker wurden solchermaßen wohl oder übel zu Eroberern, und die Mischungen, die sie charakterisierten, machten ihnen anfänglich diesen Beruf nicht allzu schwer. Die Umstände wirkten mächtig zu ihren Gunsten und brachten die Dinge dahin, daß das germanische Element in ganz Deutschland bedeutend geschwächt wurde und einigermaßen geschlossen nur in Friesland, Westfalen, Hannover und in den Rheinlanden vom Meer bis gegen Basel hin verblieb. So stand es im achten Jahrhundert.

Wiewohl die Einfälle der Sachsen und die fränkischen Ansiedlungen der drei oder vier folgenden Jahrhunderte diesen Zustand ein wenig verändert haben, blieb es darum doch für die Zukunft ausgemacht, daß die Masse der deutschen Völker für immer ihrer hauptsächlichsten germanischen Elemente beraubt war. Nicht allein die slawischen Einfälle der Hunnenzeit trugen zu dieser Umgestaltung bei, sie wurde zum großen Teil auch durch die allereigenste Beschaffenheit der germanischen Gruppen selbst herbeigeführt. Durch und durch gemischt, und weit entfernt, nur Krieger edler Abkunft zu zählen, zogen sie, wie wir sahen, in ihrem Gefolge zahlreiche keltische und wendische Sklavenscharen hinter sich her. Wenn ihre Völker auswanderten oder zugrunde gingen, so wurde hauptsächlich der vornehmere Teil derselben hiervon betroffen, und die Spuren dafür, daß sie ein Land innegehabt, ließen sich unfehlbar nur in der Person der karls und thraels wiederfinden, zweier Klassen, welche die politischen Katastrophen nur indirekt betrafen, welche aber eine sehr schwache Dosis vom skandinavischen Blute besaßen. Verloren hingegen die slawischen Völker ihre Edlen, so wurden sie dadurch nur um so freier von jenem Einflusse der Arianisierung, der sie ihrer wahren Natur entfremdete. Aus diesen beiden Gründen, dem Verschwinden der Germanen einerseits, der Erschöpfung der wendischen Aristokratien

anderseits, erwiesen sich die Bevölkerungen Deutschlands, die übrigens an den verschiedenen Punkten aus denselben Rassenbeständen in besonderen Quantitäten gebildet waren — woher auch ihre mäßige Veranlagung zu individueller Absonderung stammt —, schließlich als sehr wenig germanisiert. Alles legt Zeugnis hierfür ab, die Einrichtungen des Handelslebens, die ländlichen Sitten, die im Volke herrschenden abergläubischen Vorstellungen, der Charakter der Mundarten, die anatomischen Varietäten. Ebenso, wie es nicht selten ist, daß man im Schwarzwald so gut wie in der Umgegend von Berlin vollkommen keltische oder slawische Typen findet, so ist es auch leicht zu beobachten, daß das sanfte und wenig tatkräftige Naturell des Österreichers und des Bayern nichts von jenem Feuergeist hat, welcher den Franken oder den Langobarden beseelte[1].

Auf diese Völker nun hatten die Sachsen und die Normannen einzuwirken, ganz wie die Germanen auf annähernd ähnliche Massen eingewirkt hatten. Was den Schauplatz der jetzt vorgehenden neuen Taten betrifft, so war es genau derselbe, mit dem Unterschied, daß, da die ins Feld geführten Kräfte weniger bedeutend waren, auch die Ergebnisse geographisch beschränkter blieben.

Die Normannen nahmen zunächst das Werk der gotischen Stämme wieder auf. Als ebenso kühne Seefahrer dehnten

---

[1] v. Haxthausen, Etudes sur la situation intérieure, la vie nationale et les institutions rurales de la Russie. 1847. 8°. T. I, p. III. Indem er dem Ursprunge einiger Sitten, welche das Landleben in Deutschland entscheidend beeinflussen, nachgeht, zeigt dieser, daß man unmittelbar auf slawische Einwirkung trifft. Bei den neudeutschen Mundarten ist es nicht in Zweifel zu ziehen, daß keltische Elemente in ihrem Bau reichlich vertreten sind. Vgl. J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. Bd. I, S. 287. F. J. Mone. [Die gallische Sprache. Karlsruhe 1851. Keltische Forschungen zur Geschichte Mitteleuropas. Freiburg i. B. 1857. passim.] Keferstein, Keltische Altertümer. Bd. I, S. XXXVIII.

sie ihre hauptsächlichsten Kriegszüge weiter nach Osten aus, setzten über die Ostsee, landeten an den Gestaden, wo Hermanrichs Ahnen zuerst aufgetreten waren, durchzogen mit dem Schwerte in der Hand ganz Rußland und knüpften einerseits kriegerische, gelegentlich auch Bundesbeziehungen mit den Kaisern Konstantinopels an, während andererseits ihre Seeräuber die Uferbewohner des Kaspischen Meeres in Staunen und Schrecken setzten[1].

Sie gewöhnten sich in den russischen Gebieten dermaßen ein, brachten ihren Bewohnern eine so hohe Vorstellung von ihrer Intelligenz und ihrem Mute bei, daß die Slawen dieses Landes ihre Ohnmacht und ihre Minderwertigkeit in aller Form eingestanden und fast einmütig unter ihr Joch zu kommen verlangten. Sie begründeten wichtige Fürstentümer. Sie stellten gewissermaßen Asgard, das Gardarike und das Reich der Goten wieder her. Sie schufen die Zukunft des imposantesten, ausgedehntesten und dauerhaftesten der slawischen Staaten, indem sie ihm als ersten und unerläßlichsten Kitt ihr arisches Wesen gaben. Ohne sie hätte Rußland nie bestanden[2].

---

[1] Mémoires de l'Académie de Saint-Pétersbourg. 1848. T. IV, p. 182 sqq.

[2] Liudprand, Bischof von Cremona, gestorben 970, sagt, daß das von den Griechen russisch genannte Volk von den Abendländern normännisch genannt wurde. Munch, a. a. O. S. 55. Im zehnten Jahrhundert sprachen die Russen — und zwar müssen wir unter dieser Bezeichnung den herrschenden Teil des Volkes verstehen — skandinavisch. Das Gebiet dieser Mundart umfaßte die Ebenen des Ladogasees, des Ilmensees und des oberen Dnjepr. Schafarik, a. a. O. Bd. I, S. 143 [?]. Die russischen Normannen trugen spezieller den Namen Waräger. Er ist ebensoalt als die Namen Asen, Goten und Sachsen und geht wie diese auf den reinen arischen Stamm zurück. Die Griechen kannten in Drangiana ein sarmatisches Volk, das sie Σαράγγοι nannten und das sich selbst Zaranga oder Zaryanga betitelte, wofür die Zendform Zarayangh lautet. Plinius transkribiert dieses Wort, indem er Evergetae daraus machte. Westergaard und Lassen, a. a. O.

Man wäge diesen Satz wohl und prüfe seine Grundlagen. Es gibt in der Welt ein großes slawisches Reich, das erste und einzige, das der Prüfung der Zeiten standgehalten hat, und dieses erste und einzige Denkmal staatsmännischen Geistes verdankt unbestreitbar seinen Ursprung den Dynastien der Waräger, oder mit anderen Worten der Normannen. Indessen hat an dieser staatlichen Gründung nur die Tatsache ihres Daseins etwas Germanisches. Nichts ist leichter zu begreifen. Die Normannen haben den Charakter ihrer Untertanen nicht umgewandelt. Sie waren zu wenig zahlreich, um ein derartiges Ergebnis zu erreichen. Sie haben sich in den volkreichen Massen verloren, die um sie her nur immer noch zunahmen, und über die der entkräftende Einfluß des finnischen Blutes infolge der tatarischen Einfälle des Mittelalters ohne Unterlaß und ohne Maßen immer noch mehr hereinbrach.

Alles wäre zu Ende gewesen, selbst der Instinkt des Zusammenhaltens, wenn nicht beizeiten ein Eingreifen der Vorsehung dieses Reich unter den Einfluß zurückgeführt hätte, der ihm das Dasein verliehen hatte. Dieser hat bis heute hingereicht, um die schlimmsten Wirkungen des slawischen Geistes wieder auszugleichen. Das Hinzukommen der deutschen Provinzen, die Thronbesteigung seitens der deutschen Fürsten, eine Menge deutscher, englischer, französischer, italienischer Verwalter, Feldherrn, Gelehrten, Künstler und Handwerker, die langsam, aber ununterbrochen eingewandert sind, haben die nationalen Instinkte fort und fort unterjocht

---

S. 55. Niebuhr, Inscript. pers. Tafel I, XXXI. Dieser Name Σαράγγοι, Zaranga, Evergetae oder Waräger wurde auch nach Frankreich gebracht, wo er Spuren hinterlassen hat, die in den Namen Varange, Varangeville u. a. bis auf den heutigen Tag fortleben. Es ist sehr wichtig, nichts von alledem außer acht zu lassen, was beweisen kann, wie nahe die nördlichen Arier trotz der Entfernungen ihr Leben lang ihrem heimatlichen Stamme blieben.

gehalten und sie wider Willen zu der Ehre gezwungen, eine große Rolle in Europa zu spielen. Alles, was in Rußland einige politische Lebenskraft zeigt in dem Sinne, wie das Abendland dieses Wort versteht, alles, was dieses Land wenigstens in den Formen der germanisierten Zivilisation annähert, ist ihm von außen gekommen.

Es ist möglich, daß dieser Zustand sich während einer mehr oder minder langen Zeit erhält, aber im Grunde hat er nichts an der organischen Trägheit der einheimischen Rasse geändert, und ohne Grund stellt man sich die wendische Rasse als gefährlich für die Freiheit des Abendlandes vor. Man hat sie sich sehr mit Unrecht erobernd gedacht. Einige in Täuschung befangene Geister haben es sich beikommen lassen, sie darum, weil sie sie wenig befähigt sahen, sich zu selbständigen Begriffen von sozialer Vervollkommnung zu erheben, für jung, jungfräulich und voller Saft und Kraft, die nur noch nicht in Fluß geraten, zu erklären. Das sind lauter schöne Träume. Die Slawen sind eine der ältesten, verbrauchtesten, meistgemischten, entartetsten Familien, die es gibt. Sie waren noch vor den Kelten erschöpft. Die Normannen haben ihnen die Kohäsion gegeben, die sie in sich selbst nicht besaßen. Diese Kohäsion verlor sich, als das eingedrungene skandinavische Blut aufgesaugt war. Einflüsse Auswärtiger haben sie wiederhergestellt und erhalten sie, aber diese Fremden selbst haben im Grunde nur mäßigen Wert: es steht ihnen eine reiche Erfahrung, sowie Übung und Fertigkeit in allem, was die Zivilisation Herkömmliches mit sich bringt, zur Verfügung, aber es fehlt ihnen an Ideen wie an Initiative, und so können sie auch ihren Zöglingen nicht geben, was sie selbst nicht besitzen.

Dem Abendlande gegenüber können die Slawen nur eine ganz untergeordnete soziale Stellung einnehmen, und da sie insofern zu der Rolle von Nachtretern und Schülern der

modernen Zivilisation verurteilt sind, so würden sie in der zukünftigen wie in der vergangenen Geschichte eine fast nichtssagende Rolle spielen, wenn die geographische Lage ihrer Gebiete ihnen nicht eine Aufgabe sicherte, die in der Tat zu den allerbedeutendsten gehört. An die Grenzen Europas und Asiens versetzt, bilden sie einen natürlichen Übergang zwischen ihren Verwandten im Westen und ihren östlichen Verwandten mongolischer Rasse. Sie verknüpfen diese beiden Massen, die einander nicht zu kennen wähnen. Sie bilden unzählige Völkermengen, von Böhmen und der Umgegend von St. Petersburg bis an die Grenzen Chinas. Sie erhalten so unter den gelben Mischlingen der verschiedenen Grade jene ununterbrochene Kette von Rassenverbindungen, welche heute die nördliche Halbkugel umzieht und in welcher eine Strömung verwandter Anlagen und Begriffe sich fortbewegt.

Das wäre denn die geschichtliche Rolle, die den Slawen zugefallen ist, zu der sie es nie gebracht haben würden, wenn die Normannen ihnen nicht die Kraft verliehen hätten, sie zu übernehmen, und deren Hauptbrennpunkt in Rußland liegt, weil dort die bedeutendste Menge von Tatkraft von diesen selben Normannen eingepflanzt worden ist, denen wir jetzt auf andere Schlachtfelder folgen müssen.

Ich werde in der Aufzählung ihrer gewaltigen Taten kurz sein, es ist dies vornehmlich ein Thema der Betrachtung für die Staatengeschichte. Aus dem Zentrum Deutschlands von der Menge der Kämpfer, die sich dort bereits drängten, zurückgetrieben, von ihren Stammesgenossen, den Sachsen, im Schach gehalten[1], machten die Normannen gleich-

[1] Die Sachsen des Festlandes vermischten sich so schnell mit den keltischen oder slawischen Bevölkerungen ihrer Umgebung, daß, wiewohl ihre Ahnen noch im fünften Jahrhundert Jütland bewohnt haben und erst im sechsten in Thüringen eingedrungen sind, eine heutzutage bekannte Überlieferung sie für Ureinwohner des Harzes erklärt. Sie behaupten „mit ihrem Könige Aschanes aus den Harz-

wohl bis ins achte Jahrhundert fort und fort Einfälle in jene Gegenden, aber ohne ein anderes merkliches Ergebnis, als daß sie den Wirrwarr daselbst vermehrten. Sie waren der Schrecken der westlichen Meere infolge der Zahl und vor allem der Kühnheit ihrer Seeräubereien, drangen bis in das Mittelmeer ein und plünderten Spanien, während sie zu gleicher Zeit die fruchtbarere Arbeit leisteten, die England benachbarten Inseln zu besiedeln, Niederlassungen in Irland und Schottland zu gründen und die Täler Islands zu bevölkern.

Etwas später hatten sie noch größere Erfolge. Sie setzten sich dauernd in jenem England fest, das sie so stark beunruhigt hatten und entrissen einen großen Teil davon den Bretonen und zumal den Sachsen, die ihnen in diesem Lande zuvorgekommen waren. Noch später erneuerten sie das Blut der französischen Provinz Neustrien und brachten ihr eine höchst wertvolle Rassenüberlegenheit über andere Gegenden Galliens ein. Sie bewahrte diese lange Zeit und zeigt davon noch heute einige Spuren. Unter ihre glänzendsten Ruhmestitel, die auch nicht ohne bedeutende praktische Folgen waren, müssen wir vor allem die im zehnten Jahrhundert vollbrachte Entdeckung des amerikanischen Festlandes und die Ansiedlungen rechnen, die sie im elften und vielleicht bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein nach diesen Gegenden hinlenkten. Endlich werde ich gehörigen Ortes von der Gesamteroberung Englands durch die französischen Normannen reden.

Skandinavien, von wo diese Krieger herkamen, nahm noch in der Heidenzeit des Mittelalters in der Erinnerung aller herrschenden Rassen Europas den vornehmsten Rang ein. Es war das Land ihrer ehrwürdigen Ahnen, es wäre

---

felsen mitten im grünen Walde bei einem Springbrunnen herausgewachsen zu sein." (W. Müller, a. a. O. S. 298.) Es ist dies eine Vermischung skandinavischer Sagen mit ortseinheimischen Vorstellungen.

auch noch das Land der Götter selbst gewesen, wenn das Christentum es erlaubt hätte. Man kann die gewaltigen Bilder, welche der Name dieses Landes in der Vorstellung der Franken und der Goten heraufbeschwor, mit denen vergleichen, welche für die Brahmanen die Erinnerung an Uttara-Kuru umschwebten. In unseren Tagen wird diese so fruchtbare Halbinsel, dieses so geheiligte Land nicht mehr von einer Bevölkerung bewohnt, denen vergleichbar, die sein reichspendender Schoß so lange Zeit und so verschwenderisch über den Gesamtboden des europäischen Festlandes verbreitet hat[1]. Je reiner von Rasse die alten Krieger waren, desto weniger fühlten sie sich versucht, träge auf ihren Odals zu bleiben, während so viele wunderbare Abenteuer ihre Nebenbuhler nach den Ländern des Südens lockten. Sehr wenige blieben daheim. Einige kehrten immerhin dahin zurück. Sie fanden daselbst die Finnen, die Kelten, die Slawen — teils Nachkommen derer, die schon ehedem das Land innegehabt, teils Söhne der Gefangenen, welche die Wechselfälle des Krieges dahingeführt hatten — in ziemlich glücklichem Kampfe gegen das, was vom Asenblut übrig war, begriffen. Gleichwohl ist es nicht zweifelhaft, daß man noch heute in der leiblichen Erscheinung, in der Sprache und im Staatsleben der Schweden, und vor allem der Norweger, die meisten Spuren des entschwundenen Daseins der edlen Rasse par excellence auffinden kann: Die Geschichte der letzten Jahrhunderte mag dies bezeugen. Weder Gustav Adolf noch Karl der Zwölfte noch ihre Völker sind unwürdige Nachfolger Ragnar Lodbroks und Harald Schönhaars. Wenn die norwegischen und schwedischen Völker zahl-

---

[1] Die Sprache der Runeninschriften unterscheidet sich, wie auch das Gotische des Ulfilas, bedeutend von den heutigen skandinavischen Sprachen. Keferstein, Keltische Altertümer. Bd. I, S. 351. Letztere tragen zahlreiche Spuren der Verbindung mit finnischen Elementen. Schafarik, a. a. O. Bd. I, S. 140.

reicher wären, würde der Geist der Initiative, der sie noch immer beseelt, vielleicht nicht ohne Folgewirkungen sein, aber sie werden durch ihre Zahl zu einer wahren sozialen Ohnmacht verurteilt. So kann man denn behaupten, daß der letzte Sitz germanischen Einflusses nicht mehr unter ihnen zu suchen ist. Er ist nach England verlegt worden. Dort bringt jener noch am gewichtigsten das zur Geltung, was ihm von seiner einstigen Macht verblieben ist.

Als von den Kelten die Rede war, haben wir bereits gesehen, daß die Bevölkerung der britannischen Inseln zur Zeit Cäsars aus einer Urschicht von Finnen, aus mehreren durch ihre Vermischung mit diesen Eingeborenen verschieden beeinflußten, sicher aber durch die Berührung mit ihnen stark verderbten keltischen Völkern und aus mehr als einer bedeutenden Einwandererschar germanisierter Belgier, welche die östlichen und südlichen Küstengebiete innehatten, gebildet wurde.

Mit diesen letzteren hatten es die Römer in ihren kriegerischen wie in ihren friedlichen Beziehungen vornehmlich zu tun. Neben diese Stämme von ausländischer Herkunft traten — falls sie nicht etwa gar zur Zeit der Ankunft Cäsars schon dort waren — sehr frühzeitig noch reinere Germanen, die von den keltischen Urkunden Koritanier genannt werden[1]. Von jenem Augenblicke an hörten die Einfälle und Teileinwanderungen der germanischen Gruppen nicht mehr auf bis zum Jahre 449, dem Zeitpunkte, der gewöhnlich, wiewohl mißbräuchlich, als der Anfang der angelsächsischen Periode bezeichnet wird. Unter Probus siedelte die kaiserliche Regierung viele Vandalen auf der

---

[1] Kemble, Die Sachsen in England, übersetzt von Chr. Brandes. Leipzig 1853. Bd. I, S. 7. Ptolemäus nennt diese Völkerschaft *Κοριτανοί*. (II, 3.) Sie bewohnte die heutigen Grafschaften Lincoln, Leicester, Rutland, Northampton, Nottingham und Derby. Vgl. auch Diefenbach, Celtica [II, 147].

Insel an; einige Zeit später brachte sie Quaden und Markomannen dahin[1]. Honorius machte in den nördlichen Gauen mehr als vierzig Barbarenkohorten ansässig, welche Frauen und Kinder mitbrachten. Sodann erhielten noch Tungern in beträchtlicher Anzahl Ländereien. Alle diese Zuwüchse waren bedeutend genug, um die Westküste mit einer ganz neuen Bevölkerung zu bedecken und die Schaffung eines besonderen Beamten notwendig zu machen, welcher in der römischen Rangliste für die Insel den Titel Comes littoris Saxonici per Britannias führte. Dieser Titel beweist, daß bereits lange ehe von den beiden Heldenbrüdern Hengist und Horsa die Rede war, zahlreiche Leute ihres Volkes in England lebten[2].

So zeigte sich die britannische Bevölkerung schon in sehr alter Zeit von germanischen Beimischungen berührt. Es ist kaum zweifelhaft, daß die mindestbegabten Stämme, diejenigen, welche die Provinzen des Zentrums innehatten, allmählich genötigt wurden, sich mit den sie umgebenden Massen zu verschmelzen oder sich in die Berge des Nordens zurückzuziehen oder endlich nach der Insel Irland auszuwandern, welche so der letzte Zufluchtsort der reinen Kelten wurde, wenn wirklich noch solche übrig geblieben waren.

Bald war die römische Bevölkerung auch ihrerseits bedeutend geworden. Anläßlich der Empörung der Boadicea waren allein in den Bezirken London, Verulam und Colchester siebzigtausend Römer und Bundesgenossen von den Aufrührern erschlagen worden. Da die Ursachen, welche diese Südländer nach Großbritannien geführt hatten, immer weiterwirkten, so füllten bald Neuankömmlinge die durch den Aufstand hervorgebrachten Lücken aus, und die Zahl

---

[1] Kemble, a. a. O. S. 9.

[2] Palgrave, The Rise and Progress of the English Commonwealth. T. I, p. 355.

der Römer auf der Insel blieb in beständig zunehmendem Fortschreiten begriffen.

Im dritten Jahrhundert zählt Martianus neunundfünfzig Städte ersten Ranges in dem Lande[1]. Viele waren nur von Römern bevölkert — eine Bezeichnung, die man nicht dahin verstehen darf, daß diese Einwohner nur überseeisches Blut in ihren Adern gehabt hätten, sondern dahin, daß sie alle, ob britannischen oder ausländischen Ursprungs, das römische Recht anerkannten und im Gebrauche hatten, den kaiserlichen Gesetzen gehorchten, in Fülle jene Denkmäler, Aquädukte, Theater, Triumphbögen bauten, die man noch im vierzehnten Jahrhundert bewunderte[2], kurzum dem gesamten ebenen Teil des Landes ein dem der Provinzen Galliens sehr ähnliches Aussehen gaben.

Indessen bestand doch ein großer Unterschied. Die

---

[1] Palgrave, a. a. O. T. I, p. 237. Viele dieser Städte waren nur von römischen Ansiedlern bevölkert. Wir wissen, was wir unter dieser Bezeichnung in bezug auf die Rasse zu verstehen haben. Cäsar hat zwei widersprechende Angaben über die Städte Großbritanniens gemacht. An einer Stelle erklärt er, daß sie nur verpalisadierte Lager seien. An einer anderen (V, 12) schreibt er: „Creberrima aedificia fere gallicis consimilia." Er meint, daß die Britannier des inneren Landes, die unzivilisierteren, nur Zufluchtsorte in den Wäldern, die aus Gallien gekommenen germanisierten Belgier dagegen Städte, wie ihre festländischen Brüder, besessen hätten. Es ist in der Tat nicht zweifelhaft, daß sie diese Lebensweise werden beibehalten haben, da sie Münzen nach den belgischen Mustern schlugen und es übrigens nach Ptolemäus' Berechnung vierzig Jahre nach der römischen Besitzergreifung unter Agricola sechsundfünfzig Städte im Lande gab. Es waren dies offenbar meistens Städte der Einheimischen.

[2] Palgrave, a. a. O. T. I, p. 323. Tacitus, der gegen die Gallier wegen der Leichtigkeit, mit der sie sich der römischen Korruption hingegeben hatten, sehr streng ist, ist es aus demselben Grunde nicht weniger gegen die Bewohner Großbritanniens. Sie hatten in ihren Städten völlig die Gemeindeverfassung des Reichs angenommen. Palgrave, a. a. O. T. I, p. 349.

Bewohner Großbritanniens bekundeten eine Überfülle politischer Kraft, die der ihrer festländischen Nachbarn weit überlegen war, mit dem Umfang ihres eigenen Gebietes durchaus im Mißverhältnis und mit ihrer geographischen Lage in offenbarem Widerspruche stand, da diese sie im Reiche zur Seite verwies und ihnen so die Hoffnung zu verwehren schien, einen Druck auf dessen Geschicke ausüben zu können. Aber hier bietet sich uns wieder ein offenkundiger Beweis, wie wenig die geographische Lage bei der Macht eines Landes mitspricht. Die Halbgermanen Großbritanniens waren die gewaltigsten Erzeuger anerkannter oder abgelehnter Kaiser, die es je in der römischen Welt gegeben hat. Bei ihnen und unter ihrer Beihilfe wurden fast immer die großen ehrgeizigen Anschläge ausgearbeitet. Von ihrer Küste und mit ihren Kohorten zogen fast scharenweise die Beherrscher der Römerwelt aus, und da sie auch diesen Ruhm noch ungenügend fanden, so wagten sie sich an die Aufgabe, an welcher ihre Nachbarn, die Gallier, so oft gescheitert waren: sie beanspruchten, sich eigene Dynastien zu geben, und es gelang ihnen. Seit Carausius waren sie nur noch durch schwache Bande mit dem gewaltigen Römerleibe verknüpft[1]. Sie bildeten ein politisches Zentrum für sich, dessen Verfassung sie stolz nach dem Muster und mit allen Insignien derjenigen des Mutterlandes schufen. Schon damals zeichneten sie sich in ihren Nebeln durch jenen Nimbus spröder, etwas egoistischer Freiheitsliebe aus, welche noch heute den Ruhm ihrer Enkel ausmacht.

Ich brauche die britorömischen Kaiser Allectus[2], Magnentius, Valentinus, Maximus, Constantinus, mit welchen Honorius sich abzufinden gezwungen war, nicht zu nennen,

---

[1] Palgrave, a. a. O. T. I, p. 375.

[2] Allectus behauptete seine Macht ganz wie die wirklichen Kaiser die ihrige behaupteten. Er siedelte auf seiner Insel eine große Zahl Franken und Sachsen an. Palgrave, a. a. O. T. I, p. 377.

auch von jenem Marcus nicht weiter zu reden, der die Isolierung seines Landes dem Namen nach und tatsächlich für immer begründete[1]. Ich wollte nur zeigen, bis in welches Altertum jene Bezeichnung „kaiserlich" zurückgeht, die die heutigen Engländer ihrem Staate und ihrem Parlamente geben. Die römischen Formen überwogen auf der Insel während ungefähr vierhundertfünfzig Jahren. Als diese Periode abgelaufen war, begannen die Bürgerkriege zwischen den germanisierten Britorömern und den reineren Sachsen, welche seit langen Jahren an mehreren Stellen des Landes ansässig waren, aber — durch Schwärme von Landsleuten vorwärtsgedrängt und verstärkt, die, durch die Angriffe der Slawen vertrieben, vom Festlande herbeigeeilt waren — nun plötzlich auf den Besitz der ganzen Insel Anspruch erhoben. Die Geschichtsschreiber haben uns jene Söhne der Skandinavier, jene Saka-Suna oder Sakensöhne oft auf Lederbarken von der Spitze Jütlands und den benachbarten Inseln ansegelnd gezeigt. Sie haben in dieser Schiffahrtsweise einen Beweis der größten Barbarei gesehen, sich aber darin geirrt. Im fünften Jahrhundert besaßen die Nordmänner gewaltige Schiffe auf der Ostsee. Sie waren seit langem daran gewöhnt, die römischen Galeeren in ihren Meeren fahren zu sehen, und der erstaunliche Zug der Franken, welche auf Fahrzeugen, die sie der kaiserlichen Flotte geraubt, aus dem Schwarzen Meere nach Friesland zurückgekehrt waren, würde hingereicht haben, um sie, wenn es nötig gewesen wäre, Schiffe dieser Art bauen zu lehren. Aber sie wollten nichts davon wissen. Fahrzeuge von sehr geringem Tiefgang, die leicht mit der Hand transportiert werden konnten, paßten diesen unerschrockenen Männern besser für den Übergang aus dem

[1] Dieser Marcus wurde zum Kaiser gewählt mit der besonderen Aufgabe, den sächsischen Einfällen Widerstand zu leisten. Es war dies im Jahre 407. Palgrave, a. a. O. T. I, p. 386.

Meer in die Ströme, aus den Strömen in die kleinsten Flüßchen. Sie konnten so bis ins Herz der Länder eindringen, was ihnen mit großen Schiffen sehr schwierig gewesen sein würde, und so vollbrachten sie ihre Eroberungszüge in dem Maße, wie es ihnen vorteilhaft war.

Damals nun begann die Verschmelzung der Rassen und der Kampf ihrer Verfassungen von neuem[1].

Die britorömische Bevölkerung, die wegen ihres zum großen Teil germanischen Ursprunges unendlich viel kraftvoller war als die Galloromer, behauptete ihren Besiegern gegenüber eine weit stolzere und weit günstigere Stellung[2]. Ein Teil blieb fast unabhängig, bis auf die Lehenspflicht, ein anderer machte aus seinen Gemeinden eine Art Republiken und begnügte sich damit, die sächsische Oberhoheit schlecht und recht anzuerkennen und einen Tribut zu bezahlen[3]. Die übrigen verfielen allerdings in die untergeordnete Stellung des karl, des ceorl nach der Mundart der neuen Herrn. In dieser aber wurden sie auch gerade durch die Gesetze dieser letzteren geschützt und gehoben, und die Fähigkeit, Grundeigentum zu erwerben, das Tragen der Waffen, das Recht der commendatio oder der Wahl des Führers, blieben ihnen als feste Errungenschaften. Die britorömische Bevölkerung konnte also zum Range der Edlen,

---

[1] Prosper Aquitanus setzt die endgültige Eroberung durch die Angelsachsen in das Jahr 441. Diese Besitzergreifung unterscheidet sich von der Galliens durch die Franken in zwiefacher Beziehung: erstlich erhielten die Sachsen keine kaiserliche Belehnung und brauchten sie nicht, da Großbritannien ein völlig unabhängiges Land bildete; sodann kamen infolge dieser ersten Tatsache ihre Führer niemals auf den Einfall, sich um die Titel patricius und consul zu bewerben, da sie nicht die Rolle römischer Beamter zu spielen brauchten.

[2] Die Britannier bedienten sich in ihren Kämpfen gegen die Sachsen der römischen Taktik. Palgrave, a. a. O. T. I, p. 404.

[3] Kemble, Die Sachsen in England. Bd. II, S. 231 ff., 249, 254.

der jarls, der eorls gelangen oder hatte doch diese Aussicht vor sich.

Dieselbe Gesinnung, welche die fränkischen Könige veranlaßte, sich vorzugsweise mit gallischen leudes zu umgeben, bestimmte auch die Fürsten der Heptarchie, ihre Dienerscharen aus den Britorömern zu werben. Letztere bekleideten also sehr frühzeitig wichtige Ämter am Hofe dieser Herrscher, der Asensöhne[1]. Sie unterwiesen sie im römischen Recht[2], sie lehrten sie dessen Vorzüge für die Regierung würdigen und weihten sie in Begriffe von der Herrschaft ein, zu deren Verbreitung die angelsächsischen Krieger sicherlich nicht beigetragen haben würden. Aber — und darin unterschieden sich die britorömischen Ratgeber wesentlich von den gallischen oder merowingischen leudes — sie retteten die Außenseite der römischen Sitten nicht vor der Zerstörung, weil sie selbst jene immer nur unvollkommen besessen hatten, und sie legten in die Verwaltung nicht den Keim der Feudalität, weil ihr Land nur sehr vorübergehend von der Verfassung der Benefizialgesetze berührt worden war[3]. England sah sich also seit dem fünften Jahrhundert von denjenigen Lebensformen, welche im ganzen übrigen Europa das Übergewicht gewinnen sollten, ausgeschlossen.

In vorzüglichem Grade wußten dagegen die britorömischen Eorls den Abkömmlingen Wodans und Thors das Verlangen einzuflößen, die Gesamterbschaft der Kaiser des Landes anzutreten. Mit einigem Erstaunen sehen wir die gewandtesten, die stärksten angelsächsischen Fürsten sich

---

[1] In den ältesten angelsächsischen Urkunden kommt unter den Namen der Würdenträger eine große Anzahl britannischer vor. Kemble, a. a. O. Bd. I, S. 17.

[2] Sie selbst besaßen dessen Kunde aus bester Quelle, da Papinian an der Spitze der Verwaltung der Insel gestanden hatte. Palgrave, T. I, p. 322.

[3] Palgrave, a. a. O. T. I, p. 495 sqq.

mit den römischen Abzeichen der höchsten Gewalt umgeben, Denkmünzen mit dem Bilde der Wölfin und der Zwillinge prägen, die römischen Gesetze dem Gebrauche ihrer Untertanen anpassen, sich in der Unterhaltung vertrauter Beziehungen zum Hofe von Konstantinopel gefallen und einen doppelten Titel annehmen: den des bretwalda ihren angelsächsischen und britannischen Untertanen gegenüber, und den des basileus in ihren lateinisch geschriebenen Urkunden[1]. Dieser Ausdruck basileus, auf welchen die fränkischen, westgotischen und langobardischen Könige niemals Anspruch zu erheben wagten, verlieh den Herrschern, die ihn trugen, eine ganz besondere Stellung von Größe und Unabhängigkeit. Auf der Insel, wie auf dem Festlande begriff man seine Bedeutung vollkommen, wie denn Karl der Große, als er die Erbschaft Constantins VI. angetreten hatte, sich in einem Briefe an Egbert ganz ausdrücklich Kaiser der Christen des Ostens nannte und den Empfänger des Briefes mit dem Titel Kaiser der Christen des Westens begrüßte[2].

Die zwischen den Britorömern und den aus Jütland gekommenen germanischen Stämmen[3] bestehende Rassen-

[1] Palgrave, a. a. O. T. I, p. 420, 488, 563. Der Titel bretwalda führte, mindestens dem Namen nach, die Herrschaft über die unabhängigen britannischen Völkerschaften der Insel mit sich. Mehrere dieser Bevölkerungen, wie z. B. die von Cornwall, hatten im zehnten Jahrhundert einen Adel germanischer Abstammung. Palgrave, T. I, p. 411.

[2] Wilhelm der Eroberer trug noch den Titel basileus. Wie es scheint, war er der letzte englische Herrscher, der sich seiner bediente. Palgrave, a. a. O. T. II, p. CCCXIIII.

[3] Die Bezeichnung Angelsachsen, welche für die einer gewissen Zeit angehörigen Eroberer Englands im Gebrauche ist, bedingt nicht die Vorstellung, daß jene alle einem einzigen Volke angehört hätten. Sie hatten in ihren Reihen Waräger, Juthunger, thüringische Sachsen u. a. Kemble, a. a. O. Bd. I, S. 50 und Anhang. Die Musterung der Ortsnamen in England lehrt gleichfalls,

verwandtschaft trug mächtig dazu bei, jenen Ausgleich zwischen ihnen herbeizuführen, welcher sich seitens der Besiegten notgedrungen auf die Preisgabe der meisten vom Süden her eingeführten Einrichtungen und auf die Annahme der germanischen Ideen, seitens der Sieger dagegen auf gewisse Zugeständnisse an die Bedürfnisse einer Verwaltung gründete, die strenger und von kräftigerer Beschaffenheit war als die, deren leichtes Joch zu tragen sie sich seither gerühmt hatten[1]. Es setzten sich jetzt Einrichtungen fest, die noch sehr nahe mit dem skandinavischen Ursprung zusammenhingen. Der Landbesitz in der Form des Odals und des feudum, die ausschließliche Begründung der politischen Rechte auf den Grundbesitz, die Vorliebe für das Landleben, das allmähliche Aufgeben der meisten Städte[2], die Zunahme der Zahl der Dörfer und vor allem der einzelnen Meiereien, die feste Behauptung der Vorrechte des freien Mannes, der andauernde Einfluß der Repräsentativversammlungen, das waren ebenso viele Züge, in welchen der arische Geist sich zu erkennen gab und seine Beharrlichkeit bekundete, während Erscheinungen ganz entgegengesetzter Natur, die Vermehrung der Städte, die zunehmende Gleichgültigkeit in betreff der

---

daß, ebenso wie in Westeuropa, die verschiedensten Stämme mit ihren Kontingenten die Einfallsheere bildeten.

[1] Palgrave stützt sich sehr scharfsinnig auf die Verwandtschaft der Herkunft, die zu allen Zeiten zwischen den verschiedenen Schichten der Bewohner Englands existiert hat, und zieht daraus seine Folgerungen. A. a. O. T. I, p. 35.

[2] Kemble, Die Sachsen in England. Bd. II, S. 259 ff. Es begegnete den britannischen Städten Englands, was sich mit den keltischen in Germanien zugetragen hatte. Sie waren nicht reich genug und nicht von hinreichend starker Verfassung, um den feindlichen Einflüssen der Umgebung, in die sie sich versetzt fanden, Widerstand zu leisten. Allmählich wurden ihre römischen Einrichtungen germanisiert, und damit griff dann die ländliche Lebensweise bei ihnen um sich und löste allmählich ihren Bürgerstand auf oder gestaltete ihn doch um.

Anteilnahme an den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, die Abnahme der Zahl der völlig freien Männer auf dem Festlande die Fortschritte einer ganz anderen Weltanschauung bezeichneten.

Es ist nicht zu verwundern, daß die recht würdige Erscheinung des angelsächsischen Ceorl, welcher später der yeoman wurde, nach dem Sinne mehrerer neuerer Geschichtsschreiber war, die da glücklich sind, wenn sie ihn in seinem ländlichen Dasein frei sehen zu einer Zeit, wo seinesgleichen auf dem Festlande, der Karl, der Ariman, der bonus homo, bereits oft recht harte Verpflichtungen eingegangen war und fast jede Ähnlichkeit mit ihm verloren hatte. Aber wenn man sich auf den Standpunkt dieser Schriftsteller stellt, so muß man, um ganz gerecht zu sein, auch das ins Auge fassen, was für sie die üble Seite der Sache bedeuten muß. Da die Verfassung der mittleren Klassen unter den sächsischen Königen wie unter den ersten normännischen Herrschern nur das Ergebnis völlig abgeschlossener zusammenwirkender Rassenverhältnisse war, so erlaubte sie auch keinerlei Art von Vervollkommnung[1]. Die damalige englische Gesellschaft bildete mit ihren Vorzügen und mit ihren Übelständen ein vollkommenes Ganzes, das nur des Verfalles fähig war. Das individuelle Dasein war hier unbestreitbar weder ohne Würde noch ohne Reichtum, aber das fast völlige Fehlen des romanisierten Elementes ließ es ohne Glanz bleiben und hielt es dem fern, was wir unsere Zivilisation nennen. In dem Maße, wie die verschiedenen Mischungsteile der Bevölkerung sich verschmolzen, umwucherten die keltischen Elemente, welche auf dem britan-

---

[1] Und sie stand nicht sonderlich hoch. Die Leute aus dem Gefolge des Königs, die man in Gallien unter den Merowingern Antrustionen nannte, waren nicht befugt, Freigüter zu besitzen. Sogar ihre Waffen mußten nach ihrem Tode an ihren Führer zurückgehen. Kemble, a. a. O. Bd. I, S. 149.

nischen Untergrunde verblieben und stark mit finnischem Blut getränkt waren, ferner diejenigen, welche die angelsächsische Einwanderung in die Massen geworfen hatte, sowie diejenigen, welche die Einfälle der Dänen noch hinzubrachten, allmählich die germanischen, und wir dürfen nicht vergessen, daß, so reichlich diese letzteren auch sein mochten, sie doch durch die fortwährende Verbindung mit einem fremden Blute viel von ihrer Kraft verloren. Und zugleich schwand ihre Frische mit ihren Heldeneigenschaften dahin, ganz wie eine Frucht, die von Hand zu Hand geht, ihre Blume verliert und verwelkt, wenn sich auch ihr Fleisch erhält. Daher das Schauspiel, das England dem Europa des elften Jahrhunderts bot. Neben hervorragenden Vorzügen auf dem Gebiete des staatlichen Lebens eine schmähliche Dürftigkeit auf dem des Geistes; höchst entwickelte utilitaristische Instinkte, die bereits außerordentliche Reichtümer auf der Insel aufgehäuft hatten, aber keine Feinheit, keine Eleganz in den Sitten; Ceorls, glücklicher als die französischen Bauern, die Nachfolger der boni homines, aber völlige Sklaverei, und ziemlich harte Sklaverei, wie es sie anderwärts fast nicht mehr gab[1]. Eine Geistlichkeit, welche Unwissenheit und ein schlechter, gemein sinnlicher Lebenswandel langsam zur Ketzerei oder wenigstens zum Schisma führten; Herrscher, die, indem sie fortfuhren, ein großes Königreich zu regieren, wie sie vordem ihr Odal und ihren trustis regiert hatten, die Verwaltung der Rechtspflege, ohne sie zu übertragen,

---

[1] Palgrave, a. a. O. T. I, p. 21, 30. Kemble, Die Sachsen in England. Bd. I, S. 150 ff., 172 ff. Zur Zeit der normännischen Eroberung waren die Angelsachsen noch im ersten Stadium der Hörigkeit, über das man in Frankreich seit den letzten Merowingern hinausgekommen war. Der skandinavische thrael hieß in Großbritannien lazzus und laet, dió und theów, endlich wealh. Die beiden ersteren Namen bezeichnen die slawische Herkunft der wahrscheinlich aus Germanien eingeführten ersten Sklaven; der letzte die Britannier.

beibehalten hatten und sich das Hergeben ihres Siegels mit einer Pflichtverletzung, die sich als gesetzlich darstellte, bezahlen ließen[1]; endlich das Erlöschen aller großen reinen Rassen und die Thronbesteigung eines Bauernsohnes — das waren, zur Zeit der normännischen Eroberung, wenig erfreuliche Schatten, durch welche das Bild bedeutend entstellt wurde.

England hatte das Glück, daß ihm die Thronbesteigung Wilhelms, ohne ihm irgend etwas von dem, was es organisch Gutes hatte, zu nehmen[2], unter der Form einer gallo-skandinavischen Invasion eine beschränkte Anzahl romanisierter Elemente zuführte. Letztere wirkten dem Übergewicht des

---

[1] Palgrave, a. a. O. T. I, p. 651. Dieser Umstand muß gewissen Erpressungsweisen Wilhelms des Roten und Johanns ohne Land zur Erklärung und in etwa zur Rechtfertigung dienen. Diese Herrscher brachten nur alte angelsächsische Gebräuche zur Anwendung.

[2] Palgrave, a. a. O. T. I, p. 653. Diese Erklärung eines der gelehrtesten politischen Schriftsteller Englands verdient sicherlich vermerkt zu werden. Sie gründet sich tatsächlich auf entscheidende Erwägungen. Wilhelm rührte nicht an die Repräsentativverfassung; er schaffte sie nicht ab, im Jahre 1070 berief er selbst ein Parlament, witenagemot, in welchem die Sachsen nach der Regel des Gesetzes vertreten waren. Im Prozesse gegen den normännischen Grafen Odo und den Erzbischof Lanfranc von Canterbury fällte ein sächsischer Gerichtshof zu Pennenden Heath den Spruch, unter dem Vorsitze eines in der Kenntnis der Gesetze bewanderten englischen witan und Egilriks, Bischofs von Chichester. Endlich erklärte die Stadt Exeter Wilhelm, daß sie auf Grund ihrer Rechte ihm zwar den Tribut, gafol, im Betrage von achtzehn Pfund Silber bezahlen, daß sie ihm auch als Kriegssteuer den gesetzlich anzurechnenden Grundzins von fünf hydes Landes geben werde, daß sie sich ferner nicht weigere, die Einkünfte der zum Krongute gehörigen Häuser zu entrichten, daß die Bürger ihm aber nicht den Huldigungseid schuldeten, daß sie nicht seine Vasallen und nicht gezwungen wären, ihm den Eintritt in ihre Mauern zu gestatten. Diese Privilegien, welche Exeter mit Winchester, London, York und anderen Städten gemeinsam hatte, wurden durch die normännische Eroberung nicht beseitigt. Palgrave, a. a. O. p. 631.

germanischen Grundbestandes nicht in verderblicher Weise entgegen; sie nahmen ihm nicht seinen utilitaristischen Geist, seinen staatsmännischen Sinn, sie flößten ihm aber das ein, was ihm bis dahin gefehlt hatte, um an dem Wachstum der neuen Zivilisation inniger teilzunehmen. Mit dem Herzog der Normandie kamen französierte Bretonen, Leute aus Anjou, Maine, Burgund, kurz aus allen Teilen Frankreichs. Es waren dies ebenso viele Bande, welche England mit der allgemeinen Bewegung des Festlandes verknüpften und es aus der Isolierung herausrissen, in welche der Charakter seiner Rassenzusammensetzung es einschloß, indem es in einer Zeit, wo die übrige europäische Welt allmählich ihre germanische Art ablegte, allzu keltisch-sächsisch geblieben war.

Die Plantagenets und die Tudors beförderten diese Fortschritte in der Zivilisation, indem sie deren treibende Ursachen verbreiteten. Zu ihrer Zeit fand die Einführung des romanisierten Wesens nicht in gefährlichem Maße statt; sie traf die niederen Schichten des Volkes nicht ins Mark, sie wirkte vornehmlich auf die oberen, welche überall ununterbrochenen Einflüssen der Verkümmerung und des Hinschwindens unterworfen sind, und dies dort wie anderwärts waren. Es ist mit dem Eindringen einer zivilisierten, wiewohl verderbten Rasse in lebenskräftige, aber naturwüchsige Massen wie mit der Anwendung schwacher Dosen Giftes in der Medizin. Das Ergebnis kann nur heilsam sein. Und so vervollkommnete sich denn England langsam, veredelte seine Sitten, verfeinerte sein Äußeres einigermaßen, näherte sich der festländischen Gemeinschaft und gab doch zugleich, da es auch weiterhin vorwiegend germanisch blieb, der Feudalität niemals jene Richtung auf die knechtische Unterwürfigkeit, die ihr bei seinen Nachbarn aufgeprägt wurde[1]. Es erlaubte der königlichen Gewalt nie, gewisse

[1] Palgrave, a. a. O. T. I, p. VI: „Allen, with profound erudition, has shown how much of our monarchical theory is

durch die nationalen Instinkte festgesetzte Grenzen zu überschreiten, es begründete die Verfassung der Gemeindekörperschaften auf einen Plan, der mit den römischen Mustern wenig Ähnlichkeit hatte. Es hörte nicht auf, seinen Adel den niederen Klassen zugänglich zu erhalten und knüpfte vor allem die Vorrechte des Ranges nur an den Grundbesitz. Anderseits zeigte es sich bald für die geistigen Kenntnisse wieder wenig empfänglich, es verriet immer eine entschiedene Geringschätzung für das, was nicht irgendwie praktisch zu verwerten ist und befaßte sich zum großen Ärgernis der Italiener sehr wenig mit der Pflege der schönen Künste[1].

In der gesamten Menschheitsgeschichte findet sich kaum wieder eine Lage ähnlich der der Völker Großbritanniens vom zehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage. Wir haben anderwärts arische oder arianisierte Massen ihre Lebenskraft in Völker von abweichender Bildung hineintragen und sie mit Macht begaben sehen, während sie zugleich eine bereits hohe Kultur von ihnen empfingen, deren Fortentwicklung in einer neuen Richtung ihr Geist übernahm. Nie aber haben wir das Bild gehabt, daß diese auserlesenen Naturen in

---

derived, not from the ancient Germans but from the government of the Empire." Diese monarchische Theorie entwickelte sich nie kräftig, sie blieb immer ein ausländisches Gewächs und wurde vom nationalen Instinkte als solches behandelt, während sie sich auf dem Festlande zuletzt volles Heimatrecht erwarb und alles unterdrückte, was ihr Widerstand leistete. Alles in allem haben die Rechte der englischen Könige immer zwischen denen der verschiedenen Völker, der Römer, der Britannier und der Germanen, aber unter Überwiegen der letzteren, geschwankt. Palgrave, T. I, p. 627.

[1] Sharon Turner, History of the Anglo-Saxons. T. III, p. 389: „The anglo-saxon nation ... did not attain a general or striking eminence in litterature. But society wants other blessings besides these. The agencies that affected our ancestry took a different course. They impelled them towards that of political melioration, the great fountain of human improvement."

überlegener Anzahl auf einem engen Gebiete vereinigt waren und die Beimischung der Erfahrung nach auf einer höheren Stufe der Vervollkommnung, dem Range nach aber niedriger stehender Rassen nur in ganz bescheidenen Mengen empfingen. Diesen Ausnahmeverhältnissen haben die Engländer neben der Langsamkeit ihrer sozialen Entwicklung die Dauerhaftigkeit ihres Reiches zu verdanken. Sicherlich ist dies weder der glänzendste, noch der menschlichste, noch der edelste unter den europäischen Staaten gewesen, aber er ist noch heute der lebenskräftigste unter ihnen[1].

Dieser bedächtige und so ersprießliche Gang nahm indessen seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein schnelleres Tempo an.

Die Folgen der Religionskriege in Frankreich hatten dem vereinigten Königreiche einen neuen Zufluß französischer Elemente gebracht. Dieses Mal aber durften diese nicht wieder in die aristokratischen Klassen eindringen. Die überall zunehmende Wirkung der Handelsbeziehungen verwies einen Teil derselben in die Volksmassen, und das angelsächsische Blut litt ernstlich. Die Entstehung der gewaltigen Industrie verstärkte abermals diese Bewegung, indem sie Arbeiter aller möglichen nichtgermanischen Rassen, Irländer in Masse, Italiener, slawisierte oder stark mit dem keltischen Gepräge versehene Deutsche auf den Boden Englands rief.

Damals konnten die Engländer sich tatsächlich in die Sphäre der romanisierten Völker mit hineingezogen fühlen. Sie hörten auf, jene Mittelstellung so unerschütterlich zu behaupten, die sie ehedem der skandinavischen Gruppe mindestens ebenso nahe hielt als den südlichen Völkern und die sie im Mittelalter vor allem mit den Flamändern und Holländern, die ihnen in vieler Beziehung glichen, hatte

---

[1] Anm. des Herausgebers:
So glaubte man damals: heute ist wohl ein Fragezeichen hinter dieser Bemerkung erlaubt!

sympathisieren lassen. Von diesem Augenblicke an wurde Frankreich besser von ihnen verstanden. Sie wandten sich der Literatur, im künstlerischen Sinne des Wortes, mehr zu. Sie lernten den Reiz der klassischen Studien kennen, sie nahmen sie auf, wie man es jenseits des Kanals tat. Sie gewannen Geschmack an Statuen, an Bildern, an der Musik, und wiewohl seit langem hiermit vertraute und durch die Übung mit einem anspruchsvolleren Feingefühl begabte Geister sie anklagten, daß sie hier noch eine gewisse Roheit und Barbarei an den Tag legten, so wußten sie doch in dieser Art Arbeiten einen Ruhm zu ernten, den ihre Vorfahren weder gekannt noch geneidet hatten.

Die Einwanderung vom Festlande her dauerte an und nahm zu. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes sandte zahlreiche Bewohner unserer südlichen Provinzen in die britannischen Städte, die sich dort mit den Nachkommen der alten Flüchtlinge wieder vereinigten[1]. Die französische Revolution war nicht weniger einflußreich, nicht weniger verschwenderisch in diesem traurigen Sinne, und da, von dem ganz neuerdings gebildeten Strome, welcher jetzt einen Teil der Bevölkerung Irlands nach England hinüberführt, gar nicht zu reden, die übrigen Zuflüsse fremder Rassen sich unaufhörlich vermehrten, so entwickelten sich auch die dem germanischen Gefühl entgegengesetzten Instinkte in einer Gesellschaft unbegrenzt reichlich fort, die, vordem so geschlossen, so konsequent, so stark, so wenig literarisch gebildet, noch kurz zuvor die Geburt Byrons nicht ohne Schauder hätte erleben können[2].

---

[1] Weills Untersuchungen haben dargetan, daß mehr als hunderttausend französische Protestanten zu verschiedenen Zeiten in England eine Zuflucht gefunden haben.

[2] If . . . . . .
Of the great Poet-Sire of Italy
I dare to build the imitative rhyme,
Harsh Runic copy of the South's sublime.
(Byron, Dedication of the Prophecy of Dante.)

Die Umgestaltung ist sehr bemerkbar, sie geht sicheren Schrittes vorwärts und verrät sich auf tausenderlei Weise. Das englische Rechtssystem hat an Gediegenheit verloren, Reformatoren sind nicht weit, und die Pandekten sind ihr Ideal. Die Aristokratie findet Gegner, die Demokratie, vordem unbekannt, tritt mit Ansprüchen hervor, die nicht auf dem angelsächsischen Boden erfunden worden sind. Die Neuerungen, die Anklang finden, die Ideen, die aufkeimen, die auflösenden Kräfte, die sich organisieren, alles offenbart das Vorhandensein einer vom Festlande her eingeführten Ursache der Umgestaltung. England ist auf dem Wege, auch seinerseits in die Sphäre des Romanismus einzutreten.

Sechstes Kapitel

Letzte Entwicklungen der germanisch-römischen Gesellschaft

Kehren wir jetzt ins Reich Karls des Großen zurück, da dort ganz unbedingt die moderne Zivilisation entstehen muß. Die nicht romanisierten Germanen Skandinaviens, Norddeutschlands und der britannischen Inseln haben durch häufige Berührungen die Naivität ihres Wesens verloren, ihre Kraft ist fortan ohne Elastizität. Sie sind zu arm an Ideen, um eine große Fruchtbarkeit, und zumal, um eine große Mannigfaltigkeit in den Wirkungen zu erzielen. In den slawischen Ländern tritt zu diesem selben Übelstand noch die Bescheidenheit der allgemeinen Veranlagung hinzu, und dieser Grund der Unfähigkeit macht sich späterhin so stark bemerklich, daß, wenn einzelne unter ihnen in enge Beziehungen zu dem östlichen Römertum, zu dem griechischen Reiche, treten, nichts aus dieser Verbindung hervorgeht. Doch nein, ich irre mich: es gehen Kombinationen daraus hervor, die noch jämmerlicher sind als das byzantinische Kompromiß.

In die Provinzen des abendländischen Reiches also müssen wir uns versetzen, um dem ersten Auftreten unserer sozialen Formen beizuwohnen. Barbarentum und Römertum bestehen dort nicht mehr deutlich wahrnehmbar nebeneinander. Diese beiden Elemente des zukünftigen Lebens der Welt haben einander zu durchdringen begonnen, und wie

um die Vollendung der Aufgabe zu beschleunigen, ist die Arbeit geteilt und wieder geteilt worden. Sie wird nicht mehr im Gesamtbereiche der kaiserlichen Lande gemeinsam vollbracht. Rudimentäre Mischungen haben sich überall eiligst von der Hauptmasse losgelöst, sie bleiben in unsichere Grenzen eingeschlossen, sie schaffen ungefähre Nationalitäten. Der Hauptshaufe geht nach allen Seiten auseinander, die Verschmelzung verändert die Natur der verschiedenen in ihm gärenden Elemente.

Ist dies ein neues Schauspiel für den Leser dieses Buches? Keineswegs, aber es ist ein vollkommeneres Schauspiel von dem, was ihm bereits gezeigt worden ist. Das Aufgehen der starken Rassen in den Gesellschaften des Altertums hat in so entlegenen Zeiten und in den unsrigen so fernen Ländern stattgefunden, daß wir seine Phasen nur mit Schwierigkeit verfolgen können. Kaum vermögen wir auf solche zeitliche und örtliche Entfernungen, die durch die großen Gegensätze der geistigen Gewohnheiten, wie sie zwischen uns und den übrigen Gruppen bestehen, noch verstärkt werden, gelegentlich mehr als die Schlußkatastrophen zu begreifen. Die Geschichte, der eine unvollkommene Chronologie mangelhaft zur Seite steht, die oft in der Verkleidung mythischer Formen erscheint und durch Dolmetscher, Mittelsmänner, welche dem in Betracht kommenden Volke ebenso fremd sind wie uns selbst, entstellt wird, die Geschichte, sage ich, gibt weit weniger die Tatsachen als ihre Bilder wieder. Und dabei kommen uns diese Bilder noch durch eine Reihe von Strahlenbrechungen aus Spiegeln zu, deren Verkürzungen zu berichtigen manchmal schwierig ist.

Wenn es sich dagegen um die Zivilisation handelt, die uns angeht, welch ein Unterschied! Da sind es unsere Väter, die erzählen, und die erzählen, wie wir selbst es tun würden. Um ihre Berichte zu lesen, versetzen wir uns just an die Stelle, wo sie schrieben; wir brauchen nur die Augen auf-

zuschlagen, und wir überblicken den gesamten Schauplatz der Ereignisse, die sie beschrieben haben. Es ist uns um so leichter, recht zu verstehen, was sie uns sagen, und zu erraten, was sie uns verschweigen, als wir selbst die Produkte ihrer Werke sind. Und wenn wir eine Schwierigkeit darin finden, uns die Gesamtheit ihres Wirkens genau und richtig klar zu machen, es in seinen Entwicklungen zu verfolgen, in seinem inneren Zusammenhang nachzuerleben, in seinen Folgen richtig zu ergründen, so haben wir in unserer Unvollkommenheit, weit entfernt, dies dem Mangel an Nachrichten Schuld geben zu dürfen, vielmehr die verwirrende Fülle der Einzelheiten dafür verantwortlich zu machen. Wir erliegen fast unter dem Berge der Tatsachen. Unser Auge unterscheidet sie, sichtet sie, durchschaut sie nur mit äußerster Mühe, weil sie zu zahlreich und zu dicht sind, und während wir uns abquälen, sie zu ordnen, begehen wir unsere Hauptirrtümer und geraten auf falsche Wege.

Wir sind bei den Leiden und Freuden, bei den rühmlichen wie bei den demütigenden Ereignissen dieser Vergangenheit unserer Väter so unmittelbar beteiligt, daß wir Mühe haben, bei deren Studium jene kühle Leidenschaftslosigkeit zu bewahren, ohne die es doch keine Richtigkeit des Blickes gibt. Wenn wir in den carolingischen Capitularien, in den Urkunden der Feudalzeit, in den Verordnungen aus der Blütezeit der Verwaltung die ersten Spuren aller jener Grundsätze wiederfinden, welche heutzutage unsere Bewunderung erregen oder unseren Haß wecken, so wissen wir meist einen gewaltsamen Ausbruch unserer Persönlichkeit nicht zurückzudämmen.

Und doch dürfen wir an ein derartiges Studium nicht mit Leidenschaften der Zeit, nicht mit Sympathien oder Abneigungen des Tages herantreten. Wenn es uns auch nicht verwehrt ist, uns an den Bildern, die es bietet, zu erfreuen oder uns darüber zu betrüben, wenn auch das Los

der Menschen von ehedem die Menschen von heute nicht gleichgültig lassen darf, so müssen wir gleichwohl diese Aufwallungen des Herzens der rühmlicheren und würdigeren Erforschung des reinen Tatbestandes unterzuordnen wissen. Wer seinen liebsten Neigungen Schweigen gebietet, handelt nur gerecht und folglich menschenwürdiger. Nicht mehr nur eine Klasse, nicht mehr nur einige Namen interessieren uns alsdann, sondern die gesamte Menge der Toten. So wenden wir jenes unparteiische Mitleid, das alle jetzt und in Zukunft Lebenden zu erwecken berechtigt sind, auch den Taten derer zu, die nicht mehr sind, mögen sie nun die Krone der Könige, den Helm der Edelleute, den Hut der Bürger oder die Mütze der Proletarier getragen haben. Um es zu dieser Abgeklärtheit des Blickes zu bringen, gibt es kein anderes Mittel, als da, wo von unseren Vätern die Rede ist, ebenso kühl zu werden, als wir es bei der Beurteilung der uns weniger unmittelbar verwandten Zivilisationen sind. Dann erscheinen uns diese Ahnen — und damit ist bereits das wahre Maß der Dinge bestimmt — nur noch als die Vertreter einer Menschengruppe, die genau die Einwirkung derselben Gesetze erfahren und dieselben Phasen durchlaufen hat, welchen wir die übrigen heute toten oder im Sterben liegenden großen Gesellschaften unterworfen gesehen haben.

Nach allen in diesem Buche ausgeführten und festgehaltenen Grundgedanken muß die neue Zivilisation sich zunächst, in ihren ersten Formen, an den Punkten entwickeln, wo die Verschmelzung von Barbarentum und Römertum von seiten des ersteren die reinsten und von seiten des zweiten die am meisten mit hellenistischen durchsetzten Elemente enthält, da ja diese letztgenannten das eigentliche Grundwesen der Zivilisation der Kaiserzeit in sich schließen. In der Tat beherrschen vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhundert drei Gegenden geistig alle anderen: Oberitalien, der Mittelrhein und Nordfrankreich.

In Oberitalien hat das langobardische Blut ersichtlich eine Energie bewahrt, die zu verschiedenen Malen durch Einwanderungen von Franken wieder geweckt worden ist. Nachdem diese Bedingung einmal erfüllt, besitzt das Land die notwendige Lebenskraft, um seinen weiteren Geschicken in der rechten Weise zu entsprechen. Anderseits ist die einheimische Bevölkerung mit hellenistischen Elementen so stark durchsetzt, als man nur wünschen kann, und da sie im Verhältnis zur germanischen Ansiedlung sehr zahlreich ist, so muß die Verschmelzung sie bald zum Übergewicht führen. Die römische Gemeindeverfassung behauptet sich und entwickelt sich äußerst schnell. Die Städte, Mailand, Venedig und Florenz an ihrer Spitze, gewinnen eine Bedeutung, welche sie anderwärts noch auf lange Zeit nicht besitzen sollten. Ihre Verfassungen zeigten eine gewisse Vorliebe für den anspruchsvollen Absolutismus, wie er den Republiken des Altertums eigen war. Die Militärgewalt wird schwächer, das germanische Königtum ist nur ein dem Ganzen übergeworfener, durchsichtiger, leicht zerreißbarer Schleier. Bereits im zwölften Jahrhundert ist der Feudaladel fast völlig vernichtet, er besteht kaum noch im Zustande einer lokalen Tyrannis mit romanisiertem Charakter. Das Bürgertum setzt überall, wo es herrscht, ein Patriziat nach antiker Weise an seine Stelle. Das Kaiserrecht lebt wieder auf, die Geisteswissenschaften erscheinen wieder. Der Handel wird geachtet. Ein nie gekannter Glanz, eine nie gekannte Pracht umstrahlt den lombardischen Bund. Aber wir dürfen es nicht verkennen: das germanische Blut, bei allen diesen Völkern, die sich leidenschaftlich auf die Bahn einer Rückkehr zum Romanismus stürzen, instinktiv verwünscht und verfolgt, ist doch gerade das, was ihnen ihre Kraft verleiht und sie belebt. Es verliert mit jedem Tage an Boden, aber es besteht, und den Beweis dafür kann man in der andauernden Hartnäckigkeit erkennen, mit welcher das persönliche Recht selbst unter

den Geistlichen sich auf diesem Boden behauptet, der seine Verjünger so gierig aufzusaugen trachtet[1].

Zahlreiche Staaten nehmen sich, so gut sie können, wiewohl mit unzähligen Abstufungen, das lombardische Urbild zum Muster. Die schlecht vereinigten Provinzen des Königreichs Burgund, die Provence, sodann Languedoc und die Südschweiz gleichen ihm, ohne seinen Glanz zu besitzen. Im allgemeinen ist das germanische Element in diesen Gebieten zu stark geschwächt, um dem Römertum ebensolche Kräfte zu verleihen[2]. Im Zentrum und im Süden der italischen Halbinsel fehlt es fast ganz, und so sehen wir denn dort nur Unruhen ohne Ergebnis und Zuckungen ohne Größe. Da die germanischen Einfälle in diesen Ländern nur vorübergehend waren, so haben sie auch nur unvollkommene Resultate geliefert, nur in auflösendem Sinne gewirkt. Das Rassenchaos ist dadurch nur um so größer geworden. Zahlreich wiederkehrende Griechen und die sara-

---

[1] Sismondi, der in seiner Histoire des républiques italiennes die Rassenfragen gänzlich außer acht läßt, gibt mit einer um so auffallenderen Genauigkeit eine Menge von Nachweisungen über Rassenherkunft in dem hier bezeichneten Sinne. Das Beste aber, was man in dieser Beziehung lesen kann, ist das Gedicht eines Zeitgenossen, des Mönches Gunther (Ligurinus, sive de rebus gestis imperatoris Caesaris Friderici Primi Aug., cognomento Aënobarbi, libri X. Heydelbergae 1812. 8⁰). Dieses Gedicht findet sich auch in Sammlungen abgedruckt [u. a. in Mignes Patrologia Latina CCXII, p. 327—476]. Es schildert mit bewundерungswürdiger Treue, der es weder an Größe noch an Schönheit fehlt, den gewaltigen, unversöhnlichen Gegensatz der römischen und germanischen Gruppen. Vgl. auch Muratori, Script. rerum Italic.

[2] In allen diesen Ländern haben germanische Niederlassungen von sehr geringer Ausdehnung ihre Individualität bis auf unsere Tage behauptet. Der Republik San Marino und den Sette communi und Tredici communi in Ostitalien entsprechen die Deutschen am Monte Rosa und im Kanton Wallis. Ebenso findet man skandinavische Volkstrümmer in gewissen Teilen der kleineren Kantone.

zenischen Ansiedlungen sind nicht dazu angetan gewesen, dem abzuhelfen. Für einen Augenblick hat die Normannenherrschaft dem äußersten Süden der Halbinsel und Sizilien einen unerwarteten Wert verliehen. Leider aber versiegt dieser immer nur sehr kleine Strom bald, so daß sein Einfluß erlischt, und die Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen erschöpften seine letzten Zuflüsse.

Als das germanische Blut im fünfzehnten Jahrhundert seine immer weitere Teilung in den Massen Oberitaliens fast vollendet hatte, trat das Land in ein Stadium ähnlich dem, das Südgriechenland nach den Perserkriegen durchmachte. Es vertauschte seine politische Lebenskraft gegen eine gewaltige Entwicklung künstlerischer und literarischer Anlagen. In dieser Beziehung schwang es sich zu Höhen empor, welche das römische Italien, immer im Joche der Nachahmung der athenischen Muster, niemals erreicht hatte. Die dieser Vorgängerin fehlende Originalität wurde ihm in rühmlichem Maße zu eigen, aber dieser Triumph war ebenso wenig dauerhaft, als er es bei den Zeitgenossen Platons gewesen war: kaum währte sein Glanz, wie bei diesen, ein Jahrhundert, und als er erloschen war, begann der Todeskampf aller Anlagen von neuem. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert haben zu dem Ruhme Italiens nichts hinzugebracht, ihm aber sicherlich vieles genommen.

An den Ufern des Rheins und in den belgischen Provinzen wurden die römischen Elemente an Zahl von den germanischen übertroffen. Außerdem waren sie von Hause aus mehr durch das utilitaristische Wesen der keltischen Volkstrümmer beeinflußt, als es die einheimischen Massen Italiens sein konnten. Die Zivilisation jener Länder schlug eine den sie erzeugenden Ursachen entsprechende Richtung ein. Bei der Anwendung des Feudalrechts, die hier stattfand, zeigte sich das kaiserliche Benefizialsystem wenig mächtig. Die Bande, mit welchen es den Inhaber von Lehen an die

Krone knüpfte, waren immer sehr locker, während hingegen die unabhängigen Anschauungen der urgermanischen Gesetze sich hinlänglich behaupteten, um den Besitzern von Schlössern lange eine individuelle Freiheit zu erhalten, die sie anderswo nicht mehr hatten. Die Ritterschaft des Hennegaus und die der Pfalz verdienten bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein als die reichsten, die unabhängigsten und die stolzesten Europas genannt zu werden. Der Kaiser, ihr unmittelbarer Oberlehnsherr, hatte wenig Macht über sie, und die Fürsten zweiten Ranges, die in diesen Provinzen weit zahlreicher waren als anderswo, waren unfähig, ihnen den Nacken zu beugen. Die Fortschritte des Romanismus vollzogen sich gleichwohl, weil dieser zu weit reichte, um nicht auf die Dauer unwiderstehlich zu sein. Sie führten, wiewohl unter großen Schwierigkeiten, die unvollkommene Anerkennung der Hauptvorschriften des justinianischen Rechtes herbei. Damit verlor der Feudaladel die meisten seiner Vorrechte, aber er bewahrte immer noch so viele, daß der revolutionäre Ausbruch von 1793 in diesen Landen mehr zu nivellieren fand als in irgendeinem anderen. Ohne diese Verstärkung, ohne diese den einheimischen Oppositionsmächten von außen gebrachte Hilfe, würden die Reste der Feudalverfassung sich in den westlichen Kurfürstentümern noch lange verteidigt und ebensoviel Dauerhaftigkeit bewiesen haben wie in den übrigen Gegenden Deutschlands, wo erst diese letzten Jahre ihre Zerstörung vollendet haben.

Diesem Adel gegenüber, der nur so langsam unterliegen wollte, schuf die Bürgerschaft ihr Meisterwerk in der Errichtung des Gebäudes der Hansa, einer Verbindung keltischer und slawischer Ideen, in der letztere vorherrschten, die aber immer eine hinreichende Summe germanischer Kraft beseelte. Dieser Städtebund war durch den kaiserlichen Schutz gedeckt, lehnte sich aber nicht, wie die Städte Italiens, der Vormundschaft müde, bei jeder Gelegenheit gegen dieses

Joch auf. Er überließ seinen Herrschern gerne die Ehren der Oberhoheit und überwachte nur eifersüchtig die freie Verwaltung seiner Gemeindeinteressen und die Vorteile seines Handels. Hier gab es keine inneren Kämpfe, keine Hinneigung zum republikanischen Absolutismus, nur ein kurz entschlossenes Abwenden von überspannten Anschauungen, die in den Mauern der Hansestädte nur wie eine vorübergehende Erscheinung auftreten. Liebe zur Arbeit, Begierde nach Gewinn, wenig Leidenschaft, viel Vernünftigkeit, eine treue Anhänglichkeit an Freiheiten praktischer Natur, das ist so die Art dieser Städter. Sie verachteten weder die Wissenschaften, noch die Künste, nahmen an der Liebhaberei des Adels für die erzählende Poesie in primitiver, aber lebhafter Weise teil und fragten wenig nach der Schönheit. Ihr in der Hauptsache auf praktische Eroberungen gerichteter Geist zeigt nicht gerade die glänzenden Seiten des italienischen Genius in seinen verschiedenen Epochen. Gleichwohl verdankte ihnen die Spitzbogenarchitektur ihre schönsten Denkmäler. Die Kirchen und Rathäuser Flanderns und Westdeutschlands zeigen noch, daß dies die beliebteste und besonders vollkommen erfaßte Form der Kunst in diesen Gebieten war. Diese Form scheint unmittelbar dem innersten Wesen ihres Genius entsprochen zu haben, der sich von ihr kaum entfernen konnte, ohne seine Originalität zu verlieren.

Der von den Rheingegenden auf ganz Deutschland ausgeübte Einfluß war sehr bedeutend. Er erstreckte sich bis in den äußersten Norden. Die skandinavischen Königreiche erkannten lange in jenen Landen diejenige Schattierung der südlichen Zivilisation, die ihrem Wesen am nächsten kam und ihnen am meisten zusagte. Da im Osten, nach der Seite der österreichischen Herzogtümer, die Menge des germanischen Blutes schwächer, auch das keltische Blut weniger reichlich vertreten war und die slawischen und romanischen Bestandteile mehr und mehr einen überwiegenden Einfluß

ausübten, so wandte sich dort die Nachahmung frühzeitig Italien zu, ohne jedoch für die vom Rheine kommenden Beispiele, ja anderseits sogar für die slawischen Eingebungen unempfänglich zu sein. Die vom Hause Habsburg regierten Länder waren wesentlich ein Übergangsgebiet, wie die Schweiz, die auch, freilich in weniger verworrener Weise, ihre Aufmerksamkeit zwischen den rheinischen und den oberitalischen Mustern teilte. In den altschweizerischen Gebieten war der gemeinschaftliche Grenzpunkt dieser beiden geistigen Welten Zürich. Ich will hier zum Abschluß des Bildes wiederholen, daß England, solange es spezifisch germanischer verblieb, nachdem es die französischen Zuströme der normännischen Eroberung nahezu aufgesaugt und bevor die Einwanderungen der Protestanten angefangen hatten es uns näher zu bringen, am meisten zu den flamändischen und holländischen Formen hinneigte. Diese verbanden es geistig von weitem mit der rheinischen Gruppe.

Es käme nun das dritte Zivilisationszentrum, das seinen Brennpunkt in Paris hatte. In der Umgegend dieser Stadt hatten gewaltige fränkische Ansiedlungen stattgefunden. Die romanische Macht hatte sich dort aus keltischen Elementen gebildet, die zum mindesten ebenso zahlreich waren wie an den Rheinufern, aber weit stärker hellenisiert, und im ganzen genommen überbot sie die Einwirkung der Germanen durch das Gewicht ihrer Masse. Früh schon wichen die germanischen Ideen vor ihr zurück[1]. In den ältesten Gedichten des carolingischen Kreises sind die deutschen Helden meist

[1] Die letzten Spuren hiervon sind in den Garinromanen sichtbar. Man vergleiche hierüber die gelehrte Abhandlung von Paulin Paris in seiner Ausgabe eines Teiles des Gedichtes [Paris 1833] und einige von Edelestand du Méril zu Anfang der Mort de Garin [ebd. 1846] ausgesprochene Gedanken. Ferner ist zu vergleichen Dom Calmet, Histoire de Lorraine [3 voll. Nancy 1718 fol.]; Wassebourg, Antiquités de la Gaule belgique, livre III, p. 157.

vergessen oder in widerwärtigen Farben dargestellt, wie z. B. die Ritter von Mainz, während die Paladine des Westens, wie Roland und Olivier, oder selbst die des Südens, wie Gérard de Roussillon, in der allgemeinen Schätzung die ersten Stellen einnehmen. Die Überlieferungen des Nordens erscheinen nur noch mehr und mehr entstellt in römischer Gewandung.

Das in diesen Landen herrschende Feudalrecht entnimmt seinen Gehalt immer mehr den Vorstellungen des Kaisertums und schafft, indem es den Widerstand des gegnerischen Geistes mit unermüdlichem Eifer in die Enge treibt, eine über alles Maß hinausgehende Verworrenheit in den Standesverhältnissen der Personen. Es entwickelt einen Reichtum an Einschränkungen, Unterscheidungen und Verpflichtungen, von dem man weder in Deutschland, wo die Inhaberschaft der Lehen zwangloser, noch in Italien, wo sie mehr der Vormacht des Herrschers unterworfen war, eine Vorstellung hatte. Nur in Frankreich war es möglich, daß der König, der Oberlehnsherr aller, zugleich der Afterlehnsmann eines seiner Leute, und als solcher theoretisch bei Vermeidung eines Lehnsfrevels verpflichtet sein konnte, diesem gegen sich selbst zu dienen.

Aber alle diese Kompetenzstreitigkeiten mußten ihrer innersten Natur nach zum Siege der Vormacht des Königs führen, aus dem Grunde, weil ihre unaufhörliche Einwirkung die Hebung der niederen Klassen der Bevölkerung begünstigte und die Macht der ritterlichen Klassen vernichtete. Alles, was keine persönlichen oder Territorialrechte besaß, war berechtigt, solche zu erwerben, und umgekehrt sah alles, was beide in irgendwelchem Umfange hatte, sie allmählich sich vermindern[1]. In dieser für alle Welt kritischen Situation

---

[1] Guérard, Le Polyptique d'Irminon. T. I, p. 251: „Seit dem Ende des neunten Jahrhunderts werden die coloni und die lidi in den Frankreich betreffenden Urkunden immer seltener, und diese

kamen die Gegensätze und die Kämpfe mit außerordentlicher Heftigkeit zum Ausbruch und dauerten länger als anderswo, indem sie früher hervortraten als in Deutschland und später endeten als in Italien.

Die Klasse der freien Landwirte, der unabhängigen Kriegsmänner verschwand allmählich vor dem allgemeinen Bedürfnisse nach Schutz. Ebenso fand man immer weniger Ritter, die nur dem Könige gehorchten. Mit der Preisgabe eines Teiles seiner Rechte wollte und mußte ein jeder den Beistand eines Stärkeren erkaufen. Aus dieser allgemeinen Verkettung der Geschicke erwuchsen viele Übelstände für die Zeitgenossen und für ihre Nachkommen, ein unwiderstehliches Hinsteuern nach allgemeiner Gleichmachung[1].

Die Gemeinden erreichten niemals einen sonderlich hohen Grad von Macht. Selbst die großen Lehen mußten auf die

---

beiden Klassen von Personen verschwanden bald ganz. Sie werden zum Teil ersetzt durch die der colliberti, die nicht lange bestanden hat. Der Leibeigene seinerseits tritt weniger häufig auf, und der villanus, der rusticus, der homo potestatis treten an seine Stelle." Man ersieht hieraus, mit welcher Schnelligkeit solche sämtlich dem Romanismus günstige Veränderungen in dieser in Verschmelzung begriffenen Gesellschaft sich vollzogen. Vgl. auch ebd. T. I, p. 392.

[1] Die Auslassungen Palgraves über die Staatsverfassung Frankreichs während der ersten Zeit des Mittelalters sind zum großen Teile das Wahrste und Klarste, was über diesen scheinbar verworrenen Gegenstand geschrieben worden ist. Er zeigt vortrefflich, erstlich, daß der Gedanke, das damalige Frankreich nach seinem heutigen Umfange betrachten zu wollen, ein Irrtum ist, und daß keine Einrichtung aus jener Zeit darauf abzielen konnte, ein derartiges Ganze zu befriedigen, weil es nicht existierte. Zweitens tut er dar, daß die Gemeinden von heute niemals angefangen haben, weil die gallorömischen und gallofränkischen nie aufgehört haben. Palgrave, The Rise and Progress of the English Commonwealth. T. I, p. 494, 545 sqq. Vgl. auch C. Leber, Histoire du pouvoir municipal en France. Paris 1829. 8°. Ein vortreffliches Werk, das öfter hat herhalten müssen, als die Entlehner eingestanden haben. Raynouard, Histoire du droit municipal en France. Paris 1829. 2 voll. 8°. Ein durchaus romanistisches Buch.

Dauer abnehmen und zu bestehen aufhören. Große persönliche Unabhängigkeit, starke und stolze Individualitäten bedeuteten ebenso viele Regelwidrigkeiten, die früher oder später vor dem so natürlichen Widerwillen des Romanismus das Feld räumen mußten. Was am längsten bestand, war der Wirrwarr, die letzte Form des Protestes der germanischen Elemente. Die Könige, die instinktiven Führer der romanistischen Bewegung, hatten noch sehr viele Mühe, mit diesen äußersten Anstrengungen fertig zu werden. Allseitige furchtbare Zuckungen, allgemeinsame Schmerzen peinigten diese Heldenzeit. Niemand war damals sicher vor den schlimmsten Schlägen des Schicksals. Wie sollte man da nicht ein Körnchen Verachtung in sein Lächeln mischen, wenn man sieht, wie die sogenannte Philanthropie es in unseren Tagen für recht hält, die damaligen niederen Klassen zu bemitleiden, die zerstörten Hütten zu zählen und den Schaden der verheerten Ernten zu berechnen? Welch gesunder Menschenverstand, welche Wahrheit, welche Gerechtigkeit, die Verhältnisse des zehnten Jahrhunderts mit demselben Maße zu messen, wie die unsrigen! Als wenn es sich da um Ernten, Hütten und unzufriedene Bauern handelte! Wenn man Tränen übrig hat, so schuldet man sie der ganzen Gesellschaft, schuldet sie allen Klassen, ja der Gesamtheit der Menschen.

Aber wozu auch Tränen und Mitleid? Diese Zeit verlangt kein Erbarmen. Nicht dieses Gefühl erweckt ein sorgfältiges Lesen der Chroniken, mag man nun bei den ernsten, kriegerischen Blättern Villehardouins, bei den wunderbaren Berichten des Arragonesen Ramon Muntaner oder bei des Edlen Joinville heiteren, lebensfrohen und hochgemuten Erinnerungen verweilen, oder Abälards von der Leidenschaft diktierte Lebensbeschreibung, die mehr mönchisch ruhigen Aufzeichnungen Guiberts de Nogent, oder so viele andere reiz- und lebensvolle Schriften durchblättern, die

uns aus diesen Zeiten geblieben sind, die Phantasie wird in Erstaunen gesetzt durch den Aufwand an Herz, Geist und Kraft, der dort allseitig stattfindet. Oft mehr enthusiastisch als trocken vernünftig in seinen Anwendungen, ist das Denken von damals stets kraftvoll und gesund. Es erhält seine Eingebungen von einem Wissens-, einem Tatendrange ohne Grenzen, es läßt nichts, ohne daran zu rühren. Zur selben Zeit, wo solches Sinnen unerschöpfliche Kräfte hat, um den Krieg nach außen und im Inneren ohne Unterlaß zu nähren, wo es, halb getreu noch der Vorliebe der Franken für das Schwert, den Lärm der Waffen von Königreich zu Königreich, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Burg zu Burg unterhält, findet es noch Lust und Zeit, die Schätze der klassischen Literatur zu retten und sie in einer Weise durchzudenken, die von unserem Gesichtspunkte aus vielleicht irrig, ganz gewiß aber originell ist. Das ist unter allen Verhältnissen ein höchstes Verdienst, und in diesem besonderen Falle ein um so glänzenderes Verdienst, als wir es uns zu Nutzen gemacht haben und es die ganze Überlegenheit der modernen Zivilisation über das alte Römertum begründet. Letzteres hatte nichts erfunden, hatte nur, so gut es sich eben machte, aus allen Händen Errungenschaften und Erzeugnisse aufgegriffen, die übrigens durch den Einfluß der Zeit schon verblaßt waren. Wir, wir haben neue geistige Schöpfungen hervorgebracht, wir haben eine Zivilisation geschaffen, und dem Mittelalter verdanken wir dieses gewaltige Werk. Der in seinen Arbeiten so unermüdliche Feuereifer der Feudalzeit beschränkt sich nicht darauf, dem konservativen Geiste der Germanen möglichst treu zu bleiben, so weit das römische Vermächtnis in Frage kommt. Er greift auch wieder auf, er überarbeitet, was er von den Überlieferungen des Nordens und von den keltischen Sagen auffinden kann. Er bildet daraus die unbegrenzte Literatur seiner Dichtungen, seiner Romane, seiner

fabliaux, seiner chansons, was alles unvergleichlich sein würde, wenn die Schönheit der Form dem grenzenlosen Reichtum des Inhaltes entspräche. Ganz versessen auf gelehrte Streitigkeiten und Polemik, schärft er noch die bereits so spitzen Waffen der alexandrinischen Dialektik, erschöpft die theologischen Gegenstände, gewinnt ihnen neue Glaubensformeln ab, bringt auf allen Gebieten der Philosophie die kühnsten, mannhaftesten Geister hervor, erweitert die Naturwissenschaften, hebt die mathematischen und versenkt sich in die Tiefen der Algebra. Er schüttelt die Vorliebe für Hypothesen, in der sich der unfruchtbare Geist des Römertums gefallen hatte, nach Möglichkeit ab und empfindet bereits das Bedürfnis, mit Augen zu sehen und mit Händen zu berühren, ehe er sich äußert. Die geographischen Kenntnisse fördern diese Neigungen mächtig im einzelnen, und die kleinen Königreiche des dreizehnten Jahrhunderts, ohne materielle Hilfsquellen, ohne Geld, ohne jene nebensächlichen und kleinlichen Anspornungsmittel des Gewinnes und der Eitelkeit, die in unseren Tagen bei allem den Ausschlag geben, aber trunken von frommem Glauben und jugendlicher Wißbegierde, bringen es fertig, daheim Plan-Carpins, Maundevills und Marco Polos aufzutreiben und Schwärme von unerschrockenen Reisenden auf ihren Spuren nach den entlegensten Winkeln der Welt zu entsenden, die zu besuchen weder den Griechen noch den Römern je in den Sinn gekommen war.

Diese Zeit mag viel gelitten haben, ich gebe es zu. Ich will nicht untersuchen, ob ihre lebhafte Phantasie und ihre mangelhafte Statistik, und dazu die Glossen der Verachtung, die wir gern für alles empfinden, was nicht wir ist, ihre Nöte nicht merklich übertrieben haben. Ich will die Geißeln in dem ganzen Umfange gelten lassen, die man ihnen mit Recht oder mit Unrecht zugeschrieben hat und nur fragen, ob man wirklich auch bei den größten Heim-

suchungen sehr unglücklich sein kann, wenn man so voller Leben ist? Sah man irgendwo, daß der unterdrückte Hörige, der ausgeplünderte Adlige, der gefangene König jemals aus Verzweiflung ihre letzte Waffe gegen sich selbst gekehrt haben? Mir scheint, mit mehr Recht sind die entarteten Bastardvölker zu beklagen, die nichts lieben, nichts wollen, nichts können, nicht wissen, woran sie in der schwülen Muße einer sinkenden Zivilisation sich halten sollen und die dem Selbstmord eines Lebensmüden wie Apicius mit trauriger Nachsichtigkeit zuschauen.

Die besonderen germanisch-keltisch-römischen Mischungsverhältnisse bei den Völkern Nordfrankreichs führten auf schmerzensreichen, aber sicheren Wegen zugleich die Anhäufung und die Verkümmerung der Kräfte herbei und verschafften den verschiedenen politischen und geistigen Instinkten die Möglichkeit, sich auf ein Niveau zu erheben, das sich zwar nur in mittlerer Höhe erhielt, aber im allgemeinen doch hoch genug hinaufreichte, um sich die Sympathien der beiden anderen europäischen Zivilisationszentren zugleich zu gewinnen. Was Deutschland nicht besaß, und was sich in Italien in zu großer Fülle fand, wir hatten es in beschränkten Maßen, die es unseren nördlichen Nachbarn verständlich machten. Und anderseits bestachen gewisse, von uns stark vermilderte Produkte deutscher Herkunft die Leute des Südens, die diese zurückgewiesen haben würden, wenn sie ihnen in ursprünglicherem Zustande zugekommen wären. Diese Art Ausgleichung entwickelte das gewaltige Ansehen, zu dem man im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die französische Sprache bei den Völkern des Nordens wie bei denen des Südens, in Köln wie in Mailand, gelangen sah. Während die Minnesänger unsere Romane und Dichtungen übertrugen, schrieb Brunetto Latini, der Lehrer Dantes, französisch, und ebenso die Bearbeiter der Denkwürdigkeiten des Venetianers Marco Polo. Sie betrachteten unsere Sprache

als allein imstande, die neuen Kenntnisse, die sie weiter geben wollten, in ganz Europa zu verbreiten. Während dieser Zeit zogen die Schulen von Paris alles, was es in der Welt an gelehrten Männern und eifrigen Geistern gab, an sich. So war die Feudalzeit insbesondere für das Frankreich jenseits der Seine eine Periode des Ruhmes und der geistigen Größe, welche die Zwistigkeiten der Rassen, von denen sie heimgesucht war, in keiner Weise verdunkelten[1].

Aber die Ausbreitung des Königreichs der ersten Valois nach Süden zu hatte, indem sie den Einfluß des keltisch-römischen Elementes in bedeutendem Maße vermehrte, die große Schlacht vorbereitet und begann sie mit dem vierzehnten Jahrhundert, welche unter dem Deckmantel der englischen Kriege den germanisierten Elementen von neuem geliefert wurde[2]. Die Feudalgesetzgebung gestaltete die Verpflichtungen

---

[1] Im dreizehnten Jahrhundert verlangte man von einem vollendeten Ritter dieselben geistigen Vollkommenheiten, welche einstmals die Skandinavier ihren Jarls vorschrieben. Er mußte vor allem mehrere Sprachen und die Dichtungen, die ihnen Glanz verliehen, kennen. Guillaume de Nevers sprach mit gleicher Leichtigkeit das Burgundische, das Französische, das Flamändische und das Bretonische. In Deutschland ließ man für den Unterricht der adligen Kinder in der Sprache, die sie durchaus kennen mußten, französische Lehrer kommen. Die folgenden Verse aus Berte aux grands piés bestätigen diese Sitte:

„Tout droit à celui tems que je ci vous devis
Avoit une coustume ens el Tyois païs
Que tout li grant seignor, li conte et li marchis
Avoient, entour aus, gent françoise tous-dis
Pour aprendre françois leurs filles et leurs fils.
Li rois et la royne et Berte o le cler vis
Sorent près d'aussi bien le françois de Paris,
Com se il fussent nés el bour à Saint Denis
...François savoit Aliste. C'ert la fille à la Serve.“

Paulin Paris, Li Romans de Berte aux grans piés. Paris 1836. 12°. p. 10.

[2] Die Verschmelzung von Süd- und Nordfrankreich wurde durch die Rassenmischung, welche nach den Albigenserkriegen statt-

der Besitzer von Ländereien gegen das Königtum immer schwerer und schwerer, schmälerte ihre Rechte und erklärte bald mit voller Ehrlichkeit ihre Vorliebe für noch reiner römische Anschauungen. Die öffentlichen Sitten kamen dieser Tendenz zu Hilfe und brachten der Ritterschaft einen furchtbaren Schlag bei, indem sie die bei ihr selbst bis dahin in Geltung stehenden Ideen in betreff des Ehrenpunktes gegen sie umgestalteten.

Die Ehre hatte vordem den arischen Völkern eine Lehre von der Pflicht bedeutet, die sich sehr wohl mit der Würde des freien Kriegers vertrug, und war dies auch für die Engländer und sogar für die Deutschen annähernd noch geblieben. Man kann sich sogar fragen, ob der reichsunmittelbare Edelmann und der Vasall der Tudors unter diesem Worte Ehre nicht vor allem die oberste Verpflichtung verstanden, ihre persönlichen Vorrechte auch gegen die gewaltigsten Angriffe zu behaupten. Jedenfalls ließen sie es nicht gelten, daß sie sie irgend jemandem opfern dürften. An den französischen Edelmann hingegen wurde das Ansinnen gestellt, anzuerkennen, daß die strengen Verpflichtungen der Ehre ihn zwängen, seinem Könige alles zu opfern, seine Güter, seine Freiheit, seine Glieder, sein Leben. In einer unbedingten Hingebung bestand für ihn das Ideal seiner Eigenschaft als Adliger, und weil er adlig war, konnte kein Angriff von seiten des Königtums ihn vor der strengen Stimme seines Gewissens dieser unbegrenzten Selbstverleugnung entheben. Dieser Lehre, wie allen denjenigen, die sich zur Un-

---

fand, besiegelt. In einem zu Pamiers im Jahre 1212 abgehaltenen Parlamente erwirkte Simon de Monfort die Bestimmung, daß die Witwen und Erbtöchter adliger Lehen in den besiegten Provinzen während der folgenden zehn Jahre nur Franzosen sollten ehelichen dürfen. Daher denn die Verpflanzung einer großen Anzahl Familien aus der Picardie, Champagne und Touraine nach Languedoc und das Erlöschen vieler alter gotischer Häuser.

bedingtheit aufschwingen, fehlte es gewiß weder an Schönheit noch an Größe. Sie wurde noch verschönert durch den glänzendsten Mut, aber tatsächlich war sie doch nur eine germanische Okulierung auf kaiserlich römische Ideen. Will man ihr gründlich auf die Spur kommen, so lag ihre Quelle nicht weit von den semitischen Eingebungen, und der französische Adel mußte, indem er sie annahm, zuletzt in Gewohnheiten verfallen, die dicht an Servilismus grenzten.

Die allgemeine Stimmung ließ ihm keine Wahl. Das Königtum, die Gesetzeskundigen, das Bürgertum, das Volk dachten sich den Edelmann durch unauflösliche Bande jener Art ersonnener Ehre geweiht: der Grundbesitzer in Waffen war von jener Zeit ab nicht mehr die Grundlage des Staates, kaum noch seine Stütze. Er wurde in der Hauptsache mehr und mehr nur dessen Dekoration.

Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß, wenn er sich so herabwürdigen ließ, sein Blut eben nicht mehr rein genug war, um das Bewußtsein von dem Unrecht, das man ihm antat, in ihm zu wecken und ihm hinreichende Kräfte zum Widerstande zu liefern. Weniger romanisiert als der Bürgerstand, der es seinerseits wieder weniger war als das Volk, war er es gleichwohl in hohem Grade. Seine Taten bekundeten durch das Maß von Kraft, das man darin feststellen kann, das Verhältnis, in welchem er die Ursachen seiner ursprünglichen Rassenüberlegenheit noch besaß[1]. In

[1] Die Rassenzersetzung des französischen Adels hatte mit dem Tage begonnen, wo die germanischen leudes sich mit dem Blute der gallo-römischen leudes verbunden hatten; aber sie war schnell fortgeschritten, teilweise deshalb, weil die germanischen Krieger während der unaufhörlichen Kriege in großer Zahl dahingestorben waren, und weil häufige Revolutionen Männer von geringerer Herkunft an ihre Stelle gebracht hatten. Guérard stellt nach dem Zeugnisse einer Chronik (Gesta Consul. Andegav, 2) eines der Hauptstadien dieser Entartung folgendermaßen dar: „Inmitten der Unruhen und der Erschütterungen der Gesellschaft traten unter der Regierung Karls des Kahlen auf allen Seiten Emporkömm-

den Gegenden, wo die Hauptniederlassungen der Franken bestanden hatten, trat der Widerstand der Ritterschaft am rühmlichsten hervor. Jenseits der Loire gab es im allgemeinen keinen so beharrlichen Willen. Endlich, mit der Zeit, breitete sich, immer mit einzelnen Abschattierungen, ein Niveau von Unterwürfigkeit überall aus, und der Romanismus begann mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fast erkennbar wieder aufzutauchen.

Dieses Hervorbrechen der einstigen Grundelemente der Gesellschaft war gewaltig, außerordentlich. Der Romanismus bediente sich mit Macht der germanischen Verbindungen, die er glücklich gebändigt und gewissermaßen gegen sie selbst gekehrt hatte. Er verwandte sie, um die Schöpfungen, die sie vordem gemeinsam mit ihm hervorgebracht hatten, in Bresche zu schlagen. Er wollte Europa nach einem neuen, seinen Instinkten immer mehr entsprechenden Plane wieder aufbauen und trat mit diesem Anspruche kühn hervor.

Süd- und Mittelitalien zeigten sich jetzt annähernd auf gleicher Höhe wie die gesunkene Lombardei. Die Beziehungen, welche letzteres Land einige Jahrhunderte früher mit der Schweiz und Südfrankreich unterhalten hatte, waren stark gelockert. Die Schweiz neigte sich mehr den deutschen Rheinlanden, der Süden Frankreichs mehr den Provinzen des Zentrums zu. Und welches war das gemeinsame Band dieser Annäherungen? Das romanische Element, gewiß, aber in diesem zusammengesetzten Elemente spezieller das keltische Wesen, das auch seinerseits wieder auftauchte. Der Beweis hierfür liegt darin, daß, wenn der semitisierte Teil bei dieser Gelegenheit wirksam gewesen wäre, die Schweiz und Südfrankreich ihre alten Beziehungen zu Italien enger geknüpft haben würden, anstatt sie weniger innig zu gestalten.

---

linge auf. Kleine Vasallen warfen sich zu großen Lehensträgern und die öffentlichen Beamten des Königreichs zu fast unabhängigen Herren auf." A. a. O. T. I, p. 205.

Das gesamte Deutschland konzentrierte sich unter demselben keltischen Einflusse und zog seine einst so stark auf Vereinzelung hindrängenden Interessen enger zusammen. Das römisch-keltische Element fand kraft der alten Verwandtschaft bei seinem Wiederaufleben wenig Schwierigkeit darin, sich mit dem slawischen zu verbinden. Die skandinavischen Länder wurden aufmerksamer auf ein Land, das Zeit gehabt hatte, bereits hinlänglich bedeutende nichtgermanische Rassenbeziehungen mit ihnen anzuknüpfen. Über dieser allgemeinen engeren Annäherung verloren die Rheingegenden ihr Übergewicht, und es mußte notgedrungen so sein, da das keltische Wesen fortan dort die Vorhand hatte.

Etwas Plumpes und Gewöhnliches, das weder dem germanischen noch dem hellenisierten Blute eigen war, drang überall ein. Die Ritterpoesie verschwand aus den festen Burgen, die sich an den Ufern des Rheins hinziehen, sie wurde durch die witzelnden, unzüchtig gemeinen, schwerfällig grotesken Schöpfungen des städtischen Bürgertums ersetzt. Die Volksmassen fanden Gefallen an den Trivialitäten des Hans Sachs. Hier herrschte jener Witz, den wir so treffend gaieté gauloise nennen, und dessen vollkommenstes Muster zur selben Zeit Frankreich lieferte — wozu es in der Tat ein angeborenes Recht besaß —, indem es die von Rabelais, dem Giganten des Schwankes, zusammengetragenen Späße de haulte graisse zu Tage förderte.

Ganz Deutschland zeigte sich imstande, in dem neuen Stadium der Zivilisation, dessen Merkmal dieser krittelnde Humor war, mit den rheinischen Städten an Wert zu wetteifern. Sachsen, Bayern, Österreich, sogar Brandenburg sahen sich annähernd auf den gleichen Plan gerückt, während nach Süden zu, mit Burgund als Bindeglied, Gesamtfrankreich, an dessen Geist England allmählich Gefallen fand, sich in vollkommenerem Einklang der Gesinnung mit seinen nördlichen und westlichen Nachbarn

fühlte, von denen es damals ungefähr ebensoviel empfing als es ihnen gab.

Auch Spanien seinerseits wurde von dieser allgemeinen Angleichung der Instinkte, die im Begriffe war, alle Länder des Abendlandes zu erobern, miterfaßt. Bis dahin hatte dieses Land Darlehen von seinen nördlichen Nachbarn nur entnommen, um sie fast völlig umzugestalten — das einzige Mittel, um sie dem besonderen Geschmacke seiner so eigentümlich zusammengesetzten Bevölkerungen zugänglich zu machen. So lange das gotische Element nur einige nach außen hin kundgegebene Kraft besessen hatte, waren die Berührungen der Iberischen Halbinsel mit England, mochten sie auch immer auf ein bescheidenes Maß beschränkt bleiben, doch zum mindesten ebenso häufig gewesen als die mit Frankreich. Als im sechzehnten Jahrhundert das romanisch-semitische Element Macht gewann, verstanden sich die Königreiche Ferdinands am besten mit Italien, und zwar Süditalien, wiewohl sie durch das Bindeglied Roussillon auch mit uns zusammenhingen. Da Spanien nur einen ziemlich leichten Anflug von keltischer Art hatte, so faßte jene Gattung trivialer Geistreichigkeit, wie sie bei der Bourgeoisie des Nordens herrschte, auf dieser wie auf der anderen Halbinsel nur schwer Fuß. Indessen trat sie doch immerhin dort auf, aber mit einer ganz semitischen Dosis Lebendigkeit und Üppigkeit, mit einem aus jenem Boden erwachsenden Schwunge, der zwar nicht die nervige Kraft der germanischen Barbarei war, aber in seiner Art afrikanischer Enthusiasmus doch noch sehr gewaltige Dinge hervorbrachte. Trotz dieser Reste von Originalität merkt man wohl, daß Spanien den besten Teil seiner gotischen Kräfte verloren hatte, daß es, wie alle anderen Länder, durch die bloße Tatsache des Hervortretens aus seiner Vereinsamung dem Einflusse des neugestärkten Römergeistes verfiel.

Bei dieser „Renaissance", wie man sie mit Recht genannt

hat, bei dieser Wiederauferstehung des römischen Grund-
bestandes, zeigten sich die politischen Instinkte Europas desto
geschmeidiger, je mehr die Völker, zu denen man gelangte,
sich von den germanischen Grundtrieben losgesagt hatten,
und so findet man denn hier weniger Abstufungen in den
Standesverhältnissen der Personen, eine größere Konzen-
tration der Regierungskräfte, mehr Muße für die Untertanen,
eine ausschließlichere Fürsorge für Wohlbefinden und Luxus
und folglich mehr Zivilisation nach der neuen Mode. Die
Kulturzentren verschoben sich also. Italien, als Ganzes,
wurde noch einmal als das Urbild anerkannt, nach dem man
sich zu richten streben mußte. Rom stieg wieder zum ersten
Range empor. Köln, Mainz, Trier, Straßburg, Lüttich,
Gent, selbst Paris, alle diese vordem so bewunderten Städte
mußten sich mit der Rolle mehr oder minder glücklicher Nach-
ahmer begnügen. Man schwur nur noch auf Lateiner und
Griechen, letztere natürlich auf lateinische Manier verstan-
den. Für alles, was aus diesem Kreise heraustrat, hatte man
nur einen immer zunehmenden Widerwillen, man wollte
weder in der Philosophie, noch in der Poesie, noch in den
Künsten mehr etwas anerkennen, was germanische Form
oder Farbe trug. Es war ein unerbittlicher, gewaltsamer
Kreuzzug gegen alles, was seit tausend Jahren geschehen
war. Kaum das Christentum wurde verschont.

Wenn es aber Italien, dank seinen Beispielen, gelang,
sich während einiger Jahre, während deren es sich erst
um ein Wirken in der Sphäre des Geistes handelte, an
der Spitze dieser Umwälzungen zu behaupten, so entging
ihm dieser Vorrang, sobald die unvermeidliche Konsequenz
des menschlichen Geistes vom rein abstrakten Gebiet auf das
der sozialen Wirklichkeit überzutreten verlangte. Dieses so
gepriesene Italien war wieder allzu römisch geworden, um
auch nur der römischen Sache dienen zu können. Es versank
alsbald in eine Nichtigkeit, ähnlich der des vierten Jahr-

hunderts, und Frankreich, seine nächste Verwandte, führte nach dem Rechte der Geburt die Aufgabe fort, die seine ältere Schwester nicht vollenden konnte. Im Verfolg dieses Werkes verfuhr Frankreich mit einem Feuer, das ihm allein zu Gebote stand. Es brachte an leitender Stelle die Aufsaugung der hohen sozialen Stellungen durch ein ungeheures Chaos aller der Rassenelemente, die ihr Mangel an Zusammenhang und ihre Zerklüftung ihm wehrlos preisgaben, zustande. Das Zeitalter der Gleichheit war für den größten Teil der Völker Europas wiedergekehrt; die übrigen sollten hinfort nicht aufhören, nach Kräften demselben Ziele zuzustreben, und das so schnell, als die physische Verfassung der verschiedenen Gruppen es erlauben wollte. Dies ist der Zustand, in welchem wir heute angelangt sind[1].

Die politischen Bestrebungen würden nicht ausreichen, um diese Situation zuverlässig zu charakterisieren, sie könnten zur Not als von kurzer Dauer und aus Nebenursachen erwachsend betrachtet werden. Aber abgesehen davon, daß es wohl kaum angeht, der bleibenden Richtung der Ideen während fünf bis sechs Jahrhunderten eine nur vorübergehende Bedeutung beizumessen, finden wir auch noch fernere Merkmale der zukünftigen Vereinigung der abendländischen Völker zu einem neuen Römertum in der zunehmenden Ähn-

[1] Amédée Thierry, Histoire de la Gaule sous l'administration romaine. T. I, Introd. p. 347. „Wir selbst, wir Europäer des neunzehnten Jahrhunderts, welche Sprachen sprechen wir zumeist? Welchen Stempel trägt der Geist unserer Literatur? Wer hat uns unsere Kunsttheorien geliefert? Welches Rechtssystem ist in unseren Gesetzbüchern niedergeschrieben oder läßt sich im Kern unserer Landrechte auffinden? Endlich, welches ist unser aller Religion? Die Antwort auf diese Fragen beweist uns die Lebenskraft jener römischen Einrichtungen, deren Gepräge wir noch nach fünfzehn Jahrhunderten tragen, ein Gepräge, das, anstatt sich durch die modernen Einflüsse zu verwischen, in gewissem Sinne nur um so klarer und um so auffallender hervortritt, je mehr wir uns von der Barbarei der Feudalzeit frei machen."

lichkeit aller ihrer literarischen und wissenschaftlichen Schöpfungen, und vor allem in der eigentümlichen Art, wie sie ihre Sprachen entwickelt haben.

Die einen wie die anderen begeben sich, soweit möglich, ihrer Originalbestandteile und nähern sich einander an. Das Altspanische ist für einen Franzosen oder Italiener unverständlich, das Neuspanische bietet ihnen in seinem Wortschatze fast keine Schwierigkeiten mehr. Die Sprache Petrarcas und Dantes überläßt die nichtrömischen Wörter und Formen den Dialekten und hat auf den ersten Blick keine Dunkelheiten mehr für uns. Wir selbst, vordem so reich an altdeutschen Wörtern, haben sie preisgegeben, und wenn wir ohne sonderlich viel Widerstreben englische Ausdrücke aufnehmen, so kommt das daher, weil sie zum größeren Teil von uns herrühren oder einem keltischen Stamme angehören. Bei unseren Nachbarn jenseits des Kanals schreitet die Ächtung der angelsächsischen Elemente schnell voran, das Wörterbuch verliert solche alle Tage. Am auffallendsten aber und auf den seltsamsten Wegen vollzieht sich diese Umwandlung in Deutschland.

Schon sind, vermöge einer Bewegung, die der in Italien beobachteten entspricht, die die meisten germanischen Bestandteile enthaltenden Dialekte, wie z. B. das Friesische und das Bernische, unter die der Mehrheit unverständlichsten verwiesen. Die meisten Provinzialsprachen, reich an kymrischen Elementen, nähern sich mehr der gebräuchlichen Mundart. Letztere, bekannt unter dem Namen Neuhochdeutsch, hat in ihrem Wortschatze verhältnismäßig wenig Ähnlichkeit mit dem Gotischen oder mit den altnordischen Sprachen, dagegen immer engere Verwandtschaften mit dem Keltischen. Hie und da mischt sie auch Entlehnungen aus dem Slawischen mit hinein. Aber vor allem neigt sie sich dem Keltischen zu, und da sie nicht leicht Überreste aus dessen ältester Zeit im modernen Sprachgebrauch wieder auffinden kann, so nähert

sie sich mit Gewalt derjenigen Sprachzusammensetzung, die ihm am nächsten steht, das heißt dem Französischen. Sie entnimmt ihm ohne ersichtliche Notwendigkeit Reihen von Wörtern, für die sie ohne Schwierigkeit Ersatz in ihren eigenen Beständen finden könnte. Sie bemächtigt sich ganzer Phrasen, die im Verlauf der Rede den wunderlichsten Eindruck hervorbringen, und ihren grammatikalischen Gesetzen zum Trotz, deren ursprüngliche Elastizität sie übrigens gleichfalls einzuschränken trachtet, um sich unseren strengeren und steiferen Formen anzunähern, romanisiert sie sich auf allen Wegen, die sie sich nur bahnen kann. Aber sie romanisiert sich nach der am meisten in ihrem Bereiche liegenden keltischen Schattierung, während das Französische nun wieder nach Kräften auf der südlichen besteht und nicht weniger Schritte auf das Italienische zu macht, als letzteres zu ihm hin.

Bis hierher habe ich keinerlei Bedenken darin gefunden, das Wort Romanismus zu gebrauchen, um den Zustand anzudeuten, zu welchem die Völker Westeuropas zurückzukehren im Begriffe sind. Um indessen meinen Sinn noch genauer zu bezeichnen, muß ich hinzufügen, daß man unter diesem Ausdruck mit Unrecht einen Zustand verstehen würde, der mit dem irgendeiner Epoche der altrömischen Welt völlig übereinstimmte. Ebenso wie ich mich bei der Würdigung dieser letzteren der Worte semitisch und hellenistisch bedient habe, um annähernd die Art der Mischungen festzustellen, an denen sie besonders reich war, dabei aber mich dagegen verwahrte, als handle es sich um Rassenmischungen, ganz gleich denen, die vordem in der assyrischen Welt und im Bereich der syrisch-mazedonischen Gebiete vorgekommen waren, so darf man auch hier nicht vergessen, daß das neue Römertum Rassenschattierungen besitzt, die ihm speziell eigen sind, und folglich Fähigkeiten entwickelt, die dem alten unbekannt waren. Ein durchaus identischer Untergrund, ein noch größerer Wirrwarr, eine zunehmende Angleichung aller

besonderen Anlagen infolge der außerordentlichen Teilung und Wiederteilung der ursprünglich verschiedenen Gruppen, das ist das den beiden Zuständen Gemeinsame und das, was unsere Gesellschaften mit jedem Tage mehr zur Nachahmung der Welt der Kaiserzeit zurückführt. Was uns aber, in diesem Augenblicke wenigstens, eigen ist und was den Unterschied schafft, ist das, daß in der Gärung der Grundbestandteile unseres Blutes noch viel germanische Überreste mitwirken, und das in ganz besonderer Weise, je nachdem man sie im Norden oder im Süden beobachtet: hier, bei den Provençalen, in auflösender Quantität, dort hingegen, bei den Schweden, mit einem Rest von Energie, der die ausgesprochene Verfallsbewegung aufhält.

Diese von Süden nach Norden fortwirkende Bewegung hat die Massen der italischen Halbinsel bereits seit zwei Jahrhunderten zu einem Zustande geführt, der dem ihrer Vorgänger aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, bis auf gewisse Einzelheiten, sehr nahe kommt. Das Oberland mit Ausnahme gewisser Teile Piemonts unterscheidet sich wenig davon. Spanien, das mit unmittelbaren semitischen Elementen gesättigt ist, besitzt für seine Rassen eine Art verhältnismäßiger Einheitlichkeit, welche das Rassendurcheinander weniger offenkundig macht, aber doch weit entfernt ist, den männlichen oder utilitaristischen Anlagen das Übergewicht zu verleihen. Unsere französischen Südprovinzen sind null und nichtig geworden, die des Zentrums und des Ostens samt der südwestlichen Schweiz zwischen dem Einflusse des Südens und dem des Nordens geteilt. Die österreichische Monarchie hält, so gut sie kann, und mit einer Erkenntnis der Situation, die man wissenschaftlich nennen könnte, das Übergewicht der ihr unterstellten deutschen Elemente über ihre slawischen Bevölkerungen aufrecht. Griechenland und die europäische Türkei, ohne Kräfte gegenüber dem abendländischen Europa, verdanken der trägen Nach-

barschaft Kleinasiens einen Rest verhältnismäßiger Energie, welche auf das Eindringen des germanischen Elementes, das das Mittelalter zu wiederholten Malen dort hingebracht hat, zurückzuführen ist. Dasselbe kann man von den kleinen Donaustaaten sagen, mit dem Unterschiede, daß letztere das Wenige von arischen Beimischungen, das sie noch zu beleben scheint, einer weit älteren Zeit verdanken, und daß bei ihnen der Rassenwirrwarr in seiner schmerzlichsten Periode angelangt ist. Dem Russischen Reiche, einem Übergangslande zwischen den gelben Rassen, den semitisierten und romanisierten Völkern des Südens und Deutschland, fehlt es in der Hauptsache an Gleichartigkeit. Es hat immer nur eine zu schwache Zufuhr von der edlen Art empfangen und kann sich nur zur unvollkommenen Aneignung von Entlehnungen aufschwingen, die es auf allen Seiten, bei der hellenistischen, wie bei der italischen, wie bei der französischen Schattierung, wie endlich bei dem deutschen Geiste, vorgenommen hat. Und selbst diese Aneignung ist bei den Massen des Volkes nicht über die Oberfläche hinausgedrungen.

Preußen, in seinem heutigen Umfange genommen, besitzt mehr germanische Hilfsquellen als Österreich, aber in seinem Kerne steht es letzterem Lande nach, zu dessen Gunsten die stark arianisierte Gruppe der Magyaren die Waage sinken macht, nicht nach dem Maße der Zivilisation, wohl aber nach dem der Lebenskraft, und einzig darum handelt es sich ja in diesem Buche, das kann man nicht genug beherzigen.

Alles in allem sehen wir die größte Fülle von Leben, die bedeutendste Masse von Kräften heutigentages in aussichtslosem Kampfe gegen den unfehlbaren Triumph des Römertums in jener Reihe von Gebieten vereinigt, welche von einer Ideallinie eingefaßt werden, die von Torneå ausgeht, Dänemark und Hannover einbegreift, den Rhein in geringer Entfernung von seinem rechten Ufer bis nach Basel hinaufläuft, um Elsaß und Oberlothringen herumzieht, den

Lauf der Seine umschließt, ihr bis zu ihrer Mündung folgt, sich bis nach Großbritannien ausdehnt und im Westen wieder auf Island trifft[1].

In diesem Kreise leben die letzten Trümmer des arisch-germanischen Elementes fort, freilich sehr verunstaltet, sehr bloßgestellt, sehr verblaßt, aber doch noch nicht völlig besiegt. Dort auch schlägt das Herz der modernen Gesellschaft und folglich der modernen Zivilisation. Diese Lage der Dinge ist bis jetzt noch nie untersucht, erklärt und begriffen worden, gleichwohl aber wird sie von dem allgemeinen Bewußtsein lebhaft empfunden. Sie wird es so sehr, daß viele Denker sie instinktiv zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen über die Zukunft machen. Sie sehen den Tag voraus, wo die eisigen Schauer des Todes die Länder, die uns die bevorzugtesten, die blühendsten scheinen, erfaßt haben werden. Und da sie sich sogar vielleicht diese Katastrophe näher denken als sie sein wird, so suchen sie darum nach der Zufluchtsstätte, wo die Menschheit nach ihrem Wunsche mit neuem Leben neuen Glanz gewinnen könne. Die gegenwärtigen Erfolge eines der in Amerika gelegenen Staaten scheinen ihnen die

---

[1] Um die hier ausgesprochene Ansicht in ihrem richtigen Sinne zu begreifen, muß man sich erinnern, daß nur von einer annähernd bezeichneten Masse die Rede ist. Mehr oder minder wohl erhaltene arische Trümmer finden sich noch auf allen Wegelinien, die die germanischen Rassen verfolgt haben. Ebenso wie man ganz geringe Spuren davon in Spanien, in Italien, in der Schweiz, überhaupt überall da, wo die Bodengestalt die Bildung und Erhaltung dieser Niederlassungen begünstigte, beobachten kann, ebenso finden sich solche noch in Tirol, in Siebenbürgen, in den albanischen Gebirgen, im Kaukasus, im Hindu-Kusch, ja selbst in den entlegensten östlichen Hochtälern Tibets. Es würde sogar unbedacht sein zu behaupten, daß man nicht noch einige in Hochasien entdecken könne. Aber es sind meist bereits stark verwischte, ohnmächtige, kaum wahrnehmbare Typen, welche vor einem fast augenblicklichen Verschwinden nur durch den Stillstand gerettet werden, in dem sie sich behaupten, und der sie zum Glück vor jeder Berührung bewahrt.

so notwendige Ära zu weissagen. Die Welt des Westens, das ist der ungeheure Schauplatz, auf welchem nach ihrem Wähnen Völker aufblühen sollen, die als Erben der Erfahrung aller vergangenen Zivilisationen die unsrige hiermit bereichern und Werke vollbringen werden, wie sie die Welt bisher nur hat träumen können.

Prüfen wir diese Annahme mit all dem Interesse, das sie verdient. Wir werden aus einer gründlichen Untersuchung der verschiedenen Rassen, welche die Länder Amerikas bevölkern und bevölkert haben, die entscheidendsten Motive gewinnen, sie anzunehmen oder zu verwerfen.

Siebentes Kapitel

Die Eingeborenen Amerikas

Im Jahre 1829 hielt sich Cuvier nicht für genügend unterrichtet, um eine Ansicht über die Rassenbeschaffenheit der Eingeborenenvölker Amerikas zu äußern, und er überging sie bei seinen Benennungen. Die seitdem gesammelten Tatsachen gestatten ein kühneres Auftreten. Zahlreich werden sie beweiskräftig, und wenn auch keine eine gänzliche Gewißheit, eine durchaus unwidersprechliche Erhärtung bringt, so verstatten sie in ihrer Gesamtheit doch die Annahme gewisser völlig zuverlässiger Grundlagen.

Man wird fortan keinen Ethnologen von nur einigen Kenntnissen mehr finden, der behaupten könnte, daß die Eingeborenen Amerikas eine reine Rasse bildeten, und der die Bezeichnung der roten Varietät auf sie anwendete. Vom Pol bis zum Feuerland fehlt von allen Schattierungen der menschlichen Farbe, bis auf das entschiedene Schwarz des Kongonegers und das Weißrot des Engländers, keine einzige, vielmehr beobachtet man außer diesen beiden Arten der Fleischfarbe Spezimina sämtlicher anderen[1]. Die Eingeborenen erscheinen, je nach ihrer Nation, olivenbraun, dunkelbraun, bronzefarbig, blaßgelb, kupfergelb, rot, weiß, braun usw. Ihre Gestalt wechselt nicht weniger. Zwischen dem nicht

[1] A. d'Orbigny, L'homme américain. T. I, p. 71 sqq.

eben riesenhaften, aber hohen Wuchs des Patagoniers und der Kleinheit der Changos gibt es die mannigfachsten Maße. Die Körperproportionen zeigen dieselben Unterschiede. Einige Völker haben einen sehr langen Oberkörper, wie die Stämme der Pampas, andere einen kurzen und breiten wie die Bewohner der peruanischen Anden[1]. Ebenso ist es mit der Form und dem Umfang des Kopfes. So bietet die Anatomie kein Mittel, unter den amerikanischen Völkern einen einzigen Typus festzustellen.

Wenden wir uns an die Sprachwissenschaft, so erhalten wir das gleiche Ergebnis. Doch müssen wir hier noch genauer zusehen. Die große Mehrzahl der Mundarten besitzt nach der Seite des Wortschatzes eine unbestreitbare Originalität. Unter diesem Gesichtspunkte sind sie alle einander fremd, aber das grammatikalische System bleibt überall das gleiche. Wir bemerken hier den hervorstechenden Zug eines gemeinsamen Hanges, die Worte zu agglutinieren, aus mehreren Sätzen nur ein einziges Wort zu bilden — eine Anlage, die gewiß sehr eigentümlich, sehr merkwürdig ist, aber doch um so weniger hinreicht, den amerikanischen Rassen Einheitlichkeit zu gewinnen, als die Regel nicht ohne Ausnahmen ist. Man kann ihr das in Neuspanien sehr verbreitete Othomi gegenüberstellen, das durch seinen völlig monosyllabischen Bau von den auf Verschmelzung gerichteten Tendenzen der Mundarten seiner Umgebung schroff absticht[2]. Vielleicht wird man noch auf fernere Beweise dafür

---

[1] Ich habe an einer anderen Stelle gesagt, daß man die außerordentliche Entwicklung des Oberkörpers bei den Kitschuas, von der hier die Rede ist, aus der Höhe der Gebirgskette, in der sie wohnen, zu erklären gesucht hat, und gezeigt, aus welchen Gründen die Hypothese unannehmbar sei. Bd. I, S. 154. Hier noch ein Grund anderer Art: die Umanas, welche in den längs des oberen Laufes des Amazonenstromes sich hinziehenden Ebenen ansässig sind, haben denselben Bau wie die bergbewohnenden Kitschuas. Martius und Spix, Reise in Brasilien. Bd. III, S. 1255.

[2] Prescott, History of the conquest of Mexico. T. III, p. 245.

treffen, daß die Syntax sämtlicher amerikanischen Sprachen nicht von einem und demselben Typus herstammt, noch auch gleichförmig aus einem und demselben Prinzip erwachsen ist[1].

Es ist also nicht mehr möglich, eine angebliche rote Rasse unter die Hauptklassen der Menschheit einzureihen, welche offenbar nur im Zustande einer Rassenschattierung, als Ergebnis gewisser Blutverbindungen existiert und daher nur als eine Unterart aufgefaßt werden kann. Schließen wir also, wie Flourens, und bereits vor ihm Garnot, daß es in Amerika keine von den Bewohnern der übrigen Erde verschiedene eingeborene Familie gibt.

Die also vereinfachte Frage bleibt darum doch noch immer höchst verwickelt. Wenn wir die Gewißheit erlangt haben, daß die Völker der Neuen Welt keine Rasse für sich bilden, so steigen doch nun tausenderlei Zweifel auf, wie sie mit den bekannten Typen der Alten Welt in Verbindung gebracht werden sollen. Ich will versuchen, dieses Dunkel, so gut es mir möglich ist, aufzuhellen, und um dies zu erreichen, die Methode, deren ich mich soeben bediente, umkehren und erwägen, ob neben den tiefen Verschiedenheiten, welche sich der Anerkennung einer besonderen Einheit für die amerikanischen Völker entgegenstellen, nicht auch Ähnlichkeiten vorliegen, die auf das Vorhandensein eines oder mehrerer gleichartiger Rassenbestandteile in ihrem Organismus hindeuten. Ich brauche sicherlich nicht erst hinzuzufügen, daß, wenn die Tatsache besteht, dies nur in sehr mannigfaltigen Verhältnissen der Fall sein kann.

Da die schwarze und die weiße Familie im reinen Zustande in Amerika nicht zu entdecken ist, so hat man leichtes Spiel, festzustellen, daß jene, wenn auch nicht gänzlich fehlen, doch bis zu einem bedeutenden Grade verwischt

---

[1] Prescott, a. a. O. S. 243.

sind. Nicht ebenso ist es mit dem finnischen Typus. Bei gewissen Völkerschaften des Nordwestens, wie bei den Eskimos, ist er unabweisbar[1]. Da hätten wir also einen Verbindungspunkt zwischen der Alten und der Neuen Welt. Wir tun am besten, ihn zum Ausgangspunkt der Untersuchung zu wählen. Nachdem wir die Eskimos verlassen, kommen wir, nach Süden hinabsteigend, bald zu den gewöhnlich rot genannten Stämmen, den Tschinuks, den Leni-Lenape und den Sioux. Es sind dies die Völker, welche einen Augenblick lang die Ehre gehabt haben, für die Urbilder des amerikanischen Menschen gehalten zu werden, wiewohl sie weder vermöge ihrer Zahl, noch vermöge der Bedeutung ihrer gesellschaftlichen Verfassung die geringste Veranlassung hatten, hierauf Anspruch zu erheben. Ohne Schwierigkeit lassen sich enge Verwandtschaftsbeziehungen zwischen diesen Völkern und den Eskimos, folglich auch den gelben Völkern, feststellen. Für die Tschinuks ist die Frage nicht einen Augenblick zweifelhaft, für die anderen wird sie mit dem Momente keine Dunkelheiten mehr bieten, wo man aufhören wird, sie, wie man es nur zu oft tut, mit den malaiischen Chinesen im Süden des himmlischen Reiches zu vergleichen und wo man sie gegen die Mongolen hält. Dann wird man unter der Kupferfarbe des Dakota einen offenbar gelben Untergrund herausfinden. Man wird das fast völlige Fehlen des Bartes, die schwarze Farbe der Haare und deren

---

[1] Morton (An inquiry into the distinctive characteristics of the aboriginal race of America. Philadelphia 1844. S. 6) bestreitet die Verwandtschaft der Eskimos mit den Leni-Lenape-Indianern; aber seine Beweisführung kann gegen die Molinas und Humboldts nicht aufkommen. Seine Absicht ist, festzustellen, daß die amerikanische Rasse, bis auf die Polarvölker, deren Identität mit den asiatischen Gruppen er nicht leugnen kann und die er aus diesem Grunde für sich allein zählt, einheitlich — was ja augenscheinlich ist —, außerdem aber dem Kontinent, den sie bewohnt, besonders eigentümlich sei.

trockene, straffe Beschaffenheit, die lymphatische Körperanlage, die außerordentliche Kleinheit der Augen und deren Neigung zu schräger Stellung an ihm bemerken. Indessen beachte man hier doch wohl: diese verschiedenen Merkmale des finnischen Typus sind weit entfernt, bei den roten Stämmen in ihrer ganzen Reinheit aufzutreten.

Von den Missouri-Gegenden kommen wir nach Mexiko hinab, wo wir diese besonderen Kennzeichen noch mehr abgeschwächt, und gleichwohl, bei weit mehr bronzener Hautfarbe, noch erkennbar finden. Dieser letztere Umstand könnte die Kritik irreführen, wenn nicht, dank einer glücklichen Fügung, die sich beim Studium der amerikanischen Altertümer selten wiederfindet, die Geschichte selbst es sich angelegen sein ließe, die Verwandtschaft der Azteken und ihrer Vorgänger, der Tolteken, mit den Jägerhorden der Schwarzen am Columbia zu erhärten[1]. Von diesem Flusse gingen die Wanderungen der einen wie der anderen nach Süden aus. Die Überlieferung ist sicher: die Vergleichung der Sprachen bestätigt sie vollkommen. So sind die Mexikaner durch Vermittlung der Tschinuks, aber unter stärkerer Beimischung eines fremden Elementes, mit der gelben Rasse verwandt[2].

Jenseits der Meerenge beginnen zwei große Familien, welche wieder in Hunderte von Völkern zerfallen, von denen mehrere, unmerklich klein geworden, auf zwölf oder fünfzehn Individuen zusammengeschmolzen sind. Diese beiden Familien sind die des Küstenlandes des Stillen Ozeans und jene andere, welche, vom Golf von Mexiko bis zum Rio de la Plata sich hinziehend, das Kaiserreich Brasilien bevölkert, ehedem auch die Antillen im Besitz hatte. Die erstere um-

---

[1] Pickering, S. 41.

[2] In Betreff der Kalifornier drückt sich Pickering so aus: „The first glance of the Californians satisfied me of their malay affinity.“ (P. 100.)

faßt die peruanischen Völker. Es sind die braunsten, die der Farbe der Schwarzen am nächsten kommenden des ganzen Kontinentes und zugleich diejenigen, welche im allgemeinen die geringste Ähnlichkeit mit der gelben Rasse haben. Die Nase ist lang, vorspringend, stark gebogen, die Stirn zurücktretend, an den Seiten eingedrückt, der Pyramidalform nahekommend, und gleichwohl findet man noch mongolische Merkmale in der Anlage und dem schrägen Schnitt der Augen, in dem Vorspringen der Backen, in dem schwarzen, dichten, glatten Haar. Dies genügt, um unsere Aufmerksamkeit wachzuhalten und uns auf das vorzubereiten, was sich uns alsbald bei den Stämmen der anderen, sämtliche Guarani-Völker umfassenden südlichen Gruppe darbieten wird. Hier tritt der finnische Typus mit Macht wieder auf und ganz augenscheinlich zutage.

Die Guarani oder Kariben oder Karaiben sind im allgemeinen gelb, und das dermaßen, daß die urteilsfähigsten Beobachter kein Bedenken getragen haben, sie mit den Völkern der Ostküste Asiens zu vergleichen. Dies ist die Ansicht von Martius, d'Orbigny und Prescott. Vielleicht abwechslungsreicher in ihrem leiblichen Bau als die anderen amerikanischen Gruppen, haben sie gemeinsam „die gelbe Farbe, mit etwas stark blassem Rot gemischt — beiläufig bemerkt ein Beweis ihrer Einwanderung von Nordosten her und ihrer Verwandtschaft mit den Jägerindianern der Vereinigten Staaten —; sehr plumpe Formen; eine nicht zurücktretende Stirn; volles, rundes Gesicht, Nase kurz und schmal (meist sehr abgestumpft), Augen oft schief, immer mit aufwärts gerichtetem äußerem Winkel, weibische Züge[1]."

[1] d'Orbigny, a. a. O. T. II, p. 347. Nach diesem Gelehrten gleichen die Botokuden sehr den Mongolen Cuviers: „Nase kurz, Mund groß, Bart nicht vorhanden, Augen mit dem äußeren Winkel aufwärts gerichtet. Man kann sie", wie er sagt, „als das Urbild der Guarani-Rasse betrachten." Martius und Spix, a. a. O. Bd II,

Diesem Zitat will ich noch hinzufügen, daß, je weiter man nach Osten vordringt, desto dunkler die Hautfarbe der Guarani wird und sich desto mehr vom Rötlich-Gelben entfernt.

Die Anatomie versichert uns also, daß die Völker Amerikas in allen Breitegraden einen offenbar mongolischen gemeinsamen Untergrund haben. Die Sprachforschung und die Psychologie bestätigen diese Annahme nach Möglichkeit. Betrachten wir zunächst die erstere.

Die amerikanischen Sprachen, deren Unähnlichkeiten im Wortschatz und Ähnlichkeiten in der Grammatik ich vorhin hervorhob, unterscheiden sich gründlich von den Mundarten Ostasiens. Nichts wahrer als das, aber Prescott fügt mit seinem gewohnten feinen und scharfen Blick hinzu, daß sie nicht weniger untereinander verschieden sind und daß, wenn dieser Grund hinreichte, um uns jede Verwandtschaft der Eingeborenen des neuen Kontinentes mit den Mongolen verwerfen zu lassen, wir ihn auch für die Trennung jener Völker voneinander gelten lassen müßten. Ein Verfahren, das doch undenkbar wäre. Ferner benimmt das Othomi jener Tatsache die Unbedingtheit ihrer Tragweite. Die Verwandtschaft dieser Sprache mit den monosyllabischen Sprachen Ostasiens ist augenscheinlich. Die Sprachwissenschaft kann sich also, trotz sehr vieler Dunkelheiten und Zweifel, die die Forschung lösen wird, wie sie so viele gelöst hat, der Anerkennung nicht verschließen, daß die amerikanischen Dialekte, so verdorben sie auch durch Beimischungen von außen und einen langen Prozeß im Inneren sein mögen, doch in ihrem gegenwärtigen Zustande der Annahme einer Verwandtschaft der sie sprechenden Gruppe mit der finnischen Rasse in keiner Weise im Wege stehen.

S. 819. Die Macame-crans und die Aponegi-crans der Provinz Maranhão, die schönsten unter den Eingeborenen Brasiliens, gehören durchaus in dieselbe Klasse.

Was die geistigen Anlagen dieser Gruppe betrifft, so zeigen sie mehrere aus dem Chaos der auseinandergehenden Strebungen leicht herauszulösende charakteristische Eigentümlichkeiten. Ich möchte, streng bei der Wahrheit bleibend, weder zu viel Gutes, noch zu viel Böses von den Eingeborenen Amerikas sagen. Gewisse Beobachter stellen sie als Muster von Stolz und Unabhängigkeitssinn hin und verzeihen ihnen aus diesem Grunde etwas Menschenfresserei[1]. Andere dagegen erheben in ihren Deklamationen gegen dieses Laster ein großes Geschrei und werfen der damit behafteten Rasse eine ungeheuerliche Ausdehnung der Selbstsucht vor, aus der dann die unsinnig-grausamsten Gewohnheiten erwüchsen[2].

Beim besten Willen, unparteiisch zu bleiben, kann man doch nicht verkennen, daß die strengere Ansicht die Unterstützung, die Zustimmung der ältesten Geschichtsschreiber Amerikas für sich hat. Augenzeugen, erschüttert durch die kalte, unerbittliche Bosheit dieser Wilden, die man anderweitig für so edel ausgibt und die in der Tat sehr stolz sind, haben die Nachkommen Kains in ihnen erkennen wollen. Sie hatten eine Empfindung, als ob sie von Grund aus schlechter wären als die anderen Menschen, und sie hatten nicht unrecht.

Der Amerikaner ist vor den anderen Menschenfamilien nicht darum zu tadeln, weil er seine Gefangenen auffrißt oder martert und ihre Todesangst raffiniert steigert. Alle Völker machen es ungefähr ebenso oder haben es ebenso gemacht und unterscheiden sich in dieser Beziehung von ihm und untereinander nur durch die Beweggründe, die sie zu

---

[1] Diese günstige Ansicht ist hauptsächlich von den amerikanischen Romanschriftstellern verbreitet worden.

[2] Martius und Spix, Reise in Brasilien. Bd. I, S. 379; III, S. 1033. Carus, Über ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwicklung, S. 35. — Man vergleiche vor allem die alten spanischen Schriftsteller.

solchen Gewalttaten treiben. Was die Wildheit des Amerikaners neben der des leidenschaftlichsten Negers und des niederträchtig grausamsten Finnen eigentümlich auszeichnet, ist die Kaltblütigkeit, die ihr zugrunde liegt, und die Dauer des Paroxysmus, der so lange währt wie sein Leben. Man könnte sagen, er besitze keine Leidenschaft, so sehr ist er imstande sich zu mäßigen, sich Zwang anzutun, die Flamme des Hasses, die ihn verzehrt, allen Augen zu verbergen. Aber noch sicherer ist, daß er kein Mitleid kennt, wie dies die Beziehungen dartun, in denen er zu den Fremden, zu seinem Stamme, zu seiner Familie, zu seinen Frauen, ja selbst zu seinen Kindern steht[1].

Mit einem Worte: der Eingeborene Amerikas, der seinesgleichen antipathisch gegenübersteht, nähert sich ihnen nur in dem Maße, als es ihm persönlich nützlich ist. Was fällt nach seiner Ansicht in diesen Bereich? Lediglich materielle Güter. Er hat keinen Sinn für das Schöne, noch für die Künste. Er ist sehr mäßig in seinen meisten Wünschen, die er in der Regel auf das Hauptsächlichste der leiblichen Bedürfnisse beschränkt. Essen ist sein wichtigstes Geschäft, dann kommt die Kleidung, und damit hat es nicht viel auf sich, selbst in den kalten Gegenden nicht. Auch sind ihm die gesellschaftlichen Begriffe von Schamhaftigkeit, Stil oder Pracht nicht sehr zugänglich.

Man glaube nur ja nicht, daß dem aus Mangel an Intelligenz so sei. Er besitzt solche und weiß sie zur Befriedigung seiner Art Selbstsucht wohl anzuwenden. Sein politischer Hauptgrundsatz ist die Unabhängigkeit, nicht die seines Volkes oder seines Stammes, sondern seine eigene, die des Individuums selbst. Möglichst wenig gehorchen, um von seinem Müßiggang und seinen Liebhabereien wenig opfern zu müssen, das ist die Hauptsorge des Guarani wie

[1] d'Orbigny, a. a. O. T. II, p. 232 ff.

des Tschinuk. Alles, was man Edles im Charakter des Indianers entdecken will, stammt daher. Indessen haben mehrere örtliche Ursachen bei einigen Stämmen das Vorhandensein eines Häuptlings notwendig, ja unerläßlich gemacht. So hat man sich denn diesen Häuptling gefallen lassen, aber man bewilligt ihm nur das denkbar kleinste Maß von Gehorsam, und zwar setzt dieses der Untergebene fest. Selbst die Brosamen einer so geringen Autorität macht man ihm streitig. Man überträgt diese nur für eine Zeitlang und nimmt sie wieder, wenn man will. Die Wilden Amerikas sind extreme Republikaner.

In dieser Situation verwenden die Leute von Talent oder diejenigen, die es zu sein glauben, die Ehrgeizigen jeglichen Standes, die Intelligenz, die sie besitzen — und ich habe gesagt, daß sie solche besäßen —, darauf, ihr Volk zunächst von der Unwürdigkeit ihrer Mitbewerber und sodann von ihrem eigenen Werte zu überzeugen. Und da es unmöglich ist, mit diesen so ungeselligen, so zerstreut lebenden Individualitäten das, was anderswo eine feste Partei heißt, zu bilden, so müssen sie täglich, ja beständig zur Überredung und zur Beredsamkeit ihre Zuflucht nehmen, um jenen so schwachen und so unsicheren Einfluß, der gleichwohl der einzige Erfolg ist, wonach sie trachten können, zu behaupten. Daher jene Sucht nach langen und hochtrabenden Reden, welche die Wilden beherrscht und von ihrer gewöhnlichen Schweigsamkeit so überraschend absticht. Bei ihren Familienzusammenkünften, und selbst während ihrer Orgien, wo kein persönliches Interesse ins Spiel kommt, sagt niemand ein Wort.

Nach der Beschaffenheit dessen, was Menschen n ü t z l i c h finden, nämlich etwa, daß sie essen und gegen die Unbilden der Jahreszeiten kämpfen können, daß sie die Unabhängigkeit bewahren, nicht um sich ihrer zur Aufsuchung eines geistigen Zieles zu bedienen, sondern um ohne Beaufsichtigung rein

materiellen Trieben nachzugeben, nach jener gleichgültigen Kälte in den Beziehungen zwischen Verwandten, bin ich berechtigt in ihnen das gelbe Element als das vorwiegende oder wenigstens als das Grundelement zu erkennen. Hier haben wir in der Tat den Typus der Völker Ostasiens, mit dem Unterschiede für die letzteren, daß das beständige und entschiedene Eindringen des Blutes der Weißen jene beschränkten Anlagen verändert hat.

So führt die Psychologie wie die Sprachwissenschaft, und vor allem die Anatomie, zu dem Schlusse, daß die finnische Art in den drei großen amerikanischen Abteilungen des Nordens, des Südwestens und des Südostens in mehr oder minder großer Fülle verbreitet sei. Es bleibt nun noch aufzufinden, welche Einflüsse des Rassenlebens sich dieser Massen bemächtigt und ihre Charaktere fast bis ins Unendliche verändert, vermannigfaltigt und umrissen haben, dergestalt, daß sie zu einer Reihe isolierter Gruppen abgesondert erscheinen. Um zu einem Ergebnis zu gelangen, das sich einigermaßen beweisen läßt, will ich wiederum zunächst die äußeren Merkmale ins Auge fassen, und sodann zu den anderen Erscheinungsformen der Rasse übergehen.

Wenn die Veränderung des reinen gelben Typus infolge der Beimischung weißer Elemente stattfindet, wie bei den Slawen und bei den Kelten oder selbst bei den Kirgisen, so bringt sie Menschen hervor, dergleichen wir in Amerika nicht finden. Diejenigen unter den Eingeborenen dieses Erdteiles, welche im Äußeren unseren keltischen oder wendischen Bevölkerungen noch am ersten nahekommen möchten, sind die Cherokesen, und gleichwohl ist hier eine Verwechslung unmöglich. Wenn zwischen dem Gelben und dem Weißen eine Mischung stattfindet, so entwickelt letzterer seinen Einfluß vornehmlich in den neuen Maßverhältnissen, die er den Gliedern verleiht. Auf das Gesicht wirkt er nur in mäßigem Grade ein und mildert nur die finnische Art. Nun sind aber

die Cherokesen gerade nach ihren Gesichtszügen dem europäischen Typus vergleichbar. Diese Wilden haben sogar nicht einmal so eng zusammenstehende, so schiefe, so kleine Augen wie die Bretonen und die meisten östlichen Russen. Ihre Nase ist gerade und entfernt sich beträchtlich von der abgeplatteten Form, die nichts bei den gelbweißen Mischlingen verwischen kann. Es ist also kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß die amerikanischen Rassen ihre finnischen Elemente ursprünglich durch Vermischungen seitens der edlen Rasse beeinflußt gesehen hätten.

Wenn die Beobachtung der leiblichen Merkmale sich über diesen Punkt solchermaßen ausspricht, so deutet sie dafür mit großer Bestimmtheit auf das Vorhandensein schwarzer Beimischungen hin. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der amerikanischen Typen entspricht auffallend der nicht minder großen Verschiedenheit, die man leicht zwischen den polynesischen und den malaiischen Völkern des asiatischen Südostens bemerken kann. Man wird von der Tatsächlichkeit dieses Wechselverhältnisses um so mehr überzeugt sein, je länger man dabei verweilt. Man wird in den amerikanischen Ländern die genauen Seitenstücke zum Nordchinesen, zum Malaien von Celebes, zum Japaner, zum Matabulai der Tongainseln, ja selbst zum Papua, in den Typen des nördlichen Indianers, des Guarani, des Azteken, des Kitschua, des Kafuso entdecken. Man findet desto mehr Ähnlichkeiten, je mehr man sich in die Einzelheiten versenkt. Sicher werden nicht alle einander streng entsprechen, wie sich sehr leicht voraussehen läßt, aber sie werden im allgemeinen das Band, auf Grund dessen sie sich vergleichen lassen, so deutlich an die Hand geben, daß man die Identität der zugrunde liegenden Ursachen ohne Schwierigkeit zugeben wird. Bei den am meisten braunen Individuen nimmt die Nase die gebogene Form an, und zwar oft sehr entschieden. Die Augen werden gerade, oder fast gerade. Zuweilen entwickelt sich der

Kinnbacken nach vorn, solche Fälle sind selten. Die Stirn hört auf, gewölbt zu sein und nimmt mit Vorliebe die zurücktretende Form an. Alle diese vereinigten Anzeichen verkünden das Vorhandensein einer schwarzen Beimischung auf mongolischem Grunde. So bildet die Gesamtheit der Eingeborenengruppen des amerikanischen Festlandes ein Netz malaiischer Völker, insofern dieses Wort auf sehr verschieden abgestufte Produkte der Mischung von Finnen und Schwarzen angewandt werden kann, was übrigens für alle die Familien, welche sich von Madagaskar bis zu den Marquesas und von China bis zur Osterinsel ausbreiten, niemand bestreitet.

Forschen wir nun nach, durch welche Mittel die Verbindung zwischen den beiden großen Arten, der schwarzen und der gelben, im Osten der südlichen Halbkugel hat hergestellt werden können. Es ist leicht, sehr leicht, den Sinn in dieser Hinsicht zufriedenzustellen. Während zwischen Madagaskar und der ersten malaiischen Insel, nämlich Ceylon, wenigstens 12 Grad liegen, ist die Entfernung von Japan nach Kamtschatka und von der Küste Asiens bis zu der Amerikas über die Behringsstraße unbedeutend. Der Leser hat auch nicht vergessen, daß in einem anderen Teile dieses Werkes bereits die Aufmerksamkeit auf das Vorkommen schwarzer Stämme auf den Inseln nördlich von Nipon in sehr neuer Zeit gelenkt worden ist. Da es anderseits malaiischen Völkern möglich gewesen ist, von Archipel zu Archipel bis zur Osterinsel überzusetzen, so steht auch der Annahme nichts entgegen, daß sie, einmal bis zu diesem Punkte gelangt, bis zu der ihnen gegenüberliegenden Küste von Chile weitergedrungen und dort nach einer Überfahrt, welche durch die über den Weg verteilten Inseln Sala, San Ambrosio, Juan-Fernandez leicht gemacht wurde, gelandet seien. Letzterer Umstand nämlich reduziert den kürzesten Weg von einem der Zwischenpunkte zum anderen auf zweihundert Meilen. Nun haben wir aber gesehen, daß Unfälle auf dem Meere Fahrzeuge der

Eingeborenen häufig auf mehr als die doppelte Entfernung fortrissen. Amerika war also auf der Westseite an seinen beiden Enden im Norden und im Süden zugänglich. Es gibt noch andere Gründe, die nicht daran zweifeln lassen, daß das, was materiell möglich war, auch tatsächlich stattgefunden hat[1].

Da die am meisten braunen Eingeborenenstämme über die Westküste verteilt sind, so darf man daraus schließen, daß dort die Hauptvermischungen des schwarzen oder vielmehr malaiischen mit dem gelben Grundelemente vor sich gegangen sind. Angesichts dieser Erklärung braucht man sich nicht mehr mit Beweisen abzugeben, die sich auf angebliche Einflüsse des Klimas stützen, um zu begründen, warum die Azteken und die Kitschuas, trotzdem sie verhältnismäßig sehr kalte Gebirge bewohnen, schwarzbrauner sind als die brasilischen Stämme, welche in Flachländern und am Ufer der Flüsse umherziehen. Man wird sich nicht mehr mit der wunderlichen Lösung zufrieden geben, als käme das Blaßgelb dieser Wilden daher, daß der Schutz der Wälder ihnen ihre Gesichtsfarbe erhalte. Die Völker der Westküste sind die brauneren, weil sie infolge der Nähe der Archipele des Stillen Ozeans die am stärksten mit schwarzem Blute getränkten sind. Dafür spricht auch die Psychologie. Alles,

[1] Morton bestreitet die Möglichkeit der Ankunft malaiischer Gruppen an der Küste Amerikas, weil, wie er sagt, in jenen Gegenden gewöhnlich Ostwinde herrschten (a. a. O. S. 32). Indem er sich so ausspricht, vergißt er die unbestreitbare Tatsache der Besiedelung sämtlicher Inseln des Stillen Ozeans durch eine und dieselbe von Westen gekommene Rasse und den noch eigentümlicheren Umstand, auf den er selbst S. 17 aufmerksam macht, daß im Jahre 1833 eine japanische Dschunke von den Winden an jene selbe amerikanische Küste geworfen wurde, die er etwas weiter unten für an dieser Seite unzugänglich erklärt. Er hat selbst Porzellanvasen gesehen, die von dieser Dschunke herstammten, und setzt hinzu: „Such casualties may have occurred in the early periods of american history."

was weiter oben von dem Naturell des Amerikaners gesagt worden ist, stimmt zu dem, was wir von den Hauptanlagen der malaiischen Rasse wissen. Tiefwurzelnder Egoismus, Gleichgültigkeit, Faulheit, kalte Grausamkeit, diese übereinstimmenden Hauptzüge des Charakters der Mexikaner, Peruaner, Guarani und Huronen, scheint den Typen zu entstammen, welche die australischen Völker aufweisen. Ebenso bemerken wir dort eine gewisse Vorliebe für das bescheiden aufgefaßte Nützliche, eine praktischere Intelligenz als die des Negers und immer die Leidenschaft für persönliche Unabhängigkeit. Weil, wie wir sahen, in China die Mischlingsvarietät des Malaien die schwarze und die gelbe Rasse überragt, so besitzen ebenso auch die Bevölkerungen Amerikas die männlichen Eigenschaften in größerer Stärke als die Stämme des afrikanischen Kontinentes[1]. Es haben sich bei ihnen, wie anderwärts, bei den Malaien Javas, Sumatras und Balis, unter einem überlegenen Einflusse Zivilisationen entwickeln können, die zwar sehr vergänglich, aber nicht des Wertes bar waren.

Welches nun auch immer die Ursachen gewesen sein mögen, welche jene Zivilisationen geschaffen haben, diese letzteren haben den zu ihrer Bildung notwendigen Funken nur da mitbekommen, wo die malaiische Familie mit der größten Summe schwarzgemischter Elemente vertreten war und somit den am wenigsten spröden Stoff bot. Man darf also erwarten, sie an den den Archipelen des Stillen Ozeans nächstgelegenen Punkten zu finden. Diese Vermutung wird nicht getäuscht: ihre vollkommensten Entwicklungen zeigen sich uns auf den Gebieten Mexikos und an der Küste von Peru.

Ich kann unmöglich ein allen amerikanischen Rassen

[1] d'Orbigny, a. a. O. T. I, p. 143, erklärt, daß die Vermischung der Eingeborenen Amerikas (er hat hauptsächlich die stark mongolisierten Guarani beobachtet) Produkte liefern, welche den beiden sie ergebenden Typen überlegen seien.

gemeinsames Vorurteil stillschweigend übergehen, das ganz augenscheinlich mit einer Rücksicht auf die Rasse zusammenhängt. Überall galt die zurücktretende, niedrige Stirn der Eingeborenen für eine Schönheit. An mehreren äußerst weit voneinander entfernten Orten, wie an den Ufern des Columbia und im einstigen Lande der peruanischen Aymaras, hat man die Gewohnheit gehabt (oder hat sie noch), diese so geschätzte Verunstaltung dadurch zu erzielen, daß man die Schädel der Kinder im frühesten Alter durch eine aus fest zusammengeschnürten Binden gebildete Kompressivvorrichtung abplattete[1].

Dieser Gebrauch ist übrigens nicht der Neuen Welt ausschließlich eigentümlich, auch die alte hat Beispiele davon gesehen. So wandten bei mehreren hunnischen Völkern von zum Teil dem Mongolenblute fremder Abkunft die Eltern dasselbe Verfahren wie in Amerika an, um den Kopf der Neugeborenen umzubilden und ihnen für später eine künstliche Ähnlichkeit mit der Rasse ihrer Vornehmen zu verschaffen. Da es nun nicht denkbar ist, daß der Besitz einer zurücktretenden Stirn einer angeborenen Vorstellung von schöner Körperbildung entsprechen sollte, so muß man annehmen, die Eingeborenen Amerikas seien zu dem Wunsche, an die leibliche Gestalt ihrer Nachkommen die nachbessernde Hand zu legen, durch gewisse Symptome verleitet worden, die sie bestimmten, die zurücktretende Stirn als Beweis einer beneidenswerten Entwicklung der aktiven Geistesgaben, oder

---

[1] Die heutigen Aymaras haben nicht den abgeplatteten Kopf ihrer Vorfahren, weil der Einfluß der Spanier sie auf diesen Gebrauch hat verzichten lassen. d'Orbigny, a. a. O. T. I, p. 315. Er hatte erst mit der Herrschaft der Inkas, um das 14. Jahrhundert, begonnen, ebd. p. 319. Die Tschinuks am Columbia behalten ihn noch sorgfältig bei. Ein Reisender, der zum Paten eines Kindes gebeten worden war, konnte die Eltern nicht davon abbringen, die einschnürende Binde, unmittelbar nachdem der Säugling von einem Missionar die Taufe erhalten, wieder anzulegen.

— was auf das gleiche hinausläuft — als das Zeichen irgendeiner gesellschaftlichen Überlegenheit zu betrachten. Kein Zweifel, daß, was sie nachahmen wollten, der pyramidale Kopf des Malaien war, seiner Beschaffenheit nach eine Mischform zwischen dem Schädel des Finnen und dem des Negers. Die Sitte, die Stirn der Kinder abzuplatten, ist somit ein Beweis mehr für die malaiische Art der mächtigsten amerikanischen Stämme. Ich schließe mit der wiederholten Versicherung, daß es keine eigentliche amerikanische Rasse gibt, ferner, daß die Eingeborenen dieses Weltteils Angehörige der mongolischen Rasse sind, denen Mischungen, teils mit reinen Schwarzen, teils mit Malaien, verschieden mitgespielt haben. Dieser Teil des Menschengeschlechtes ist also durchaus von gemischter Rasse.

Ja noch mehr: er ist es seit unberechenbaren Zeiten, und es ist kaum denkbar, daß die Sorge, sich rein zu erhalten, diese Völker je beunruhigt haben sollte. Nach den Tatsachen zu urteilen, von denen die ältesten leider immer noch auf ziemlich jungen Berichten beruhen, da sie nicht über das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinausgehen, haben sich die drei amerikanischen Gruppen, bis auf seltene Ausnahmen, zu keiner Zeit das mindeste Bedenken aus Kreuzungen gemacht. In Mexiko verband sich das Volk der Eroberer die Besiegten durch Heiraten, um seine Herrschaft zu vergrößern und zu befestigen. Die Peruaner wollten als eifrige Proselyten auf die gleiche Weise die Zahl der Sonnenanbeter vermehren. Die Guarani beunruhigen — nachdem sie zu dem Schlusse gekommen, daß die Ehre eines Kriegers darin bestehe, viele seinem Stamme fremde Gattinnen zu besitzen — ihre Nachbarn ohne Unterlaß, hauptsächlich in der Absicht, nach Tötung der Männer und Kinder sich die Frauen anzueignen[1]. Aus dieser Gewohn-

[1] d'Orbigny, a. a. O. T. I, p. 153. Im Süden werden die Frauen von ihren Eltern so teuer verkauft, daß die jungen Leute der Spar-

heit ging bei letzteren eine gar wunderliche Erscheinung in den Sprachverhältnissen hervor. Diese neuen Landsmänninnen nämlich führten ihre Sprachen bei ihren Adoptivstämmen ein und bildeten daselbst innerhalb der einheimischen Mundart sozusagen einen weiblichen Part aus, der ihren Männern nie zu Gebote stand[1].

So viele Kreuzungen haben, indem sie unaufhörlich zu einer bereits vorhandenen Grundmischung hinzutreten, die größte Anarchie in den Rassenverhältnissen herbeigeführt. Wenn man weiter bedenkt, daß die bestbegabten unter den amerikanischen Gruppen, die, deren gelbes Grundelement am meisten von schwarzem Blute zugebracht bekommen hat, gleichwohl nur sehr niedrig auf der Menschheitsleiter stehen und stehen können, so wird man noch besser begreifen, daß ihre Schwachheit keine Jugendlichkeit, sondern vielmehr Altersschwäche ist, und daß nie die geringste Möglichkeit für sie bestanden hat, den von Europa kommenden Angriffen irgendwelchen Widerstand entgegenzusetzen.

Es wird seltsam erscheinen, daß diese Stämme nicht dem gewöhnlichen Gesetze unterliegen, welches den Völkern, selbst den bereits gemischten, einen Widerwillen gegen Kreuzungen eingibt — ein Gesetz, das sich um so kräftiger betätigt, aus je gröberen Rassenelementen die Familien gebildet sind. Aber das Übermaß der Vermischung macht dieses Gesetz bei den gemeinsten wie bei den edelsten Gruppen zunichte. Man hat viele Beispiele hiervon erlebt, und wenn man die unbegrenzte Anzahl von Verbindungen bedenkt, welche alle amerikanischen Völkerschaften eingegangen sind, so ist kein Grund vorhanden, sich über die Begierde zu wundern, mit welcher die Guaraniweiber Brasiliens die Umarmung des Negers suchen. Gerade das Fehlen individuelleren

---

samkeit halber es vorziehen, sie sich mit der Keule in der Hand zu verschaffen.

[1] Ebd.

Empfindens im geschlechtlichen Verkehr liefert den vollkommensten Beweis, auf welch niedrigen Grad die Familien der Neuen Welt in der Rassenverderbnis gesunken sind, und zugleich die gewichtigsten Gründe für die Annahme, daß der Beginn dieses Standes der Dinge in eine außerordentlich ferne Zeit zurückfällt[1].

Als wir die Gründe der ältesten Wanderungen der weißen Rasse nach Süden und Westen zu untersuchten, haben wir festgestellt, daß diese Ortsveränderungen die Folgen eines im Nordosten von unzähligen Massen gelber Völker ausgeübten starken Druckes waren. Noch vor dem Hinabsteigen der weißen Hamiten, der Semiten und der Arier hatte die finnische Flut, die bei den schwarzen Völkern Chinas wenig Widerstand fand, sich unter diesen ausgebreitet und ihre Eroberungen, und folglich ihre Mischungen, sehr weit vorgeschoben. Bei dem Hang dieser Rasse zu Verheerung und Brutalität mußten notgedrungen Plünderungen im Übermaße stattfinden. Erbarmungsloser Vertreibung ausgesetzt, ergriffen zahlreiche Scharen von Schwarzen die Flucht und zerstreuten sich, wohin sie nur konnten. Die einen erreichten die Berge, die anderen die Inseln Formosa, Nipon, Jeso, die Kurilen, und, sich hinter den Massen ihrer Verfolger vorbeischiebend, eroberten sie nun ihrerseits, teils reinbleibend, teils mit dem Blute der Angreifer vermischt, die von diesen im Westen der Welt preisgegebenen Länder. Dort vereinigten sie sich mit den gelben Nachzüglern, welche die große Auswanderung nicht mitgemacht hatten.

Aber der Weg, der so den Übergang von Nordasien nach dem anderen Festlande eröffnete, starrte von Schwierig-

[1] Martius und Spix, a. a. O. Bd. III, S. 905. Diese Reisenden gehen so weit zu behaupten, daß es in der Provinz Para vielleicht nicht eine einzige indianische Familie gebe, die einige Generationen habe dahingehen lassen, ohne sich, sei es mit Weißen, sei es mit Schwarzen, zu kreuzen.

keiten, die ihn nicht verlockend machten. Sodann hatten anderseits die gewaltigen Ursachen, welche die ungeheuren Massen der Gelben aus Amerika vertrieben, nicht vielen Stämmen dieser letzteren verstattet, die alte Heimat beizubehalten. Aus diesen Gründen blieb die Bevölkerung immer ziemlich schwach und erholte sich nie wieder von der unbekannten furchtbaren Katastrophe, welche diese eingeborenen Massen zur Flucht getrieben hatte. Wenn die Mexikaner und die Peruaner den spanischen Beobachtern einige ganz achtbare Volkszahlen aufwiesen, so fanden dagegen die Portugiesen Brasilien wenig bewohnt, und die Engländer hatten im Norden nur in Einöden verlorene herumziehende Stämme vor sich. Die Amerikaner sind also nur die dünngesäten Nachkommen von Vertriebenen und Nachzüglern. Ihr Gebiet stellt ein verlassenes Heim dar, zu groß für die, die es innehaben, und die sich nicht schlechterdings als die unmittelbaren und rechtmäßigen Erben der ursprünglichen Herren bezeichnen können.

Die aufmerksamen Forscher, welche alle einhellig bei den Eingeborenen der Neuen Welt die auffallenden und traurigen Merkmale der sozialen Zersetzung erkannt haben, haben meistens angenommen, dieser Todeskampf sei der einer einst geordneten Gesellschaft, einer gealterten Intelligenz, eines verbrauchten Geistes. Keineswegs. Es ist der eines verfälschten Blutes, und noch dazu eines solchen, das von Hause aus nur aus den niedrigsten Elementen zusammengesetzt war. Die Impotenz dieser Völker war selbst zu der Zeit, da nationale Zivilisationen ihnen mit all ihrem Glanze leuchteten, eine derartige, daß sie nicht einmal den Boden recht kannten, auf dem sie lebten. Die Reiche Mexiko und Peru, diese beiden Wunder ihres Geistes, stießen fast aneinander, und nie hat man die mindeste Verbindung des einen mit dem anderen entdecken können. Alles läßt vermuten, daß sie nichts voneinander wußten. Und doch suchten sie nach

Kräften ihre Grenzen zu erweitern und sich zu vergrößern. Aber die Stämme, welche ihre Grenzen trennten, waren für soziale Eindrücke so schlechte Leiter, daß sie sie nicht auch nur auf die geringste Entfernung übertrugen. Die beiden Gesellschaften bildeten also zwei Inseln, die einander nichts entliehen und liehen.

Indessen waren sie doch lange an Ort und Stelle ausgebildet worden und hatten alle die Kraft gewonnen, die sie jemals besitzen sollten. Die Mexikaner waren nicht die ersten Zivilisatoren ihres Landes. Vor ihnen, d. h. vor dem zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung[1], hatten die Tolteken große Niederlassungen auf demselben Boden begründet, und noch vor die Tolteken verlegt man das Zeitalter der Olmekas, welche demnach die tatsächlichen Schöpfer jener gewaltigen und imposanten Bauten wären, deren Ruinen in den Tiefen der Wälder von Yukatan vergraben ruhen. Ungeheure Mauern aus riesigen Steinen, Höfe von erstaunlichem Umfang verleihen diesen Monumenten ein Ansehen von Majestät, zu welcher die grandiose Melancholie und die verschwenderische Pflanzenpracht der Natur noch ihre Reize gesellen. Der Reisende, der nach mehrtägigem Marsch durch die jungfräulichen Wälder von Chiapa, körperlich erschöpft von den Mühsalen des Weges, in der Seele bewegt durch die Vorstellung von tausenderlei Gefahren, den Geist erhoben durch die unendliche Reihe hundertjähriger Bäume, die einen aufrecht, die anderen dahingesunken, noch wieder andere den Staub ihres Uralters unter Haufen von Lianen, Grün aller Art und schimmernden Blüten bergend; das Ohr erfüllt vom Schrei der Raubtiere oder vom Schauerton der Reptilien: der Reisende, welcher durch so viel Sinnerregendes zu diesen unverhofften Trümmern menschlicher Geistestaten gelangt,

---

[1] Prescott, T. III, p. 255, läßt sogar die Ankunft der Tolteken nur bis ins zehnte Jahrhundert zurückreichen.

verdiente sein Glück nicht, schwüre sein Enthusiasmus ihm nicht zu, daß er unvergleichliche Schönheiten vor Augen habe. Aber wenn dann ein nüchterner Geist im Studierzimmer die Skizzen und Berichte des begeisterten Beschauers prüft, so hat er die Pflicht, streng zu sein, und nach reiflicher Überlegung wird er ohne Zweifel zu dem Schlusse gelangen, daß man in den Überresten von Mitla, Izalanka, Palenque und den Ruinen des Tales Oaxaka nicht das Werk eines künstlerischen oder auch nur eines im großen Sinne utilitaristischen Volkes erkennen darf.

Die auf den Mauern dargestellten Skulpturen sind plump, keine Idee von höherer Kunst lebt darin. Man sieht hier nicht, wie in den Werken der Semiten Assyriens, die glückliche Apotheose der Materie und der Kraft. Es sind bescheidene Versuche, die Gestalt des Menschen und der Tiere nachzuahmen. Daraus gehen Schöpfungen hervor, die nicht von fern an das Ideal reichen, und doch können sie auch nicht durch das Gefühl für das Nützliche eingegeben worden sein. Die männlichen Rassen pflegen sich nicht soviel Mühe mit Aufhäufen von Steinen zu geben, nirgends geben die materiellen Bedürfnisse derartige Arbeiten ein. So gibt es denn auch nichts Ähnliches in China; und als das mittelalterliche Europa seine Dome errichtete, hatte ihm der Geist der Romanisierung bereits eine Vorstellung vom Schönen und eine Befähigung zu den plastischen Künsten zu seinem Gebrauch geschaffen, die die weißen Rassen sich wohl zu eigen machen können, die sie bis zu einer einzigartigen Vollkommenheit treiben, die sie aber allein und aus sich zu ersinnen nicht imstande sind. So ist also der Neger bei der Schaffung der Monumente von Yukatan im Spiel, aber der Neger, der zwar den Instinkt des Gelben anregen und aus seiner prosaischen Geschmacksrichtung heraustreiben kann, dem es aber doch nicht gelungen ist, ihm das zu verschaffen, was der Lehrmeister selbst nicht besaß, den

Schönheitssinn, oder besser gesagt, das echte schöpferische Genie[1].

Man darf aus dem Anblick dieser Denkmäler noch eine Folgerung ziehen, daß nämlich das malaiische Volk, von welchem sie gebaut wurden, nicht nur keinen künstlerischen Sinn im höheren Sinne des Wortes besaß, sondern zugleich ein Volk von Eroberern war, das unumschränkt über die Arme unterjochter Massen gebot[2]. Ein in sich gleichartiges freies Volk bürdet sich nie derartige Werke auf. Es bedarf Fremder um sie zu ersinnen, wenn seine geistige Fähigkeit mäßig, und um sie auszuführen, wenn diese selbe Fähigkeit groß ist. Im ersteren Falle braucht es Hamiten, Semiten, iranische oder indische Arier, Germanen, d. h. (um allen Völkern geläufige Ausdrücke zu gebrauchen) allmächtige Götter, Halbgötter, Heroen, Priester oder Adlige. Im zweiten kann diese Herrenklasse zur Verwirklichung dessen, was ihr Geist ersonnen, Sklavenmassen nicht entbehren. Der Anblick der Ruinen von Yukatan führt also zu dem Schlusse, daß die gemischten Bevölkerungen dieses Landes, zur Zeit, da jene Paläste sich erhoben, von einer Rasse beherrscht waren, die eine Mischlingsrasse wie sie, wenn auch auf einer etwas höheren Stufe, und die vor allem von der Kreuzung mit den Schwarzen stärker beeinflußt war.

---

[1] d'Orbigny bemerkt, daß man bei den peruanischen Aymaras die meiste Idealität in den Werken der Architektur finden könne, und doch sind sie nie schön (a. a. O. T. I, p. 203 sqq). Man hat versucht, das Alter der Denkmäler von Palenque nach der Beschaffenheit der an einigen Wänden vorhandenen Tropfsteinniederschläge, nach den um sehr alte Bäume konzentrisch gebildeten Gewächsablagerungen, sowie nach den Beobachtungen an der in den Höfen bis zu neun Fuß hoch aufgehäuften Pflanzenerde zu ergründen. Dieses Verfahren hat aber in einem so fruchtbaren Himmelsstriche wie dem Yukatans keine Resultate ergeben. Prescott, a. a. O. T. III, p. 254.

[2] In einem der Höfe von Uxmal ist das Granitpflaster, auf welchem Schildkrötenfiguren reliefartig dargestellt sind, von den Schritten der einstigen Bevölkerung fast eben getreten. Prescott, a. a. O.

Die Tolteken und die Azteken lassen sich beide an der geringen Breite der Stirn und an der olivenbraunen Farbe erkennen. Sie kamen von Nordwesten, wo man ihre Heimatstämme in der Umgegend von Nootka noch antrifft. Sie ließen sich unter den eingeborenen Völkerschaften nieder, welche bereits die Herrschaft der Olmekas gekannt hatten, und lehrten ihnen eine Art Zivilisation, die wohl geeignet ist, uns in Erstaunen zu setzen, denn sie hat, solange sie lebte, die aus dem Waldleben hervorgehenden Züge neben denen, deren verfeinernde Wirkungen das Stadtleben notwendig macht, beibehalten.

Betrachtet man die Glanzzeit Mexikos unter den Azteken im einzelnen, so findet man hier prunkvolle Bauten, schöne Stoffe, feine und gewählte Sitten. In der Regierung jene monarchische Hierarchie, mit Priesterelementen gemischt, die überall auftritt, wo Volksmassen von einer Nation von Siegern unterworfen sind. Ferner läßt sich bei den Edlen kriegerische Energie und ein sehr ausgesprochener Hang, die Staatsverwaltung ganz im Geiste der gelben Rasse aufzufassen, feststellen. Auch war das Land nicht ohne Literatur. Leider haben uns die spanischen Geschichtsschreiber nichts erhalten, das sie nicht durch Ausschmückungen entstellt hätten. Indessen findet sich in den moralischen Betrachtungen, in den Erziehungs- und Erbauungslehren der aztekischen Poesien, chinesischer Geschmack, wie dieser selbe auch in der verschrobenen, an Rätseln reichen Künstelei der Ausdrücke hervortritt. Die mexikanischen Häuptlinge zeigten sich, hierin allen amerikanischen Kaziken gleich, als große Schwätzer und pflegten stark jene schwülstige, nebelhafte, verführerische Beredsamkeit, welche die Indianer der nördlichen Prärien, zur Freude der Romanschreiber, die sie in unseren Tagen geschildert haben, so gut kennen und üben. Ich habe die Quelle dieser Art von Talent bereits angedeutet. Die feste, einfache, knappe politische Beredsamkeit, die nichts anderes

ist als die Darlegung von Tatsachen und Gründen, sichert dem Volke, das sich ihrer bedient, die höchste Ehre. Bei den Ariern aller Zeiten, wie auch noch bei den Doriern und im alten sabinischen Senate des latinischen Roms, ist sie das Werkzeug der Freiheit und der Weisheit. Aber ein ganz anderes Ding ist es um die gezierte, wortreiche, als besonderes Talent gepflegte, zur Höhe einer Kunst erhobene Beredsamkeit, um die Beredsamkeit, die zur Rhetorik wird. Man kann sie nur als ein unmittelbares Ergebnis der Ideenzersplitterung bei einer Rasse und der geistigen Isolierung, der alle Gemüter verfallen sind, betrachten. Was man bei den südlichen Griechen, bei den semitisierten Römern, fast hätte ich auch gesagt in der Neuzeit erlebt hat, beweist hinlänglich, daß das Talent der Beredsamkeit — diese schließlich doch plumpe Macht, da ihre Werke nur unter der strengen Bedingung erhalten werden können, daß sie in eine höhere Form übergehen als die, in welcher sie ihre Wirkungen erzielt haben, die weit mehr zu verführen, zu täuschen, hinzureißen als zu überzeugen bezweckt — nur bei zerbröckelten Völkern entstehen und leben kann, die keinen gemeinsamen Willen, kein festes Ziel mehr haben und über ihre Bahnen so unsicher sind, daß sie dem letzten, der zu ihnen spricht, gehören. Da also die Mexikaner die Beredsamkeit so hoch in Ehren hielten, so ist dies ein Beweis, daß sogar ihre Aristokratie nicht sehr geschlossen, nicht sehr gleichartig war. Die Völker unterschieden sich in dieser Beziehung ohne Zweifel nicht von den Adeligen.

Vier große Lücken schmälerten den Glanz der aztekischen Zivilisation. Die heiligen Blutbäder wurden als eine der Grundlagen der sozialen Ordnung, als einer der Hauptendzwecke des öffentlichen Lebens betrachtet. Diese zur Regel erhobene Grausamkeit tötete ohne Wahl wie ohne Gewissen Männer, Weiber, Greise und Kinder. Sie tötete herdenweise und schöpfte daraus eine unaussprechliche Lust.

Es ist überflüssig, darauf aufmerksam zu machen, wie sehr diese Massenhinrichtungen sich von den Menschenopfern unterscheiden, deren Gebrauch uns die germanische Welt gezeigt hat. Man begreift, daß die Verachtung des Lebens und der Seele die entwürdigende Quelle jener ersteren Sitte war und ganz natürlich aus dem schwarz und gelben Doppelstrome, welcher die Rasse gebildet hatte, hervorging.

Die Azteken hatten nie daran gedacht, Haustiere zu zähmen. Sie kannten den Gebrauch der Milch nicht. Das ist eine Eigenheit, die sich hie und da bei gewissen Gruppen der gelben Familie wiederfindet[1].

Sie besaßen ein Schriftsystem, aber ein denkbar unvollkommenes. Ihre Schrift bestand nur in einer Reihe plump ideographischer Zeichnungen. Von da bis zu den eigentlichen Hieroglyphen ist noch ein sehr weiter Weg. Man bediente sich dieser Methode, um die Erinnerung an die bedeutsamen geschichtlichen Ereignisse aufzubewahren, um die Befehle der Regierung und die dem König von den Behörden gelieferten Berichte zu übermitteln. Es war ein sehr langsames, sehr unbequemes Verfahren, indessen hatten sich die Azteken nicht besser zu helfen gewußt. Sie standen in dieser Beziehung ihren Vorgängern, den Olmekas, nach, wenn man nämlich wirklich diese mit Prescott für die Gründer von Palenque halten und annehmen muß, daß gewisse an den Wänden dieser Ruinen aufgefundene Inschriften phonetische Zeichen bedeuten[2].

Endlich noch ein letzter chronischer Mangel der mexikanischen Gesellschaft: es ist gewiß, wiewohl kaum zu glauben, daß dieses Volk, das ans Meer stieß und dessen Gebiete es nicht an Wasserläufen fehlt, die Schiffahrt nicht betrieb, sondern sich nur sehr schlecht gebauter Baumkähne und noch unvollkommenerer Flöße bediente.

[1] Vgl. Bd. II, S. 10, Anm. 3.
[2] Prescott, a. a. O. T. III, p. 253.

Dies war die Zivilisation, die Cortez stürzte. Und es scheint angezeigt, hinzuzusetzen, daß dieser Eroberer sie in ihrer Blüte und in ihrer Jugend antraf; denn die Gründung der Hauptstadt, Tenochtitlan, ging nur bis ins Jahr 1325 zurück. Wie wenig tief und zäh wurzelte also diese Schöpfung! Es genügte das Erscheinen und der Aufenthalt einer Handvoll weißer Mischlinge auf ihrem Boden, um sie unmittelbar ins Nichts hinabzustürzen. Als die Staatsform zugrunde gegangen war, blieb keine Spur mehr von den Erfindungen, auf die sie sich stützte. Die peruanische Kultur zeigte sich nicht dauerhafter.

Die Herrschaft der Inkas folgte, wie die der Tolteken und Azteken, auf ein anderes Reich, das der Aymaras, dessen Hauptsitz in den höhergelegenen Gegenden der Anden, an den Gestaden des Titikakasees, gewesen war. Die Denkmäler, die man an diesen Stätten noch erblickt, berechtigen uns, dem Aymaravolke höhere Anlagen zuzuschreiben als den Peruanern, die auf sie folgten, da letztere nur Nachahmer gewesen sind. d'Orbigny macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die Skulpturen von Tihuanaco einen feineren Geisteszustand offenbaren, als die Ruinen der späteren Zeiten, und daß man darin sogar eine gewisse diesen letzteren gänzlich fremde Hinneigung zur Idealität entdeckt[1].

Die Inkas, der schwächere Nachwuchs einer zivilisatorisch höher stehenden Rasse, kamen aus den Bergen, bedeckten deren sämtliche Abhänge nach Westen zu, besetzten die Hochebenen und sammelten eine gewisse Anzahl Völkerschaften unter ihrer Führung. Im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung trat diese Macht ins Leben[2], und, was in Amerika eine wahre Merkwürdigkeit ist, die herrschende Familie scheint

---

[1] d'Orbigny, a. a. O. T. III, p. 325.

[2] d'Orbigny, a. a. O. T. I, p. 296. Es ist die Zeit, in der Manco-Capac erschien.

im höchsten Grade bemüht gewesen zu sein, die Reinheit ihres Blutes zu bewahren. Im Palaste zu Kuzko vermählte sich der Kaiser nur mit seinen legitimen Schwestern, um der Unanfechtbarkeit seiner Nachkommenschaft sicherer zu sein, und er behielt sich und einer kleinen Zahl sehr naher Verwandter den ausschließlichen Gebrauch einer Priestersprache vor, die wahrscheinlich das Aymara war[1].

Diese Vorsichtsmaßregeln der höchsten Familie zugunsten der Rasse beweisen, daß gegen den genealogischen Wert des Volkes der Sieger selbst vieles einzuwenden war. Die dem Throne fernerstehenden Inkas machten sich nur sehr wenig Gewissen daraus, Gattinnen zu nehmen, woher es ihnen gefiel. Wenn indessen ihre Kinder die Eingeborenen ihres Landes zu Ahnen mütterlicherseits hatten, so erstreckte sich die Toleranz doch nicht so weit, daß man die in männlicher Linie von dieser unterworfenen Rasse Abstammenden zu den Ämtern zugelassen hätte. Diese letzteren waren also wenig anhänglich an die Verfassung, unter der sie lebten, und darin liegt einer der Gründe, warum Pizarro die gesamte obere Schicht dieser Gesellschaft, die ganze Krönung ihrer Verfassung, so leicht zu Falle brachte und warum die Peruaner niemals versuchten, deren Reste wieder aufzufinden und wieder ins Leben zu rufen.

Die Inkas haben sich nicht mit den mörderischen Gesetzen des mexikanischen Anahuac befleckt, ihre Verfassung war im Gegenteil sehr milde. Sie hatten ihre Sinne hauptsächlich dem Ackerbau zugewandt und, besser beraten als die Azteken, zahlreiche Herden von Alpakos und Lamas gezähmt. Aber bei ihnen gab es keine Beredsamkeit, keine Wortkämpfe: der passive Gehorsam war oberstes Gesetz. Die Grundformel des Staates hatte einen Weg bezeichnet, der mit Ausschluß jedes anderen zu verfolgen war, und

---

[1] d'Orbigny, a. a. O. T. I, p. 297.

ließ bei ihren Mitteln zu regieren nicht mit sich reden. In Peru gab es kein Raisonnement und keinen Besitz, alle Welt arbeitete für den Fürsten. Die Haupttätigkeit der Behörden bestand darin, einen angemessenen Ertragsanteil aus der gemeinsamen Arbeit auf jede Familie zu verteilen. Jeder richtete es so ein, daß er sich so wenig wie möglich anstrengte, da auch der wütendste Fleiß niemals irgendeinen außergewöhnlichen Vorteil verschaffen konnte. Ebensowenig dachte man nach. Ein übermenschliches Talent wäre nicht imstande gewesen, seinen Inhaber bei gesellschaftlichen Auszeichnungen zu fördern. Man trank, man aß, man schlief, und vor allem warf man sich vor dem Kaiser und vor seinen Vorgesetzten nieder; und so war denn die peruanische Gesellschaft ziemlich schweigsam und höchst passiv.

Dafür aber zeigte sie sich dem Nützlichen noch mehr zugewandt als die mexikanische. Außer den großen Arbeiten für den Ackerbau ließ die Regierung prächtige Wege herstellen, und ihre Untertanen kannten den Gebrauch der Hängebrücken, der für uns so neu ist. Das Verfahren, dessen sie sich zur Fixierung und Überlieferung des Gedankens bedienten, war das denkbar elementarste, und vielleicht muß man die Malereien von Anahuac der Knotenschrift vorziehen.

Der Schiffsbau war ebensowenig wie bei den Azteken bekannt. Das Meer, das sich längs der Küste hinzog, blieb öde[1].

Mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern neigte sich die peruanische Zivilisation den weichlichen Grundstimmungen der gelben Rasse zu, während die wilde Betriebsamkeit des Mexikaners unmittelbar die Verwandtschaft mit dem schwar-

---

[1] d'Orbigny, a. a. O. T. I, p. 215. Selbst die Guarani oder Karaïben, die Eroberer der Antillen, hatten nur Kähne, die aus einem ausgehöhlten Baumstamme gefertigt waren.

zen Element verrät. Man begreift hinlänglich, daß es angesichts der gründlichen Verwirrung, die in den Verhältnissen der Rassen des neuen Kontinentes herrscht, eine unhaltbare Anmaßung sein würde, wollte man heutzutage die Schattierungen genau bezeichnen, welche aus der Verquickung ihrer Elemente hervorgehen.

Es bliebe nun noch ein drittes amerikanisches Volk zu betrachten, das in sehr dunkler Urzeit in den Ebenen des Nordens, am Fuße des Alleghanygebirges ansässig war. Überreste bedeutender Arbeiten und Gräber ohne Zahl sind in jenen Gegenden zu sehen. Sie zerfallen in mehrere Klassen, die auf sehr verschiedene Zeiten und Rassen hindeuten. Aber Ungewißheit häuft sich auf Ungewißheit in dieser Frage. Bis jetzt ist noch nichts Feststehendes ermittelt worden. Einem Probleme nachzuhängen, das noch so wenig und so mangelhaft studiert worden ist, hieße sich für nichts und wieder nichts in unentwirrbare Hypothesen versenken[1]. Ich lasse also die Alleghany-Völker ganz und gar beiseite und schreite unmittelbar zur Prüfung einer Schwierigkeit, die über der Entstehung ihrer Art Kultur, welches auch deren Grad gewesen sein mag, ganz wie über der der

---

[1] Denkmäler verschiedener Gattungen, aber äußerst plump, sind bis nach Neumexiko und Kalifornien hin verbreitet. E. G. Squier, Extract from the American Review for nov. 1848. Mehrere dieser Bauten gingen in eine außerordentlich entlegene Epoche zurück und rühren nicht von den heutigen amerikanischen Rassen her. Man muß sie auf die Urfinnen zurückführen, und so kommt denn auch diese Klasse hier nicht ins Spiel. — Die Alleghanier scheinen den heutigen Leni-Lenape die mnemonische Schriftweise überliefert zu haben, welche in willkürlichen Zeichen besteht, die auf ein Täfelchen gemalt werden, in der Absicht, die Einzelheiten einer Erzählung denen, die sie kennen, wieder ins Gedächtnis zu rufen und sie vor Irrtümern in der Reihenfolge der Ideen zu bewahren. Nach diesem System ist der Wolum Olum, die Schöpfung, betitelte sagenhafte Sang wiedergegeben, den E. G. Squier in den Historical and mythological traditions of the Algonquino, S. 6, bringt.

Kultur der mexikanischen und peruanischen Reiche aus den verschiedenen Zeitaltern liegt. Man muß sich fragen, was einige amerikanische Völker dahin geführt hat, sich über alle anderen zu erheben, und warum die Zahl dieser Völker so beschränkt gewesen und zugleich ihre verhältnismäßige Größe tatsächlich eine so bescheidene geblieben ist.

Man hat bereits eine Antwort in der Beobachtung, die man nach dem, was im Vorhergehenden bemerkt worden, anstellen konnte, daß nämlich diese teilweisen Entwicklungen in etwa durch zufällige Verbindungen innerhalb der gelben und schwarzen Kreuzungen hervorgerufen waren. Indem wir sahen, wie beschränkt schließlich die aus jenen Verbindungen hervorgehenden Fähigkeiten waren, welch seltsame Lücken ein charakteristisches Merkmal ihrer Arbeiten und ihrer Werke bilden, konnten wir uns überzeugen, daß die amerikanischen Zivilisationen sich im einzelnen nicht viel über das erhoben, was den besten malaiischen Rassen Polynesiens hervorzubringen gelungen ist. Indessen dürfen wir es uns auch nicht verhehlen: so mangelhaft uns auch die Verfassungen der Azteken und der Kitschuas erscheinen mögen, so enthalten sie doch etwas den zu Tonga-Tabu und auf der Insel Hawai betätigten sozialen Begriffen ganz außerordentlich Überlegenes. Wir gewahren dort ein straffer gespanntes nationales Band, ein deutlicheres Bewußtsein von einem Ziele, das wiederum an sich von verwickelterer Art ist, so daß man trotz vieler scheinbarer Gegengründe zu dem Schlusse berechtigt ist, daß die bestbegabten polynesischen Mischlinge noch nicht ganz dahin gelangen, es jenen Zivilisationen des großen westlichen Festlandes gleichzutun, und daß man demgemäß zu der Annahme geführt wird, daß es zur Hervorbringung dieses Unterschiedes des Dazwischentretens eines energischeren, edleren Elementes als diejenigen, über welche die gelbe und die schwarze Rasse verfügen, in jenen Landen bedurft

habe. Nun kann aber in der Welt nur die weiße Rasse diese höchste Qualität liefern. So liegt also a priori Grund zu der Vermutung vor, daß da, wo Zivilisationen bestanden haben, Infiltrationen seitens dieser alle anderen überragenden Art die amerikanischen Gruppen einigermaßen belebt haben. Die Schwäche dieser Zivilisationen erklärt sich aus der Unergiebigkeit der Adern, aus denen sie zutage gefördert worden sind. Ich lege besonderes Gewicht auf diesen letzteren Gedanken.

Wenn die weißen Elemente die Hauptteile des sozialen Gerüstes zu schaffen vermocht haben, so offenbaren sie sich doch keineswegs im Gefüge des Gesamtbaues. Sie haben die verbindende Kraft geliefert, aber fast nichts weiter. So ist es ihnen nicht gelungen, das Werk, das sie ermöglichten, zu befestigen, da sie ihm ja nirgends die Dauer gesichert haben. Das Reich von Anahuac ging nur höchstens ins zehnte, das von Peru ins elfte Jahrhundert zurück, und es beweist auch nichts, daß die vorhergehenden Gesellschaften sich sehr weit in der Nacht der Zeiten verlieren. Es ist die Ansicht Humboldts, daß die Periode der sozialen Bewegung in Amerika nicht über fünf Jahrhunderte gedauert habe. Wie dem auch sei, die beiden großen Staaten, welche Cortez' und Pizarros gewaltsame Hand zerstörte, bezeichneten bereits die Ära des Verfalls, da der von Anahuac dem der Olmekas und der der Hochebene der peruanischen Anden dem ehedem von den Aymaras begründeten nachstand[1].

Die Anwesenheit einiger weißer Elemente, die durch den Stand der Dinge notwendig erfordert und ganz ungezwungen versichert wird, wird durch das doppelte Zeugnis der amerikanischen Überlieferungen selbst und anderer, uns durch die Skandinavier übermittelter Berichte aus dem

[1] Jomard, Les Antiquités américaines au point de vue de la géographie. p. 6.

Ende des zehnten und dem Anfang des elften Jahrhunderts bestätigt. Die Inkas erklärten den Spaniern, daß sie ihre Religion und ihre Gesetze von einem fremden Manne weißer Rasse hätten. Sie fügten sogar die so charakteristische Bemerkung hinzu, daß jene Menschen lange Bärte gehabt hätten — eine bei ihnen gänzlich ungewöhnliche Tatsache. Es läge kein Grund vor, einen überlieferten Bericht dieser Art zu verwerfen, selbst wenn er vereinzelt dastände[1].

Folgendes aber verleiht ihm eine unwiderstehliche Beweiskraft. Die Skandinavier Islands und Grönlands hielten es im zehnten Jahrhundert für unbezweifelbar, daß zwischen Nordamerika und Irland in sehr alter Zeit Beziehungen bestanden hätten. Sie hatten um so mehr Gründe, an der Möglichkeit der diesbezüglichen Tatsachen, die ihnen die Einwohner von Limerik erzählten, nicht zu zweifeln, als mehrere ihrer eigenen Expeditionen von den Stürmen auf dem Wege nach Amerika an die irländische Küste und auf dem Wege nach Irland an die amerikanische Küste verschlagen worden waren. Sie erzählten also, nach dem, was ihnen gesagt worden war, daß ein keltischer Krieger namens Madok, von der Insel Britannien ausziehend, sehr weit nach Westen geschifft sei[2], dort eine unbekannte angetroffen und einen kurzen Aufenthalt genommen habe. Nach Hause zurückgekehrt aber, hatte er keine anderen Gedanken mehr gehegt, als sich in dem überseeischen Lande

---

[1] Pickering, S. 113. Dieselbe Überlieferung mit denselben Einzelheiten findet sich bei den Muyskas in Bogota, also in beträchtlicher Entfernung von Mexiko.

[2] „Cambro-Britannos, ibidem, anno 1170, duce Madoco consedisse, nonnullis probatum habetur et alios quoque Europaeos, tam ante quam post hoc tempus, notitiam terral habuisse, non amplius absurdum aut improbabile existimatur." — Rafn. Antiq. americanae, Hafniae. 1837. 4°. p. III—IV.

niederzulassen, dessen geheimnisvolle Art ihm gefallen hatte. Er hatte Ansiedler, Männer und Frauen gesammelt, Vorräte herbeigeschafft, Schiffe ausgerüstet, war von dannen gezogen und nie wieder heimgekehrt. Diese Geschichte hatte sich bei den Skandinaviern Grönlands dermaßen verbreitet, daß im Jahre 1121[1] der Bischof Erik sich einschiffte, um, wie man annimmt, den alten irländischen Ansiedlern die Tröstungen und den Beistand der Religion zu bringen und sie im Glauben, in dem sie, wie man gerne annahm, festgeblieben waren, zu stützen.

Nicht nur in Grönland und in Island befestigte sich diese Überlieferung. Von Island, wo sie offenbar ins Leben getreten war, war sie nach England hinübergedrungen und hatte dort so vollkommen Glauben gefunden, daß die ersten britischen Ansiedler in Kanada in ihrer neuen Besitzung nicht weniger eifrig nach den Nachkommen Madoks suchten, als die Spanier unter Christoph Columbus zu Hispaniola nach den Untertanen des Großkhans von China gesucht hatten. Man glaubte sogar die Nachkommenschaft der keltischen Auswanderer in dem Indianerstamme der Mandaner gefunden zu haben. Noch einmal, alle diese Berichte sind ohne Zweifel dunkel; aber man kann ihr Alter nicht bestreiten, und noch viel weniger liegen Gründe vor, an ihrer vollkommenen, unverwerflichen Richtigkeit zu zweifeln.

Es ergibt sich daraus für die Irländer, aber sehr wahrscheinlich für die Irländer skandinavischer Abstammung, ein gewisser Nimbus von Abenteurermut und Sinn für ferne Unternehmungen. Diese Ansicht wird gestützt durch den unbestreitbaren Umstand, daß im Jahre 795 Seefahrer desselben Volkes in dem noch unbesetzten Island gelandet

---

[1] Rafn. Antiq. americ. p. 262. — „Excerpta ex annalibus Islandorum: ann. 1121: Eirikr Biskup of Graenlandi fór at leita Vínlands."

waren und daselbst Mönchssitze gegründet hatten[1]. Drei Norweger, der Meerkönig Naddok und die beiden Helden Ingulf und Hiorleïf, folgten diesem Beispiele und brachten 874 eine aus skandinavischen Adligen gebildete Ansiedlung nach der Insel, welche, vor den despotischen Ansprüchen Harald Schönhaars flüchtend, ein Land suchten, wo sie das unabhängige und stolze Dasein der alten arischen Odals fortsetzen könnten. Gewöhnt, wie wir sind, Island in seinem gegenwärtigen Zustande, wo es durch den Einfluß der Vulkane und das wachsende Eindringen des Eises unfruchtbar gemacht ist, zu betrachten, stellen wir es uns auch zu Anfang des Mittelalters so wenig bevölkert wie wir es heute sehen, auf die Rolle eines Anhängsels der übrigen normännischen Länder beschränkt, vor und verkennen das rege Leben, dessen Herd es damals war. Es ist leicht, so falsche Vorurteile zu berichtigen.

Dieses von der Blüte des norwegischen Adels auserkorene Land war ein Ausgangspunkt gewaltiger Unternehmungen, bei denen alle tatkräftigen Mannen der skandinavischen Welt beständig in reicher Zahl vertreten waren.[2] Jeden Tag zogen Scharen von dort aus, die auf den Walfischfang gingen und bald im äußersten Westen, bald im Südwesten nach neuen Ländern suchten. Dieser rührige Geist wurde durch die Masse der Skalden und gelehrten Mönche wach erhalten, welche einerseits die Kunde von den nordischen Altertümern auf die höchste Stufe gebracht und aus ihrem neuen Heim den poetischen Mittelpunkt der Rasse gemacht hatten, anderseits unaufhörlich die Kenntnis der

[1] A. de Humboldt, Examen critique de l'Histoire de la géographie du nouveau continent. T. II, p. 90 sqq.

[2] Beweise hierfür liegen in den Jahrbüchern der skandinavischen Königreiche überall in Fülle vor, aber vor allem bieten die isländischen Chroniken das lebendigste Bild der Tatsachen. Es genügt, sie durchzublättern, um überzeugt zu sein.

südlichen Literaturen dorthin verpflanzten und die Hauptschöpfungen der romanischen Länder in die Umgangssprache übertrugen[1].

Island war also im zehnten Jahrhundert ein sehr intelligentes, sehr volkreiches, sehr betriebsames, sehr mächtiges Land, und seine Einwohner bewiesen dieses zur Genüge durch die Tatsache, daß sie, die auf ihrer Insel erst im Jahre 874 angelangt und ansässig geworden waren, ihre ersten grönländischen Niederlassungen schon im Jahre 986 gründeten. Wir haben nur bei den Karthagern ein Beispiel von einer derartigen Überfülle an Kräften erlebt. Island war eben in der Tat, wie die Stadt der Dido, das Werk einer aristokratischen Rasse, die zu ihrer vollen Entwicklung gelangt war, bevor sie handelnd auftrat, und im Exil nicht allein die Behauptung, sondern sogar den Triumph ihrer Rechte suchte.

Als die Skandinavier in Grönland einmal Fuß gefaßt hatten, folgten und vermehrten sich dort ihre Niederlassungen schnell, und zu gleicher Zeit begannen Entdeckungsreisen nach Süden zu[2]. So wurde Amerika von den Meerkönigen aufgefunden, als hätte die Vorsehung gewollt, daß keinerlei Ruhm der edelsten der Rassen entginge.

Wir kennen die Geschichte der Beziehungen Grönlands zum westlichen Festlande nur sehr wenig, sehr mangelhaft, sehr dunkel. Nur zwei Punkte sind durch einige bis auf uns gelangte einheimische Chroniken mit der größten Sicherheit festgestellt worden. Erstlich, daß die Skandinavier im

---

[1] Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. S. 187 u. ö.

[2] Alexander von Humboldt bemerkt, daß Ostgrönland der skandinavischen Halbinsel und Nordschottland so nahe liegt, daß von einem dieser Punkte zum anderen nur eine Entfernung von 269 Seemeilen besteht — eine Strecke, die bei frischem, anhaltendem Winde zu Schiff in weniger als vier Tagen zurückgelegt werden kann (a. a. O. T. II, p. 76).

zehnten Jahrhundert bis nach Florida, südlich von dem Lande, in welchem sie Weinstöcke gefunden und das sie Vinland genannt hatten, vorgedrungen waren. In der Nähe war nach ihnen das alte Land der irischen Ansiedler, das ihre Urkunden Hvitramannaland, das Land der Weißen, nannten. Dies war der Ausdruck, dessen sich die Indianer, die ersten Urheber dieser Nachricht, bedient und den diejenigen, welche sie erhielten, kein Bedenken getragen hatten, durch das Wort Irland ed mikla, Irlandia magna, zu übersetzen[1].

Der zweite Punkt ist folgender: bis zum Jahre 1347 waren die Verbindungen zwischen Grönland und Niederkanada reichlich und bequem. Die Skandinavier luden dort Bauholz auf[2].

Um dieselbe Zeit vollzieht sich eine bedeutende Veränderung im Bestande der Bevölkerung von Grönland und Island. Das Eis gewinnt mehr Boden und macht das Klima allzu rauh und das Erdreich zu unfruchtbar. Die Bevölkerung nimmt mit reißender Schnelligkeit ab, und das in dem Maße, daß Grönland sich plötzlich gänzlich verlassen und öde zeigt, ohne daß man sagen könnte, was aus seinen Bewohnern geworden ist. Und doch sind sie nicht jählings durch Naturerschütterungen vernichtet worden. Man kann noch heute Überreste sehr zahlreicher Wohnungen und Kirchen sehen, die offenbar verlassen worden sind und nur unter der Einwirkung der Zeit und der Verwahrlosung einstürzen. Diese Überreste offenbaren keinerlei Spur eines gewaltsamen Naturereignisses, das die einstigen Einwohner verschlungen hätte. Diese letzteren müssen also, als sie ihre Wohnungen im Stiche ließen, unbedingt anderswohin gezogen sein, um eine neue Heimat zu suchen. Wohin sind sie gegangen?

---

[1] Isländische Chronik, betitelt Islendingabók, verfaßt um 1080 oder 1090. Antiquit. americ. p. 211

[2] Antiquit. americ. p. 265.

Man hat sie durchaus als Individuen, Mann für Mann, in den Staaten Nordeuropas wiederfinden wollen und dabei vergessen, daß es sich nicht um einzelne Menschen, sondern um wirkliche Völker handelte, die, wenn sie in Masse nach Norwegen, Holland oder Deutschland gekommen wären, eine Aufmerksamkeit erregt haben würden, deren Spur die Berichte der Chronisten erhalten hätten, was doch nicht der Fall ist. Berechtigter und vernünftiger ist die Annahme, daß die grönländischen Skandinavier und ein Teil der Leute von Island, die seit langen Jahren von den fruchtbaren und holzreichen Gebieten, von dem milden und verlockenden Klima des Weinlandes Kunde besaßen und es sich zur Gewohnheit gemacht hatten, die westlichen Meere zu durchstreifen, allmählich Länder, die für sie unbewohnbar wurden, gegen jene in jeder Beziehung vorzuziehende Heimat vertauschten und nach Amerika auswanderten, ganz wie vordem ihre Landsleute aus Schweden und Norwegen von ihren Felsen im Norden nach Rußland und den gallischen Ländern hinübergezogen waren[1].

---

[1] Die Skandinavier Islands und Grönlands, die unter der Verfassung der Odals lebten, beschäftigten sich weit mehr mit der Geschichte der Familien als mit der des Volks. Auch sind die meisten Urkunden, deren ich mich bedient habe, nur Familienchroniken und zum Preis der Taten eines Helden bestimmte Gesänge. Bei diesem Stand der Dinge begreift man, daß fast alle Reisebeschreibungen verloren gegangen und mit den Familien, die sie verherrlichten, verschwunden sind. Von einigermaßen Ausführlichem bleibt uns nur das, was sich auf das Geschlecht Eriks des Roten bezieht. Es ist also sehr wohl denkbar, daß, wenn die Seeleute aus diesem Hause immer auf das Weinland, das sie entdeckt, und das für sie eine Art Besitz war, ihr Augenmerk richteten, andere sich vorzugsweise verschiedenen Punkten, die ihnen im selben Sinne gehörten, zugewandt haben. Freilich ist dies nur eine Hypothese, aber sie ist natürlich und wird durch folgendes gestützt: ein isländisches Planiglob aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts teilt die Erde in vier Teile: Europa, Asien, Afrika und einen vierten, der für sich allein eine ganze Hemisphäre einnimmt und Synnri-bigd, oder süd-

So konnten die eingeborenen Rassen des neuen Festlandes sich durch einige Zuströme vom Blute der Weißen bereichern, und diejenigen, welche isländische oder skandinavische Mischlinge in ihrer Mitte bargen, sahen sich mit der Fähigkeit begabt, Zivilisationen zu schaffen — eine ruhmvolle Aufgabe, zu welcher ihre minder beglückten Stammesgenossen von Natur unfähig waren und immer blieben. Da aber der oder die Zuströme von der edlen Art, die sich bei den malaiischen Massen verbreiteten, zu schwach waren, um irgend etwas Gewaltiges oder Dauerhaftes hervorzubringen, so waren die Gesellschaften, die daraus erwuchsen, wenig zahlreich und vor allem sehr unvollkommen, sehr gebrechlich, sehr vergänglich, und in dem Maße, wie sie aufeinander folgten, weniger geistig begabt, weniger mit dem Siegel des Elementes, dem sie entstammten, gezeichnet, so daß, wenn die Neuentdeckung Amerikas durch Christoph Columbus, anstatt im fünfzehnten Jahrhundert zu erfolgen, erst im neunzehnten zur Tatsache geworden wäre, unsere Seeleute wahrscheinlich weder Mexiko noch Kuzko, noch Sonnentempel, sondern überall Wälder, und in diesen Wäldern Ruinen gefunden haben würden, von denselben Wilden heimgesucht, die sie heute durchstreifen[1].

---

liche Gegend der bewohnten Erde, heißt. Diese Karte ist bereits bei mehreren Gelegenheiten veröffentlicht worden. Sie steht übrigens nicht allein und beweist, daß die Isländer dem amerikanischen Festlande eine sehr große Ausdehnung nach Süden hin zuschrieben; somit hatten sie sich nicht darauf beschränkt, nur dessen nördliche Hälfte zu besuchen.

[1] A. v. Humboldt versetzt den Zustand bekannter Zivilisation bei den Azteken und den Inkas zwischen die Zeit der skandinavischen Entdeckungszüge und das fünfzehnte Jahrhundert. Diese beiden höchsten Kraftäußerungen des amerikanischen Geselligkeitstriebes waren nach ihm sehr schwach und denen gegenüber, die ihnen um durchschnittlich etwa fünfhundert Jahre vorangegangen waren, sehr minderwertig. Es ist hier der Ort, einige Worte über eine sehr verbreitete und sehr annehmbare Hypothese zu sagen, welche den Völ-

Die amerikanischen Zivilisationen waren so schwach, daß sie beim ersten Anstoß in Staub gesunken sind. Die besonders begabten Stämme, die ihre Träger waren, haben sich ohne weiteres vor dem Schwert einer verschwindend kleinen Siegerschar zerstreut, und die Volksmassen, die jene über sich hatten ergehen lassen, ohne sie zu begreifen, sahen es wieder in ihre freie Wahl gestellt, ob sie den Weg ihrer neuen Herrn einschlagen oder in ihrer früheren Barbarei fortleben wollten. Die meisten haben es vorgezogen, sich für letzteres zu entscheiden; sie wetteifern an Vertierung mit dem Besten der Art, was man in Australien sehen kann. Einige besitzen sogar das Bewußtsein ihrer Erniedrigung und lassen sich alle deren Folgen gefallen. Zu dieser Zahl gehört der brasilische Stamm, der sich für seine Feste ein Tanzliedchen mit folgenden Worten gemacht hat:

---

kern Ostasiens, Chinesen und Japanern, einen großen Einfluß auf die Entstehung der Zivilisationen des alten amerikanischen Festlandes zuschreibt. A. v. Humboldt (Vue des Cordillères), Prescott im dritten Bande seiner Geschichte der Eroberung Mexikos, Morton und die meisten der heutigen Altertumsforscher verfechten entweder energisch die Möglichkeit dieser Tatsachen oder ziehen sie doch kaum in Zweifel. Nichts ist in der Tat natürlicher, als daß zufällige, oder selbst vorher eingeleitete Verkehrsbeziehungen nach dieser Seite bestanden haben, und es wird vielleicht eines Tages in befriedigender Weise bewiesen werden können, daß das Land Fon-dang, das einige chinesische Schriftsteller als im Westen liegend anführen, nichts anderes ist, als das amerikanische Festland. Ich habe gleichwohl nicht geglaubt, meine Beweisführung unmittelbar an diese Anschauung anknüpfen zu sollen, indem ich diese letztere, soweit Japan dabei in Frage kommt, für sehr bedeutender Entwicklungen fähig halte, denen vorzugreifen gefährlich wäre. Wenn die Tatsache festgestellt ist, wird sich daraus ergeben, daß Amerika außer dem, was es von den Skandinaviern empfangen hat, auch noch durch die Vermittlung schwach arianisierter malaiischer Abenteurer einen kleinen Teil mehr von der edlen Art in sich aufgenommen hat. Keiner der hier aufgestellten Grundgedanken wird hierdurch erschüttert werden.

„Wenn ich tot bin,
Wein' nicht um mich,
Da ist der Geier,
Der wird um mich weinen.
Wenn ich tot bin,
Wirf mich in den Wald;
Da ist das Armadill,
Das wird mich begraben."

Philosophischer kann man nicht sein[1], man läßt sich die Raubtiere als Totengräber gefallen. Die amerikanischen Völker haben also das Licht der Zivilisation nur in einem einzigen Augenblicke und in gar düsterer Beleuchtung empfangen. Jetzt sind sie in ihren Normalzustand zurückgelangt: es ist eine Art geistigen halben Nichtseins, und nichts als der leibliche Tod soll sie dem entreißen[2].

Ich täusche mich. Viele dieser Völker scheinen im Gegenteil vor diesem elenden Ende geschützt. Man braucht die Frage nur von einem neuen Gesichtspunkte zu betrachten, um Geschmack an dieser Behauptung zu finden.

Ebenso wie die zwischen den Eingeborenen und den isländischen und skandinavischen Ansiedlern vollzogenen Verbindungen verhältnismäßig zivilisationsfähige Mischlinge hervorzubringen vermochten, so haben auch die Nachkommen der spanischen und portugiesischen Sieger durch ihre Vermählung mit den Frauen der von ihnen eingenommenen Länder einer der alten Bevölkerung überlegenen Mischrasse das Leben gegeben. Aber wenn man das Los der Eingeborenen Amerikas von dieser Seite betrachten will, so muß man zugleich die Abnahme berücksichtigen, welche sich eben durch die Tatsache dieser Verbindung in den Fähigkeiten

---

[1] Dieses Lied in der lingoa geral wird von Martius und Spix mitgeteilt (a. a. O. Bd. III, S. 1085).

[2] Humboldt, Hist. critique etc. T. II, p. 128. Seine Beobachtungen beziehen sich vornehmlich auf die Jägervölker der nördlichen Halbkugel.

der europäischen Gruppen, die es über sich vermocht haben, sie einzugehen, kundgibt. Wenn die Indianer der spanischen und portugiesischen Länder hie und da etwas weniger verkümmert, wenn sie vor allem unendlich viel zahlreicher sind[1], als die der übrigen Gegenden der Neuen Welt, so ist doch dagegen zu bedenken, daß diese Verbesserung in der Beschaffenheit ihrer Anlagen gar winzig, und daß ihre greifbarste Folge die schmachvolle Erniedrigung der herrschenden Rassen gewesen ist. Südamerika, in seinem Kreolenblut verkommen, besitzt hinfort kein Mittel mehr, seine Mestizen aller Varietäten und aller Klassen in ihrem Falle aufzuhalten. Ihr Verfall ist rettungslos.

---

[1] Alexander v. Humboldt beweist sogar, daß die eingeborene Bevölkerung der spanischen Länder auf dem Wege des Wohlstandes und der Vermehrung begriffen ist, natürlich zum Nachteil der Abkömmlinge der in dieser Masse aufgegangenen Sieger. A. a. O. T. II, p. 129. Dieser Umstand stört ernstlich die Gewissensruhe der amerikanischen Forscher, in deren Lande eine ganz entgegengesetzte Erscheinung sich kundgibt. Er erschüttert fast ihr Vertrauen in die sogenannten Wohltaten der Zivilisation, und Pickering, der im übrigen alle vernünftigen Begriffe durcheinanderwirft, stellt sich (p. 21) die Frage: „By an exception to the usual tendency of civilisation, there are grounds for questioning whether Peru has altogether gained by the change.“ — Diesen Zweifel hätte der gelehrte Amerikaner vielmehr hinsichtlich der Leni-Lenape aufwerfen sollen.

Achtes Kapitel

Die europäischen Ansiedlungen in Amerika

Die Beziehungen der amerikanischen Eingeborenen zu den europäischen Völkern, welche die Entdeckung des Jahres 1492 zur Folge hatte, wurden durch sehr verschiedene Züge charakterisiert, für welche das Maß von ursprünglicher Verwandtschaft zwischen den einander gegenübertretenden Gruppen bestimmend war. Von Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den Völkern der Neuen Welt und den Seefahrern der Alten zu reden, wird zunächst gewagt erscheinen. Wenn man aber genauer hierüber nachdenkt, wird man sich klar machen, daß nichts tatsächlicher sein kann, und die Wirkungen davon erkennen.

Die überseeischen Völker, welche am meisten auf die Indianer gewirkt haben, sind die Spanier, die Portugiesen, die Franzosen und die Engländer.

Gleich seit dem Beginn ihrer Niederlassung haben die Untertanen der katholischen Könige sich den Leuten des Landes intim genähert. Gewiß haben sie sie ausgeraubt, mißhandelt und sehr oft niedergemetzelt. Derartige Vorkommnisse sind von jeder Eroberung, ja selbst von jeder Herrschaft unzertrennlich. Darum bleibt es aber doch wahr, daß die Spanier der politischen Verfassung ihrer Besiegten Achtung zollten und sie, insoweit sie ihrer Oberhoheit nicht entgegentrat, respektierten. Sie bewilligten ihren Fürsten

den Rang als Edelleute und den Titel Don. Sie bedienten sich der einem Kaiser gegenüber üblichen Formeln, wenn sie sich an Montezuma wandten, und selbst nachdem sie seine Absetzung ausgesprochen und sein Todesurteil vollstreckt hatten, sprachen sie von ihm nur mit der Bezeichnung Majestät. Sie ließen seine Verwandten zur Grandenwürde zu und machten es mit den Inkas ebenso. Nach diesem Grundsatze heirateten sie ohne weiteres Kazikentöchter und gelangten von Stufe zu Stufe in der Toleranz dahin, daß sie unbedenklich eine Hidalgofamilie mit einer Mulattenfamilie verbanden. Man könnte glauben, daß dies Verfahren, das wir „liberal" nennen würden, den Spaniern durch die Notwendigkeit auferlegt worden sei, sich Bevölkerungen zu gewinnen, die zu zahlreich waren, als daß man nicht hätte Rücksicht auf sie nehmen sollen; aber in manchen Gegenden, wo sie nur mit wilden dünn gesäten Stämmen zu tun hatten, in Zentralamerika, in Bogota, in Kalifornien, gingen sie ganz ebenso zu Werke. Die Portugiesen ahmten ihr Beispiel im vollsten Umfange nach. Nachdem sie einen gewissen Umkreis um Rio de Janeiro frei gemacht hatten, mischten sie sich ohne Skrupel mit den ehemaligen Besitzern des Landes, ohne an deren vertiertem Zustande Anstoß zu nehmen. Diese Umgänglichkeit rührte ohne allen Zweifel von den Anziehungsmomenten her, welche die Zusammensetzung der betreffenden Rassen zwischen Herren und Untertanen bestehen ließ.

Bei den von der pyrenäischen Halbinsel herkommenden Abenteurern, welche meistens Andalusien angehörten[1], herrschte das semitische Blut vor, und einige gelbe Elemente, die

[1] Eine Ausnahme hiervon ist zugunsten der europäischen Bevölkerung Chiles zu machen. Sie ist in der Mehrzahl aus Nordspanien gekommen und hat sich weniger mit den Eingeborenen vermischt; sie ist also ganz natürlicherweise den Einwohnern der Nachbarrepubliken überlegen, und ihre politischen Zustände tragen die Spuren hiervon.

auf die iberischen und keltischen Bestandteile des Stammbaumes zurückzuführen waren, verliehen diesen Gruppen gewissermaßen die Bedeutung von Malaien. Ihre weißen Elemente waren dort in der Minorität gegenüber der Art der Schwarzgemischten. Es existierte also eine wirkliche Verwandtschaft zwischen Siegern und Besiegten, und es ging daraus eine ziemlich große Leichtigkeit der Verständigung und dementsprechender Hang zur Vermischung hervor.

Bei den Franzosen war es annähernd ebenso, wiewohl in einer anderen Gegend, und keineswegs in den ebengenannten. In Kanada haben sich unsere Auswanderer sehr häufig die Verbindung mit den Eingeborenen gefallen lassen und — was seitens der angelsächsischen Ansiedler immer sehr selten blieb — oft und ohne Schwierigkeit die Lebensweise der Verwandten ihrer Frauen angenommen. Die Mischungen sind so leicht gewesen, daß man wenige altkanadische Familien findet, die sich nicht wenigstens von ferne mit der Rasse der Indianer berührt hätten; und doch haben dieselben, im Norden so willfährigen Franzosen im Süden jede denkbare Verbindung mit der Negerrasse immer nur wie ein Brandmal gelten lassen und in den Mulatten nur verworfene Mißgeburten sehen wollen. Die Ursache dieser scheinbaren Inkonsequenz ist leicht zu erklären. Die meisten der Familien, welche sich zuerst in Kanada und auf den Antillen niedergelassen haben, gehörten den Provinzen Bretagne oder Normandie an. Bei dem keltischen Teile ihres Blutes bestand eine Verwandtschaft mit den stark gelben malaiischen Stämmen Kanadas, während ihre ganze Natur dem Eingehen einer Verbindung mit der schwarzen Rasse in den Gebieten, wo sie ihr nahe kamen, widerstrebte — sehr im Gegensatze, wie wir gesehen haben, zu den spanischen Ansiedlern, welche in Südamerika, in Zentralamerika, in Mexiko heutzutage — dank den Kreuzungen aller Art, zu denen sie sich leicht bereit gefunden haben — in einem Verhältnisse

leidiger Harmonie zu den Eingeborenengruppen ihrer Umgebung stehen.

Es wäre gewiß ungerecht, wenn man behaupten wollte, daß der Bürger der mexikanischen Republik oder der improvisierte General, der in der argentinischen Konföderation jeden Augenblick auftaucht, auf derselben Stufe stünden wie der menschenfressende Botokude, aber ebensowenig kann man leugnen, daß die Entfernung, welche diese beiden Glieder meiner Aufstellung trennt, keine grenzenlos weite ist, und daß sich die Vetterschaft unter sehr vielen Gesichtspunkten entdecken läßt. All dieses Indianervolk, Waldbewohner, Goldsucher, Krieger, wenn sich's gerade fügt, halb weiß, halb eingeborene Mulatten — all dieses Volk, vom Staatspräsidenten bis zum letzten Landstreicher, versteht sich wundervoll und weiß zusammen zu leben. Man merkt dies übrigens auch an der Weise, wie der wilde Reiter der Pampas es anfängt, die europäischen Gesetzeseinrichtungen zu behandeln, zu deren Annahme unsere propagandistische Narrheit ihn verleitet hat. Die Regierungen Südamerikas sind wohl nur mit dem Reiche Haiti zu vergleichen, das wird man in Zukunft wohl oder übel einsehen müssen. Und die Leute, welche vordem am eifrigsten der angeblichen Emanzipation dieser Völker zujubelten und die schönsten Resultate davon erwarteten, sie sind heute mit Recht ungläubig geworden im Hinblick auf eine Zukunft, die sie mit ihren Wünschen, ihren Schriften und ihren Taten so sehr beschleunigt haben, und sagen am allerlautesten voraus, daß es eines Joches für diese Mestizenhaufen bedürfen werde und daß einzig eine Fremdherrschaft ihnen die kräftige Erziehung geben könne, die ihnen nottue. Indem sie so reden, zeigen sie — mit einem Lächeln der Befriedigung — mit dem Finger auf den Punkt des Horizontes, von dem die auserwählten Eroberer bereits nahen: sie zeigen auf die Angelsachsen der Vereinigten Staaten von Amerika. Dieser

Name „Angelsachsen" scheint der Phantasie der Bürger des großen transatlantischen Bundes zu schmeicheln. Trotz der immer zweifelhafteren Berechtigung, mit der die heutige Bevölkerung ihn wohl nur noch in Anspruch nehmen darf, wollen wir ihn ihr doch zunächst auf einen Augenblick geben, wäre es auch nur, um uns die Prüfung der ersten Zeiten der Völkermasse, deren Kern die englischen Ansiedler bilden, zu erleichtern.

Diese Angelsachsen, diese Leute britischer Herkunft, bezeichnen die zugleich dem Blute der Eingeborenen und dem der Neger Afrikas fernestestehende Schattierung. Nicht als könnte man in ihrem Wesen nicht einzelne Spuren finnischer Verwandtschaften auffinden, aber sie werden durch die allerdings verknöcherte, einigermaßen verblaßte, ihrer großartigen Seiten beraubte, immer aber noch straffe und kraftvolle Germanenart, die in ihrem Organismus noch fortlebt, aufgewogen. Sie sind also für die reinen oder Mischlingsvertreter der beiden großen niederen Varietäten der Gattung unversöhnliche Widersacher. Das ist ihre Stellung in ihrem eigenen Gebiete. Soweit dagegen die anderen, unabhängigen Länder Amerikas in Betracht kommen, bilden sie einen starken Staat gegenüber Staaten, die im Sterben liegen. Diese letzteren besitzen, anstatt der amerikanischen Union, mangels einer nur einigermaßen geschlossenen Rassenverfassung wenigstens eine gewisse Erfahrung in der Zivilisation und die scheinbare oder vorübergehende Energie einer despotischen Regierung entgegenstellen zu können, nur die Anarchie in allen ihren Graden; und welche Anarchie, da sie die grellen Gegensätze des malaiischen Amerika und des romanisierten Europa vereinigt!

Der in den Vereinigten Staaten vorhandene angelsächsische Kern hat es also nicht schwer, sich als das lebenskräftige Element des neuen Kontinentes anerkennen zu lassen. Er sieht sich den anderen Bevölkerungen gegenüber in jene

Stellung erdrückender Überlegenheit versetzt, in welcher sich ehedem alle Zweige der arischen Familie, Hindu, chinesische Kschattrya, Iranier, Sarmaten, Skandinavier, Germanen, angesichts der Mischlingsmassen befanden. Wiewohl dieser letzte Vertreter der Hauptrasse stark verfallen ist, bietet er gleichwohl ein sehr merkwürdiges Bild der Gesinnungen der letzteren gegen die übrige Menschheit. Die Angelsachsen betragen sich als Herren gegen die geringeren oder auch nur ihnen fremden Völker, und es dürfte nicht nutzlos sein, bei dieser Gelegenheit die Berührung einer starken mit einer schwachen Gruppe im einzelnen zu studieren. Die Entfernung der Zeiten und die Dunkelheit der Jahrbücher haben uns nicht immer vergönnt, die Züge dieses Bildes mit der hier gebotenen Deutlichkeit wahrzunehmen.

Die angelsächsischen Reste in Nordamerika bilden eine Menschengruppe, die nicht einen einzigen Augenblick an ihrer angeborenen Überlegenheit über das übrige Menschengeschlecht und an den Rechten der Geburt, welche diese Überlegenheit ihr verleiht, zweifelt. Von solchen Anschauungen erfüllt (die noch mehr Instinkte als Begriffe sind), und von ganz anders anspruchsvollen Bedürfnissen beherrscht, als die der Jahrhunderte waren, in welchen die Zivilisation nur erst im Zustande natürlicher Anlagen bestand, hat sich diese Menschengruppe nicht einmal dazu verstanden, wie die Germanen, das Land mit den ehemaligen Besitzern zu teilen. Sie hat diese ausgeplündert, von Einöde zu Einöde zurückgedrängt. Sie hat ihnen mit Gewalt und zu niedrigem Preise den Boden abgekauft, den sie nicht verkaufen wollten, und den elenden Fetzen Landes, den sie ihnen durch wiederholte feierliche Verträge verbürgt hat, weil doch diese Unglücklichen irgendwo den Fuß aufsetzen können mußten, hat sie nicht gesäumt, ihnen zu nehmen, weil sie nicht nur ihre Anwesenheit nicht mehr dulden wollte, nein, weil sie ihnen das Leben nicht mehr gönnte. Ihre vernünftelnde, gesetzliche Formen

liebende Natur hat sie tausenderlei Ausflüchte erfinden lassen, um die Stimme der Gerechtigkeit mit der noch gebieterischeren einer Raubgier ohne Grenzen in Einklang zu bringen. Sie hat Worte, Theorien, Deklamationen ersonnen, um ihr Verfahren als unschuldig hinzustellen. Vielleicht hat sie im geheimsten Winkel ihres Gewissens das Unpassende dieser traurigen Ausreden erkannt. Sie hat aber darum nicht minder an der Ausübung des Rechtes, alles an sich zu reißen, festgehalten, das ihr erstes, am schärfsten in ihr Herz eingegrabenes Gesetz ist.

Den Negern gegenüber zeigt sie sich nicht weniger herrisch, als gegen die Eingeborenen: Letztere plündert sie bis auf das Mark aus, erstere duckt sie ohne Bedenken bis zu dem Boden hinab, den sie für sie bearbeiten. Und dies ist um so merkwürdiger, als es mit den Humanitätsgrundsätzen, zu denen sich die so Vorgehenden bekennen, nicht im Einklange steht. Diese Inkonsequenz verlangt eine Erklärung. In dem Grade, auf den sie hier getrieben ist, ist sie ganz neu auf Erden. Die Germanen haben das Beispiel dafür nicht gegeben. Sie begnügten sich mit einem Anteil an den Ländereien und gewährleisteten ihren Besiegten die freie Benutzung des Übrigen. Sie hatten zu wenig Bedürfnisse, um sich versucht zu fühlen, alles an sich zu reißen. Sie waren zu naturwüchsig, um den Gedanken zu fassen, ihren Untertanen oder fremden Völkern den Gebrauch von Likören oder Giftstoffen aufzunötigen. Dies ist eine Erfindung der Neuzeit. Weder den Vandalen, noch den Goten, noch den Franken, noch den ersten Sachsen war es in den Sinn gekommen, dergleichen zu tun, und die Zivilisationen der Alten Welt, wiewohl raffinierter und auch verderbter, hatten ebensowenig daran gedacht. Nicht der Brahmane, nicht der Magier haben das Bedürfnis empfunden, alles, was sich ihrer Denkart nicht anschloß, ringsum aufs allergründlichste verschwinden zu lassen. Unsere Zivilisation ist die einzige,

welche diesen Instinkt und zugleich diese Gewalt des Nordens besessen hat. Sie ist die einzige, die ohne Zorn, ohne Aufregung, im Gegenteil in dem Wahne, über alle Maßen mild und mitleidig zu sein und unter Verkündung der unbegrenztesten Sanftmut, unaufhörlich daran arbeitet, sich mit einem Horizonte von Gräbern zu umgeben. Der Grund hiervon ist der, daß sie nur lebt, um das Nützliche zu finden, daß alles, was ihr in ihren Bestrebungen nicht nützt, ihr schadet, und daß konsequentermaßen alles, was schadet, im voraus verurteilt und, wenn der Augenblick gekommen ist, vertilgt wird.

Die Anglo-Amerikaner haben, als überzeugte und treue Vertreter dieser Art von Kultur, deren Gesetzen entsprechend gehandelt. Man kann sie nicht tadeln. Ohne Heuchelei haben sie sich für berechtigt gehalten, in die einmütigen Beschwerden, welche das achtzehnte Jahrhundert gegen jede Art politischen Zwanges, insbesondere gegen die Sklaverei der Schwarzen, erhoben hatte, mit einzustimmen. Parteien und Völker genießen, wie die Frauen, das Vorrecht, der Logik Trotz zu bieten und die erstaunlichsten Gegensätze auf dem geistigen wie dem sittlichen Gebiete zu vereinigen, ohne daß sie darum unaufrichtig wären. Die Mitbürger Washingtons deklamierten energisch zugunsten der Befreiung der Negerrasse, hielten sich aber darum nicht für verpflichtet, das Beispiel zu geben. Wie die Schweizer, ihre theoretischen Nebenbuhler in der Liebe zur Gleichheit, noch die Gesetzgebung des Mittelalters gegen die Juden aufrechtzuerhalten wissen, so haben sie ihre schwarzen Leibeigenen mit der äußersten Härte, mit der äußersten Verachtung behandelt. Mehr als einer der Helden ihrer Unabhängigkeit hat ihnen das Beispiel dieses instinktiven Widerspruches zwischen Grundsätzen und Handlungen gegeben. Jefferson hat in seinen Verhältnissen mit seinen Negersklavinnen und seinem Benehmen gegenüber den ihnen entsprossenen Kindern Denkmäler hinterlassen, die

im Kleinen den Ausschreitungen der ersten weißen Hamiten in etwa entsprechen.

Die Angelsachsen Amerikas sind aufrichtig religiös: dieser Zug ist ihnen von der edlen Seite ihrer Abstammung ziemlich fest eingeprägt geblieben. Indessen lassen sie sich weder die Schreckwirkungen noch den Despotismus des Glaubens gefallen. Als Christen sehen wir sie zwar nicht, wie die alten Skandinavier, davon träumen, den Himmel zu erstürmen und auf gleichem Fuße mit der Gottheit zu kämpfen; aber sie reden frei über diese, und — eine Eigentümlichkeit, die wahrhaft typisch ist — bei all ihren Erörterungen darüber leugnen sie sie doch niemals, worin sie wiederum ihren arischen Ahnen gleichen, sondern bleiben in jener merkwürdigen Mittelsphäre, die, einerseits bis an den Aberglauben, anderseits bis an den Atheismus reichend, sich doch mit gleichem Widerwillen, gleichem Schauder über diesen beiden Abgründen erhält.

Vom Durste besessen, zu herrschen, zu gebieten, zu besitzen, immerfort zu erobern und sich auszubreiten, sind die Angelsachsen Amerikas von Hause aus Ackerbauer und Krieger; ich sage Krieger, nicht Soldaten. Ihr Unabhängigkeitsbedürfnis steht dem im Wege. Dieses letztere Gefühl war zu allen Zeiten die Grundlage und die Triebfeder ihres politischen Daseins. Sie haben es sich nicht erst infolge ihres Bruches mit dem Mutterlande angeeignet, sie haben es immer besessen. Was sie bei ihrer Revolution gewonnen haben, ist bedeutsam, denn von diesem Augenblicke an haben sie sich in ihrem Auftreten nach außen durchweg und ungehemmt imstande gesehen, ihre Kräfte nach ihrem Belieben zu unbegrenzter Ausdehnung zu verwenden. Aber was das Wesentliche ihrer inneren Verfassung betrifft, so ist kein neuer Keim darin zutage gekommen. Mit oder ohne die Beteiligung des Mutterlandes mußten die Völker der heutigen Vereinigten Staaten ihrer Anlage nach sich in der Richtung

ihres Gemeindelebens entwickeln, in der wir sie begriffen sehen. Ihre obrigkeitlichen Ämter, die durch Wahl und auf Zeit besetzt werden, ihre eifersüchtige Überwachung des Staatsoberhauptes, ihre Vorliebe für föderative Zersplitterung erinnern genau an die Viçpatis der ältesten Hindu, an die Trennung nach Stämmen, an die Bünde der verwandten Völker, der einstigen Beherrscher Nordpersiens, Germaniens und der sächsischen Heptarchie. Selbst die gesetzlichen Einrichtungen in betreff des Grundeigentumes haben noch viele Züge von der Theorie des Odals.

Man legt also gewöhnlich der Krisis, in welcher Washington sich auszeichnete, einen nicht genügend erwogenen Wert bei. Sicherlich war es eine bedeutsame Entwicklung in den Geschicken der nach Amerika verpflanzten Angelsachsengruppe. Es war ein Stadium des Glanzes und zugleich der Stärkung; aber eine Geburt, eine Begründung der Nationalität darin zu erkennen, das heißt zugleich dem Ruhme der Gefährten Penns oder der virginischen Edelleute und der richtigen Schätzung der Tatsachen Abbruch tun. Die Losreißung vom Mutterlande ist nur eine notwendige Anwendung bereits bestehender Prinzipien gewesen, und das wirkliche Stufenjahr der Vereinigten Staaten ist noch nicht gekommen.

Dieses republikanische Volk verrät zwei Gefühle, die von den natürlichen Neigungen aller aus übermäßigen Mischungen hervorgegangenen Demokratien vollständig abstechen. Erstlich die Vorliebe für die Überlieferung, für das Alte, oder, um einen juristischen Ausdruck zu gebrauchen, für die Präzedenzfälle; eine so ausgesprochene Vorliebe, daß sie in der Stimmungswelt der Amerikaner sogar das Bild Englands zahlreichen Ursachen zum Groll gegenüber in Schutz nimmt. In Amerika ändert man die Gesetzeseinrichtungen viel und unaufhörlich; aber es besteht bei den Abkömmlingen der Angelsachsen ein entschiedener Wider-

wille gegen radikale und plötzliche Umgestaltungen. Viele zu der Zeit, da das Land noch unterworfen war, vom Mutterlande eingeführte Gesetze sind in Kraft geblieben. Mehrere atmen sogar, inmitten der Kundgebungen des modernen Lebens ringsum, einen Duft hohen Alters, wie er bei uns mit den Erinnerungen an die Feudalzeit verbunden ist.

Zweitens legen die selben Amerikaner weit größeren Wert auf die gesellschaftlichen Auszeichnungen, als sie gestehen, nur wollen alle sie besitzen. Der Name Bürger ist nicht populärer bei ihnen geworden als der ritterliche Titel squire, und diese instinktive Voreingenommenheit für die persönliche Stellung hat, von Ansiedlern des gleichen Stammes nach Kanada gebracht, dort die selben Wirkungen hervorgerufen. Man liest vielfach in den Zeitungen von Montreal, auf der Anzeigenseite, daß Herr N. N., Spezereihändler und Gentleman, diese und jene Eßwaren dem Publikum bestens empfohlen hält.

Dies ist nicht etwa ein nichtssagender Gebrauch, er bezeichnet bei den Demokraten der Neuen Welt ein Höherhinauswollen, das zu den gerade umgekehrten Neigungen der Umstürzler der Alten im vollkommensten Gegensatze steht. Letztere streben vielmehr dahin, so tief wie möglich hinabzusteigen, um die höchsten, mindest zahlreichen Rassensubstanzen auf das Niveau der niedrigsten, die vermöge ihrer Fülle den Ton angeben und alles dirigieren, herabzudrücken.

Die angelsächsische Gruppe vertritt also nicht vollständig das, was man auf dieser Seite des Atlantischen Ozeans unter der Bezeichnung Demokratie versteht. Sie ist vielmehr ein Generalstab ohne Truppen. Es sind zur Herrschaft geeignete Menschen, die diese Fähigkeit an ihresgleichen nicht üben können, sie aber gerne den unter ihnen Stehenden fühlbar machen möchten. Sie sind in dieser Beziehung in einer ähnlichen Lage wie die germanischen Völker kurze Zeit

vor dem fünften Jahrhundert. Sie sind, mit einem Worte, Kandidaten für Königtum und Adel, ausgestattet mit den nötigen Mitteln des Geistes, um ihre Pläne zu rechtfertigen: es bleibt nur die Frage, ob die umgebenden Verhältnisse sie begünstigen werden. Wie dem auch sei, will man heutzutage dem gefürchteten Manne, der in der Sprache der entarteten, ihn fürchtenden Völker ein Barbar heißt, in die Augen sehen, ihn nach Wunsch kennenlernen, so trete man zum Mexikaner und höre ihn reden. Und wenn man der Richtung seines erschreckten Blickes folgt, so wird man den Jäger von Kentucky schauen. Dies ist der letzte Ausdruck des Germanen, der Franke, der Langobarde unserer Tage! Der Mexikaner hat recht, ihn als Barbaren ohne Heldenmut und ohne Großmut zu bezeichnen, aber darum braucht er zweifellos noch nicht ohne Energie und ohne Macht zu sein.

Indessen ist hier, was auch die erschreckten Völker sagen mögen, der Barbar in den nützlichen Zweigen der Zivilisation weiter fortgeschritten als sie selbst. Dieses Verhältnis ist nicht ohne Präzedenzfälle. Als die Heere des semitischen Roms die Königreiche Niederasiens eroberten, da fand es sich, daß die Römer und die Hellenisierten ihre Kulturweise aus denselben Quellen geschöpft hatten. Die Leute der Seleukiden und der Ptolemäer hielten sich für unendlich viel verfeinerter und bewundernswerter, weil sie länger in der Verderbtheit dahingekümmert und künstlerischer veranlagt waren. Die Römer, welche eine bessere Auffassung für das Nützliche und praktischere, wenn auch weniger glänzende Eigenschaften als ihre Feinde in sich verspürten, prophezeiten sich daraus den Sieg. Sie hatten recht, und der Ausgang lehrte es.

Die angelsächsische Gruppe darf mit Recht dieselben Aussichten in der Ferne aufdämmern sehen. Sei es durch unmittelbare Eroberung, sei es durch soziale Beeinflussung, die

Nordamerikaner scheinen bestimmt, sich über die gesamte Oberfläche der Neuen Welt als Herren auszubreiten. Wer sollte sie aufhalten? Ihre eigenen Spaltungen vielleicht, wenn sie zu früh zum Ausbruch kämen. Außer dieser Gefahr haben sie nichts zu fürchten. Aber man muß auch gestehen, daß sie nicht ohne Ernst ist.

Der Leser hat bereits bemerkt, daß ich, um ein klareres Bild von dem Stärkegrade zu gewinnen, zu welchem die Einwirkung des Volkes der Vereinigten Staaten auf die übrigen Gruppen der Neuen Welt es bringen könnte, nur erst von der Rasse, welche die Nation begründet hat, geredet und diese nach einer durchaus willkürlichen Voraussetzung so betrachtet habe, als sei sie noch heute in ihrem besonderen Rassenwerte erhalten und bestimmt, ins Unendliche fort darin zu verharren. Nun könnte aber nichts unbegründeter sein. Die amerikanische Union stellt ganz im Gegenteil unter den Ländern der Erde dasjenige dar, das seit dem Anfang des Jahrhunderts, und namentlich in diesen letzten Jahren, die größte Masse heterogener Elemente auf sein Gebiet hat einströmen sehen. Das ist ein neuer Gesichtspunkt, welcher die weiter oben aufgestellten Schlußfolgerungen, wenn auch nicht völlig verändern, doch zum mindesten ernstlich einschränken kann.

Ganz gewiß sind die bedeutenden Anschwemmungen neuer Elemente, welche die Auswanderungen bringen, nicht von der Art, daß sie der Union irgendwie eine Minderwertigkeit gegenüber den anderen amerikanischen Gruppen schüfen. Diese sind, in ihrer Vermischung mit den Eingeborenen und den Negern, ganz schlechterdings herabgesunken, und so niedrig auch gewisse der aus Europa hinzugekommenen Elemente im Werte stehen mögen, immer haftet ihnen doch der Makel der Entartung weniger an, als dem Grundstock der Bevölkerungen Mexikos oder Brasiliens. Nichts in den folgenden Bemerkungen hebt also das zuvor von dem moralischen

Übergewicht der Staaten Nordamerikas gegenüber den anderen staatlichen Verbänden desselben Kontinentes Gesagte auf. Aber was das Verhältnis von Washingtons Republik zu Europa betrifft, so steht es damit ganz anders.

Die angelsächsischen Nachkommen der ehemaligen englischen Ansiedler bilden nicht mehr die Mehrzahl der Bewohner des Landes, und wenn die Bewegung, welche die Irländer und die Deutschen jährlich zu Hunderttausenden auf den Boden Amerikas treibt, sich nur noch einige Zeit forterhält, so wird die nationale Rasse noch vor Ablauf des Jahrhunderts zum Teil vernichtet sein. Übrigens ist sie bereits durch die Mischungen stark geschwächt. Sie wird ohne Zweifel noch eine Zeitlang scheinbar den Ton angeben. Dann wird auch dieser Schein verschwinden und die Herrschaft ganz und gar in der Hand einer Mischfamilie ruhen, in welcher das angelsächsische Element nur noch eine äußerst untergeordnete Rolle spielen wird. Ich will beiläufig bemerken, daß die Hauptmasse der ursprünglichen Varietät sich bereits von den Meeresküsten entfernt und sich in den Westen vergräbt, wo die Lebensweise ihrer Betriebsamkeit und ihrem verwegenen Mute besser zusagt.

Aber die Neuangekommenen, was sind sie? Sie bieten die buntesten Muster derjenigen Rassen des alten Europa, von denen am wenigsten zu erwarten ist. Sie sind die Produkte der Trümmer aller Zeiten: Irländer, Deutsche, so und so vielfache Mischlinge, einige Franzosen, um die es nicht besser steht, und Italiener, die sie alle darin übertreffen. Die Verbindung aller dieser entarteten Typen ergibt mit Notwendigkeit ein neues Rassendurcheinander und wird es weiterhin ergeben. Dieses Durcheinander hat nichts Unerwartetes, nichts Neues, es wird keine Kombination hervorbringen, die nicht bereits auf unserem Kontinent zur Tatsache geworden wäre oder werden könnte. Nicht ein fruchtbares Element kann sich daraus entwickeln, und selbst an dem

Tage, wo Sprößlinge bis ins Unendliche fortgeführter Reihen von Verbindungen zwischen Deutschen, Irländern, Italienern, Franzosen und Angelsachsen sich noch zum Überfluß im Süden mit dem dort heimischen, aus der Indianer-, Neger-, Spanier- und Portugiesenart zusammengesetzten Blute vermengen und verschmelzen werden, kann man sich aus einem so entsetzlichen Chaos nichts anderes hervorgehend denken als ein Nebeneinander der herabgekommensten Wesen ohne allen Zusammenhang.

Ich verfolge mit Interesse, wiewohl, offen gestanden, mit mäßiger Sympathie, die gewaltige Bewegung, welche die utilitaristischen Instinkte in Amerika zustande bringen. Ich verkenne die Macht nicht, die sie entfalten. Aber alles wohl in Anschlag gebracht: was ergibt sich Unbekanntes daraus? Und was bieten sie selbst ernstlich Originelles? Geht dort irgend etwas vor, was im Grunde den europäischen Begriffen fremd wäre? Gibt es dort ein entscheidendes Motiv, an das man die Hoffnung künftiger Siege für eine junge noch ungeborene Menschheit knüpfen könnte? Man erwäge das Für und das Wider ernstlich, und man wird nicht an der Eitelkeit derartiger Hoffnungen zweifeln. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind nicht der erste Handelsstaat, den es in der Welt gegeben hat. Seine Vorgänger haben nichts hervorgebracht, was einer Regeneration der Rasse, der sie entsprungen, ähnlich gesehen hätte.

Karthago hat einen Glanz verbreitet, den New York schwerlich erreichen wird. Karthago war reich und groß in jeder Weise. Die Nordküste Afrikas in ihrer ganzen Ausdehnung und ein gewaltiger Teil des inneren Landes war in seiner Hand. Es war bei seiner Geburt mehr begünstigt gewesen, als die Kolonie der englischen Puritaner; denn die, welche es gegründet hatten, waren die Sprößlinge der reinsten Familien Kanaans. Alles, was Tyrus und Sidon verloren, erbte Karthago. Und gleichwohl hat Karthago

nicht um eines Körnchens Wert zur semitischen Zivilisation hinzugetan noch ihren Verfall um einen Tag aufgehalten.

Konstantinopel seinerseits war eine Schöpfung, die wohl berufen erschien, die Vergangenheit und die Gegenwart an Glanz zu verdunkeln und die Zukunft umzugestalten. Im Genuß der besten Lage, die es auf Erden gibt, umgeben von den fruchtbarsten und volkreichsten Provinzen des Constantinischen Reiches, schien es wirklich, wie man es von den Vereinigten Staaten phantasieren will, von allen Hindernissen befreit, über die das reife Alter eines Landes als über ein Erbteil seiner Kindheit sich beklagt. Reich an Gelehrten, mit Meisterwerken aus allen Gebieten überladen, vertraut mit allen Industrieverfahren, im Besitz ungeheurer Manufakturen und einen unbegrenzten Handel mit Europa, Asien und Afrika an sich ziehend — welchen Nebenbuhler hätte Konstantinopel je gehabt? Für welchen Winkel der Welt können Götter und Menschen je tun, was für diese majestätische Hauptstadt getan worden ist? Und mit welchem Preise lohnte sie soviel Huld? Sie tat nichts, sie schuf nichts. Keines der Übel, welche die Jahrhunderte auf die römische Welt gehäuft hatten, wußte sie zu heilen, nicht *eine* Idee der Verbesserung ging aus ihrer Bevölkerung hervor. Nichts deutet darauf hin, daß die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Bevölkerung gewöhnlicher ist, als die jener edlen Stadt, und vor allem als die Karthagos, sich fähiger erweisen sollten.

Die gesamte Erfahrung der Vergangenheit beweist einhellig, daß die Verschmelzung bereits erschöpfter Rassenelemente keine Kombination der Verjüngung liefern kann. Es heißt schon viel prophezeien, viel zugeben, wenn man der Republik der Neuen Welt eine hinreichend lange Kohäsion zutraut, um sich die Möglichkeit einer Eroberung der umgebenden Länder zu erhalten. Kaum ist selbst dieser große Erfolg, der ihr ein sicheres Recht geben würde, sich dem

semitischen Rom zu vergleichen, wahrscheinlich, aber daß er es ist, genügt, um uns mit ihm rechnen zu lassen. Die Erneuerung der menschlichen Gesellschaft aber, die Schaffung einer überlegenen oder wenigstens anders gearteten Zivilisation — das läuft nach der Schätzung der interessierten Massen immer auf dasselbe hinaus —, das sind Erscheinungen, welche nur durch das Auftreten einer verhältnismäßig reinen und jungen Rasse hervorgebracht werden. Diese Vorbedingung besteht in Amerika nicht. Alle Arbeit dieses Landes beschränkt sich darauf, gewisse Seiten der europäischen Kultur, und nicht immer die besten, auf die Spitze zu treiben, die übrigen so gut als möglich nachzuahmen, und von mehr als einem Ding gar nichts zu wissen[1]. Dieses Volk, das sich jung nennt, ist das alte Volk Europas, durch willfährigere Gesetze weniger im Zaume gehalten, aber nicht besser beraten. Auf der langen tristen Fahrt, welche die Auswanderer in ihr neues Vaterland hinüberträgt, gestaltet die Luft des Ozeans sie nicht um. So wie sie ausgezogen, so kommen sie an. Die einfache Verpflanzung von einem Punkte an einen anderen regeneriert Rassen nicht, die mehr als zur Hälfte erschöpft sind.

[1] Eine Bemerkung Pickerings gibt einen merkwürdigen Beweis für die grobe Veranlagung der Angelsachsen Amerikas in Sachen der Kunst. Er versichert (S. 185), daß die meisten der übrigens so wenig zahlreichen Volkslieder, welche seine Landsleute besitzen, von diesen letzteren, weil sie nichts Besseres gewußt hätten, den Negersklaven entlehnt worden seien. Zwischen dieser Tatsache und der einstmaligen Nachahmung der von den Finnen erfundenen spiralförmigen Zeichnungen durch die Kymren besteht eine große Verwandtschaft.

Schlußbetrachtungen

Die Menschheitsgeschichte gleicht einem ungeheuren Gewebe. Die Erde ist der Webstuhl, über den sie gespannt ist, die Schar der Jahrhunderte sind die unermüdlichen Werkmeister. Sie werden nur geboren, um alsbald das Schiffchen zu ergreifen und über den Einschlag gleiten zu lassen; sie legen es nur hin, um zu sterben. So wächst unter diesen geschäftigen Fingern der Umfang des mächtigen Gewebes.

Der Stoff trägt nicht nur eine einzige Farbe, er besteht nicht aus einem einzigen Materiale. Weit entfernt, daß die Eingebung der besonnenen Pallas die Zeichnungen dafür bestimmt hätte, erinnert deren Anblick vielmehr an das Verfahren der Künstler von Kaschmir. Die seltsam buntscheckigsten Figuren und die wunderlichsten Schnörkel verschlingen sich hier unaufhörlich mit den überraschendsten Phantasiegebilden, und nur durch Mannigfaltigkeit und Reichtum wird allen Gesetzen des Geschmackes zuwider dieses an Größe unvergleichliche Werk auch unvergleichlich an Schönheit.

Die beiden niederen Varietäten unserer Gattung, die schwarze und die gelbe Rasse, sind der grobe Grundstoff, die Baumwolle und die Wolle, welche die Nebenfamilien der weißen Rasse durch Untermischung ihrer Seide weicher machen, während die arische Gruppe ihre zarten Fäden durch die veredelten Geschlechter schlingt und auf deren

Oberfläche als blendendes Meisterwerk ihre silbernen und goldenen Arabesken anbringt.

So ist die Geschichte einheitlich, und so können so viele Regelwidrigkeiten, die sie aufweist, ihre Erklärung finden und wieder unter gemeinsame Regeln gebracht werden, wenn Auge und Gedanke davon abstehen, sich mit unbedachter Hartnäckigkeit auf einzelne Punkte zu konzentrieren, und sich dazu verstehen, das Ganze zu überschauen, die verwandten Tatsachen daraus zusammenzufassen, sie einander gegenüberzustellen, sie zu vergleichen und aus den besser untersuchten und damit besser begriffenen Ursachen ihrer Grundeinheit einen strengen Schluß zu ziehen. Aber der Geist des Menschen ist seiner Natur nach so schwach, daß, wenn er an die Wissenschaften herantritt, sein erster Instinkt ist, sie zu vereinfachen, was gewöhnlich bedeutet, sie verstümmeln, sie verkleinern, sie von allem frei machen, was seine Schwäche stört und beirrt, und erst dann, wenn es ihm gelungen ist, sie für Augen, die klarer blicken würden als die seinigen, zu entstellen, erst dann findet er sie schön, weil sie leicht geworden sind. Indessen können sie dann, eines Teiles ihrer Schätze beraubt, nur noch Trümmer derselben liefern, die nur zu oft ohne Leben sind. Er bemerkt dies kaum. Die Geschichte ist eine Wissenschaft, um die es nicht anders bestellt ist als um die übrigen. Sie zeigt sich aus tausend anscheinend heterogenen Elementen zusammengesetzt, die unter vielfachen Verschlingungen eine in große Tiefen hinabreichende Wurzel bergen oder verbergen. Davon das auszumerzen, was den Blick stört, heißt vielleicht, ein wenig mehr Licht auf die Überreste, die man alsdann behält, fallen lassen; aber es heißt auch unvermeidlich das Maß und folglich die verhältnismäßige Wichtigkeit der Teile beeinträchtigen und es unmöglich machen, jemals in den wirklichen Sinn des Ganzen einzudringen.

Um diesem Übel, das jede Kenntnis mit Unfruchtbarkeit

schlägt, vorzubeugen, muß man sich entschließen, auf derartige Mittel zu verzichten und die Aufgabe mit ihren natürlichen Schwierigkeiten auf sich zu nehmen. Wenn man, hierzu fest entschlossen, sich zuerst darauf beschränkt, die Hauptquellen des Gegenstandes aufzusuchen, ohne irgend etwas beiseite zu lassen, so wird man mit Bestimmtheit erkennen, daß es drei gibt, aus denen die der Aufmerksamkeit würdigsten Phänomene entspringen. Die erste dieser Quellen ist die Wirksamkeit des Menschen ganz für sich genommen, die zweite die Einrichtung der politischen Zentren, die dritte, die einflußreichste, diejenige, welche die beiden anderen belebt, ist die Offenbarungsform einer gegebenen Art gesellschaftlichen Daseins. Fügt man nun zu diesen drei Quellen der Bewegung und der Umgestaltung noch die Tatsachen der gegenseitigen Durchdringung der Gesellschaften hinzu, so sind die allgemeinen Linien der Arbeit gezogen. Die Geschichte, in ihren Ursachen, in ihren Triebfedern, ihren Hauptergebnissen, ist in einen gewaltigen Kreis gefaßt, und man kann sich an die allergenaueste Einzeluntersuchung wagen, ohne befürchten zu müssen, daß man sich durch eine rücksichtslose Zergliederung die unvermeidliche Ernte von Irrtümern bereitet habe, die aus den übrigen Verfahren hervorwächst.

Die Wirksamkeit des Menschen, ganz für sich genommen, äußert sich in den Empfindungen des Geistes und im Spiele der Leidenschaften. Die Beobachtung dieses menschlichen Schaffens und der dramatischen Ergebnisse, die es herbeiführt, nimmt die Aufmerksamkeit der großen Mehrzahl der Denker ausschließlich in Anspruch. Diese achten nur auf die Kreatur in ihrer unruhigen Bewegung, wie sie ihren Trieben nachgibt oder widersteht, sie mit Vernunft beherrscht oder in ihren wilden Strömen versinkt. Gewiß ist nichts so ergreifend als die Wechselfälle eines solchen Kampfes des Menschen mit sich selbst. Wer könnte zweifeln, daß er angesichts der beiden vor ihm liegenden Alternativen als Herr

handeln werde? Aber der Gott, der ihm zusieht, und der ihn nach dem sittlich Guten, das er getan, nach dem sittlich Bösen, das er von sich gewiesen, keineswegs aber nach dem Maße von Geist, das er mitbekommen, richten wird, läßt seine Freiheit schwer auf ihm lasten, und der Augenzeuge seines Schwankens wird, wenn er die Taten, die er beobachtet, mit dem Gesetzbuche vergleicht, das Religion oder Philosophie ihm aufgeschlagen in die Hände geben, in dem Interesse, das er an jenen nimmt, nur dann irre gehen, wenn er deren Wirken einen Umfang zuschreibt, den die Leistungen des alleinstehenden Menschen sich nicht anmaßen dürfen.

Diese Leistungen wirken immer nur in einer engbegrenzten Sphäre. Man denke sich den mächtigsten, den aufgeklärtesten, den tatkräftigsten aller Menschen: die Länge seines Armes bleibt doch immer gar gering. Laßt Cäsars Hirne die denkbar höchsten Gedanken entspringen, sie können in ihrem Fluge doch nicht den ganzen Umkreis des Erdballs umspannen. Ihre Arbeit bleibt auf gewisse Stätten beschränkt und erstreckt sich höchstens über eine begrenzte Anzahl von Wesen. Sie kann während einer gegebenen Zeit nur die Einrichtung von einem oder höchstens einigen politischen Zentren beeinflussen. In den Augen der Zeitgenossen ist dies viel, aber für die Geschichte gehen meist nur unmerkliche Wirkungen daraus hervor. Unmerklich, sage ich, denn sogar zu Lebzeiten ihrer Urheber sehen wir sie größtenteils schon zurücktreten, und die folgende Generation sucht vergebens ihre Spuren. Betrachten wir die gewaltigsten Wirkungskreise, die je dem Willen eines berühmten Fürsten überlassen waren, seien es nun die ungeheuren Eroberungen des Mazedoniers oder die stolzen Reiche jenes Spaniers, in denen die Sonne nicht unterging. Was hat Alexanders Wille ausgerichtet? Was schuf der Karls V.? Auch wenn wir die von ihrem Genie unabhängigen Ursachen nicht auf-

zählen wollten, welche so viele Szepter in den Händen dieser großen Männer vereinigten und dem minderbegünstigten von beiden verstatteten, davon mehr einfach nur aufzulesen als zu entreißen, so bestand doch das Wesentliche ihrer Rolle schließlich darin, daß sie nur die folgsamen Führer oder die im Stiche gelassenen Gegner jener Massen waren, die man ihrer Macht unterworfen wähnt. In einen Anstoß mit hineingezogen, den sie nicht gaben — so war ihr schönster Erfolg der, daß sie sich ihm anschlossen. Und als der letztgenannte der beiden, in all seinem Ruhme, nun auch seinerseits den Strom lenken wollte, da schwoll dieser Strom, der ihn mit fortriß, gegen seine Verbote, wuchs gegen seine Drohungen, zertrümmerte alle seine Dämme, und weiterbrausend schmetterte er ihn in seinem Nichts, im nur zu tiefen Bewußtsein seiner Schwäche, dahin in die düsteren Klosterhallen von San Yuste.

Die großen Männer halten sich nicht für allmächtig. Nur zu leicht messen sie das, was sie tun, an dem, was sie tun möchten. Sie wissen wohl, sie, deren Wuchs das gemeine Maß überragt, daß der ihrer Macht vergönnte Einfluß auch in seiner gewaltigsten Ausdehnung nie den Umfang eines Kontinentes erreicht, daß sich's selbst in ihrem Palaste nicht lebt, wie sie es wünschten, daß ihr Dazwischentreten den Gang der Ereignisse nur so aufhält oder beschleunigt, wie wenn ein Kind sich dem Bache entgegenwirft, den es doch nicht hindern kann, weiter zu fließen. Das Beste, was sich von ihnen berichten läßt, besteht nicht im Erfinden, sondern im Begreifen. Darin liegt die geschichtliche Macht auch des unter den günstigsten Entwicklungsbedingungen wirkenden Menschen beschlossen. Sie bedeutet keine Ursache, ebensowenig ein Ziel, manchmal ist sie ein vorübergehendes Mittel, am öftesten kann man sie nur als einen Schmuck betrachten. Aber wie sie nun einmal ist, muß man ihr dennoch das außerordentliche Verdienst zuerkennen, daß sie jene allgemeine

Sympathie auf den Weg der Menschheit lenkt, die das Bild rein unpersönlicher Entwicklungen nimmer erweckt haben würde. Die verschiedenen Schulen haben ihr einen allmächtigen Einfluß zugeschrieben, damit aber ihre tatsächliche Unfähigkeit gröblich verkannt. Und doch war sie bis heute die einzige Triebfeder jenes mit Gründen nicht zu erklärenden Hanges, der die Menschen veranlaßt hat, die Reliquien der Vergangenheit zu sammeln.

Wir haben soeben durchblicken lassen, daß die unmittelbare Grenze, vor der sie aufhört, durch den Widerstand des politischen Zentrums, in dem sie sich bewegt, gebildet wird. Ein politisches Zentrum, die Gesamtvereinigung menschlicher Willensäußerungen, hätte demnach an sich selbst einen Willen, und unbestreitbar ist dem so. Ein politisches Zentrum, oder mit anderen Worten ein Volk, hat seine Leidenschaften und seinen Geist. Trotz der Menge der Köpfe, die es bilden, besitzt es eine Mischindividualität als das Ergebnis der Gemeinsamkeit aller Vorstellungen, aller Richtungen, aller Begriffe, die die Masse ihm liefert. Bald gibt es diese im Durchschnitt, bald übertrieben wieder, bald spricht es wie die Minorität, bald reißt die Majorität es mit fort, oder aber auch eine krankhafte Eingebung, die von niemandem erwartet worden und zu der niemand sich bekennt. Kurzum, ein Volk, als Ganzes genommen, ist in zahlreichen Funktionen ein ebenso tatsächliches Wesen, als wenn man es zu einem einzigen Körper verdichtet sähe. Die Macht, über die es verfügt, ist stärker und hat größeren Rückhalt, ist aber zugleich doch weniger sicher und dauerhaft, weil sie mehr auf dem Instinkt als auf dem Willen beruht, mehr negativ als affirmativ und in jedem Falle weniger unmittelbar ist als die der einzelnen Individualitäten. Ein Volk unterliegt der Gefahr, von einem Jahrhundert zum anderen zehnmal und mehr seine Ziele zu wechseln, und das erklärt die Vorgänge scheinbaren Verfalles und scheinbarer Wiedergeburt. Heute

zeigt es sich dazu angetan, seine Nachbarn zu besiegen, nach wenigen Jahren, von ihnen besiegt zu werden. Heute liebt es seine Gesetze und ist ihnen gehorsam, dann wieder atmet es nur Aufruhr, um einige Stunden später der Knechtschaft zuzusteuern. Aber im Unbehagen, im Verdruß oder im Unglück hören wir es unaufhörlich seine Regierenden wegen dessen, was es erleidet, anklagen: ein augenscheinlicher Beweis, daß es die Empfindung einer organischen Schwäche hat, die in ihm selbst liegt und aus der Unvollkommenheit seiner Persönlichkeit hervorgeht.

Ein Volk bedarf immer eines Mannes, der seinen Willen begreift, zusammenfaßt, erklärt und dahin lenkt, wo seine Bestimmung liegt. Wenn dieser Mann sich irrt, leistet das Volk Widerstand und erhebt sich alsdann, um dem zu folgen, der nicht irrt. Dies ist der augenscheinliche Beweis für die Notwendigkeit eines beständigen Austausches zwischen dem Kollektivwillen und dem Individualwillen. Soll ein positives Ergebnis zutage kommen, so müssen diese beiden Willensäußerungen sich vereinigen; getrennt sind sie unfruchtbar. Daher kommt es, daß die Monarchie die einzige vernünftige Regierungsform ist.

Aber man sieht ohne Schwierigkeit, daß Fürst und Volk vereinigt immer nur Fähigkeiten oder Anlagen zur Geltung bringen, immer nur unheilvolle Einflüsse beschwören, welche einem ihnen beiden fremden Gebiete entstammen. In sehr vielen Fällen, wo ein Führer den Weg sieht, den seine Leute einschlagen möchten, ist es nicht seine Schuld, wenn es diesen Leuten an den nötigen Kräften fehlt um die unerläßliche Aufgabe zu erfüllen. Ebenso wiederum kann ein Volk, eine Menge sich das Fassungsvermögen nicht geben, das sie nicht hat und doch haben müßte, um Katastrophen zu vermeiden, denen sie entgegeneilt, trotzdem sie sie begreift, sie fürchtet, sie beseufzt.

Und doch — denken wir uns einmal ein Volk vom schreck-

lichsten Unglück betroffen. Die Unvorsichtigkeit oder die Torheit oder die Schwäche seiner Führer bringt, im Bunde mit seinen eigenen Mißgriffen, sein Verderben zum Ausbruch. Es verfällt dem Säbel eines Stärkeren, sein Land wird vom Feinde besetzt, anderen Staaten angegliedert. Seine Grenzen verschwinden und die Fetzen seiner zerrissenen Fahnen mehren den Triumph der siegreichen Banner des Feindes. Endet sein Geschick hier?

Nach den Geschichtschreibern dürften wir nicht zweifeln, daß die Frage zu bejahen sei. Jedes unterworfene Volk zählt nicht mehr, und wenn es sich um entlegene und nur einigermaßen dunkle Zeiträume handelt, so streicht sogar die Feder des Gelehrten es ohne Zaudern aus der Zahl der Lebenden und erklärt es für tatsächlich verschwunden.

Wenn wir aber mit gerechter Verachtung gegen einen so oberflächlichen Schluß dem wirklichen Tatbestande nachforschen, so werden wir finden, daß ein politisch vernichtetes Volk doch fortbesteht, ohne irgendeine andere Veränderung, als daß es einen neuen Namen trägt, daß es seine eigene Art, seinen Geist, seine Anlagen beibehält und in einer, seiner einstigen Natur entsprechenden Weise die Bevölkerungen, mit denen es vereinigt worden ist, beeinflußt. Nicht also die Form der staatlichen Verbindung gibt Massen ihr geistiges Leben, schafft ihnen einen Willen, verleiht ihrem Dasein Stil. Sie haben alles dieses, ohne eigene Grenzen zu besitzen. Diese Gaben erwachsen aus einem höchsten Antriebe, den sie aus einem über ihre eigene Sphäre hinausragenden Gebiete empfangen. Hier erschließen sich jene unerforschten Regionen, wo der unvergleichlich erweiterte Horizont dem Blick nicht mehr nur den begrenzten Bezirk dieses oder jenes Königreiches, dieser oder jener Republiken, noch auch die unbedeutenden Schwankungen der Bevölkerungen, die sie bewohnen, darbietet, sondern alle Perspektiven der sie umfassenden Gesellschaft mitsamt den großen Räderwerken und

den mächtigen Triebfedern der sie beseelenden Zivilisation ausbreitet.

Die Entstehung, die Entwicklungen und das Verschwinden einer Gesellschaft und ihrer Zivilisation bilden Erscheinungen, die den Beobachter weit über die Horizonte, welche die Historiker ihn gewöhnlich schauen lassen, hinausversetzen. Sie tragen in ihren Urgründen keine Spur der menschlichen Leidenschaften noch auch des bestimmenden Eingreifens der Völker — Materiale, die zu vergänglich sind, um in einem Werke von solcher Dauer Platz zu finden. Einzig die den verschiedenen Rassen und ihren Verbindungen zugeteilten verschiedenen Formen ihres geistigen Wesens lassen sich darin erkennen. Und auch sie gewahren wir nur in ihren wesentlichsten, der Gewalt des freien Willens am meisten entzogenen, ursprünglichsten, gleichsam verdünntesten, mit einem Wort in denjenigen Bestandteilen, die das Schicksal sich vor allen anderen vorbehalten hat, denjenigen, die der Mensch oder das Volk sich weder geben noch nehmen können und deren Gebrauch sie sich weder zu untersagen noch anzubefehlen vermögen. So entwickeln sich über jeden, sei es vom Individuum, sei es von der Masse herrührenden vorübergehenden und willkürlichen Einfluß erhaben schöpferische Elemente, welche ihre Wirkungen mit einer durch nichts zu störenden Unabhängigkeit und Unbeeinflußbarkeit hervorbringen. Der freien, unbedingt freien Sphäre, in der sie sich verbinden und wirken, vermöchte die Laune des Menschen oder eines Volkes kein zufälliges Ergebnis entspringen zu lassen. Es ist ein beherrschender Kreis in der Welt der immateriellen Dinge, in welchem sich tätige Kräfte, belebende Elemente bewegen, in beständiger Verbindung mit dem Individuum, wie mit der Masse, deren beiderseitiges geistiges Wesen einige mit der Natur jener Kräfte ganz übereinstimmende Teilchen enthält, und so dafür vorbereitet und in alle Ewigkeit darauf eingerichtet ist, einen Antrieb von ihnen zu empfangen.

Diese tätigen Kräfte, diese belebenden Elemente, oder wenn man sie unter einer konkreten Vorstellung fassen will, diese Seele, die bis jetzt unbemerkt und ungenannt geblieben ist, muß den kosmischen Kräften ersten Ranges eingereiht werden. Sie spielt in der Welt des Unberührbaren eine ähnliche Rolle wie Elektrizität und Magnetismus auf anderen Gebieten der Schöpfung, und, wie diese beiden Naturkräfte, läßt sie sich wohl nach ihren Funktionen oder, genauer gesagt, nach einigen ihrer Funktionen feststellen, nicht aber an sich, nach ihrer eigentlichen abstrakten Natur, in ihrer Gesamtheit, erfassen, beschreiben und würdigen.

Nichts beweist, daß sie eine Ausströmung des Menschen und der politischen Körper ist. Sie lebt scheinbar von ihnen, sicher für sie. Das Maß der Lebenskraft und Gesundheit der Zivilisationen ist auch das Maß ihrer Lebenskraft und Gesundheit. Wenn man aber bemerkt, daß sie gerade in der Zeit, wo die Zivilisationen sich verdunkeln, oft bei gewissen Individuen und Völkern ihren höchsten Grad von Ausdehnung und Kraft erreicht, so wird man geneigt sein, daraus den Schluß zu ziehen, daß sie einer einzuatmenden Atmosphäre verglichen werden kann, die im Plan der Schöpfung nur so lange einen Daseinszweck hat, als der Gesellschaft, die sie umschließt und beseelt, Leben beschieden ist; daß sie ihr im Grunde ebensowohl fremd wie außerhalb ihrer gelegen ist, und daß ihre Verdünnung den Tod dieser Gesellschaft herbeiführt trotz des Vorrates an Luft, den diese vielleicht noch besitzen mochte, dessen Quelle aber versiegt ist.

Die wahrzunehmenden Offenbarungen dieser großen Seele gehen von der doppelten Grundlage aus, die ich an anderer Stelle m ä n n l i c h und w e i b l i c h genannt habe. (Man wird sich übrigens erinnern, daß ich bei der Wahl dieser Bezeichnungen nur ein subjektives Verhalten einerseits und eine objektive Anlage anderseits vor Augen gehabt habe, ohne

daß dabei irgendeine Vorstellung von einem Übergewicht einer dieser Quellen über die andere mit ins Spiel käme.) Sie verbreitet sich von dort in zwei Strömen von verschiedenen Eigenschaften bis in die winzigsten Bruchteile, in die letzten Moleküle der sozialen Masse, die ihr unaufhörlicher Kreislauf lenkt. Abwechselnd streben diese jenen beiden Polen bald zu, bald entfernen sie sich von ihnen.

Da das Dasein einer Gesellschaft in erster Linie eine Wirkung ist, die hervorzurufen oder zu hindern nicht in der Macht des Menschen liegt, so bringt es auch für ihn keinerlei Folgen mit sich, für die er verantwortlich wäre. Es verträgt also keine moralische Betrachtung. Eine Gesellschaft ist an sich selbst weder tugendhaft noch lasterhaft, sie ist weder weise noch töricht: sie *ist*. Nicht aus dem Einflusse eines Menschen, nicht aus dem bestimmenden Eingreifen eines Volkes entwickelt sich das Ereignis, das sie begründet. Das Medium, durch das sie hindurchgeht, um zum wirklichen Dasein zu gelangen, muß reich an den nötigen Rassenbestandteilen sein, ganz wie gewisse Körper, um abermals einen Vergleich anzuwenden, der sich dem Geiste unaufhörlich darbietet, die elektrische Kraft leicht und reichlich in sich aufnehmen und geeignet sind, sie zu verbreiten, während andere Mühe haben, sich davon durchdringen zu lassen und noch mehr Mühe, sie um sich her auszustrahlen. Nicht der Wille eines Monarchen oder seiner Untertanen verändert das Wesen einer Gesellschaft, wohl aber, kraft der gleichen Gesetze, eine spätere Rassenmischung. Kurz, eine Gesellschaft umschließt ihre Völker wie der Himmel die Erde, und dieser Himmel, den die Ausdünstungen der Sümpfe und die Flammenstrahlen des Vulkanes nicht erreichen, ist in seiner Heiterkeit wiederum das vollkommene Abbild der Gesellschaften: was diese bergen, kann sie mit seinen Zuckungen nicht berühren, während sie es unwiderstehlich, wiewohl unmerklich, allen ihren Einflüssen gefügig machen.

Sie erlegen den Völkern ihre Lebensweise auf. Sie schließen sie in Grenzen ein, aus denen herauszutreten diese blinden Sklaven nicht einmal eine Anwandlung verspüren, wozu sie übrigens auch nicht die Macht besitzen würden. Sie schreiben ihnen die Grundgedanken ihrer Gesetze vor, sie geben ihnen ihre Willensregungen ein, gebieten ihrem Lieben, schüren ihren Haß, lenken ihre Verachtung. Immer dem Einflusse der Rasse unterworfen, schaffen sie den Ruhm der Länder durch dieses unmittelbar wirkende Mittel. Auf demselben Wege legen sie den Keim zu den nationalen Unglücken, dann reißen sie zur bestimmten Stunde Sieger und Besiegte mit sich fort an den gleichen Abhang, und einzig ein neuer Vorgang im Rassenleben kann sie selbst daran hindern, sich diesen ins Ungewisse fort hinabzubewegen.

Wenn sie die Glieder der Völker mit solcher Energie festhalten, so lenken sie nicht minder die Individuen. Indem sie ihnen — und zwar ohne allen Vorbehalt, dieser Punkt ist von der höchsten Wichtigkeit — die Verdienste einer Sittlichkeit lassen, deren Formen sie gleichwohl regeln, bearbeiten sie doch, bilden sie gewissermaßen, ihre Hirne im Augenblicke der Geburt, und indem sie ihnen gewisse Wege bezeichnen, verschließen sie ihnen die anderen, deren Ausgänge sie nicht einmal gewahren lassen.

So ist es unerläßlich, ehe man die Geschichte eines bestimmten Landes schreibt und die Rätsel, an denen eine solche Aufgabe reich ist, deuten will, die Quellen und die Natur der Gesellschaft, von der dieses Land nur einen Teil bildet, zu untersuchen, zu ergründen, genau zu kennen. Man muß die Elemente, aus denen sie sich zusammensetzt, die Veränderungen, die sie erlitten hat, die Ursachen dieser Veränderungen, endlich den Rassenzustand studieren, der durch die Reihe der bei ihr möglich gewordenen Mischungen erreicht worden ist.

So wird man auf einem festen Boden Fuß fassen, der

die Wurzeln des Gegenstandes in sich birgt. Man wird diese von selber treiben, Frucht bringen und Samen tragen sehen. Da die Rassenverbindungen nie in gleichen Dosen über alle im Bereich einer Gesellschaft inbegriffenen Punkte der Erde verbreitet sind, so wird es angezeigt sein, seine Untersuchungen desto mehr ins Einzelne dringen zu lassen und ihre Ergebnisse desto strenger zu kontrollieren, je mehr man sich seinem Ziele nähert. Hier ist jederlei Anstrengung des Geistes, jederlei Beihilfe des Gedächtnisses, jederlei mißtrauischer Scharfsinn des Urteils vonnöten. Mühe über Mühe, nichts ist zuviel. Es gilt der Geschichte den Eintritt in die Familie der Naturwissenschaften zu erwirken, ihr die ganze Genauigkeit dieser Klasse von Kenntnissen zu verleihen, indem man sie nur auf Tatsachen aus allen Vorstellungskreisen, die solche zu liefern vermögen, stützt, endlich sie der interessierten Gerichtsbarkeit, deren Willkür ihr die politischen Parteien bis auf den heutigen Tag auferlegen, zu entziehen.

Die Muse der Vergangenheit von unsicheren und krummen Pfaden abbringen, um ihren Wagen auf eine breite und gerade, im voraus erkundete und in bekannte Stationen abgeteilte Straße zu lenken, heißt der Majestät ihrer Haltung nichts nehmen und dem Gewicht ihres Rates viel hinzufügen. Gewiß wird sie nicht mehr mit kindischem Geseufze Dareios anklagen, daß er den Untergang Asiens, oder Perseus, daß er die Demütigung Griechenlands verschuldet habe, aber ebensowenig bei anderen Katastrophen die Wirkungen des Genies der Gracchen oder die rednerische Allgewalt der Girondisten unsinnig feiern. Sie wird sich solche Kleinlichkeiten abtun und es laut aussprechen, daß die unversöhnlichen Ursachen solcher Ereignisse gar hoch über die Beteiligung der Menschen erhaben sind und mit der Polemik der Parteien nichts gemein haben. Sie wird sagen, welches Zusammenwirken unüberwindlicher Motive sie hervorruft, ohne daß

irgend jemand um ihretwillen einen Tadel zu erhalten oder ein Lob zu beanspruchen hätte. Sie wird das, was die Wissenschaft einfach nur feststellen kann, von dem unterscheiden, was die Gerechtigkeit in ihr Gebiet ziehen muß.

Von deren stolzem Throne fallen alsdann Urteile, gegen die es keine Berufung gibt, und heilsame Lehren für die guten Gewissen. Mag man nun diese und jene Entwicklung einer Nationalität lieben oder verdammen, jene Urteile werden zwar den etwaigen Anteil des Menschen daran auf die Verschiebung einiger Daten, auf die Reizung oder Linderung unvermeidlicher Wunden beschränken, aber gleichwohl den freien Willen eines jeden für den Wert aller seiner Handlungen streng verantwortlich machen. Für den Bösen keine solche nichtige Entschuldigungen, solche künstlich geschaffene Notwendigkeiten mehr, mit denen man heutzutage nur allzuwirkliche Verbrechen adeln will. Keine Gnade mehr für Grausamkeiten; angebliche Dienste machen diese nicht unschuldig. Die Geschichte wird alle Masken herabreißen, die die sophistischen Theorien geliefert haben. Sie wird sich zur Brandmarkung der Schuldigen mit den Bannflüchen der Religion waffnen. Der Rebell ist dann vor ihrem Richterstuhle nur ein unruhiger, gefährlicher Ehrgeiziger, Timoleon nur ein Mörder, Robespierre ein schmutziger Verbrecher.

Um den Geschichtsbüchern der Menschheit diesen Odem, diesen Charakter, diese ungewohnte Bedeutung zu verleihen, ist es an der Zeit, die Weise ihrer Abfassung zu ändern, indem man mutig in die Gänge der Wahrheit eindringt, die so viele mühevolle Anstrengungen uns soeben erschlossen haben. Kein schlechtbegründetes Mißtrauen würde hier ein Zaudern rechtfertigen.

Die ersten Rechner, welche die Algebra dunkel erkannten, legten dieser, erschreckt durch die Tiefen, zu denen sie ihnen die Zugänge erschloß, übernatürliche Eigenschaften bei und

machten aus der strengsten aller Wissenschaften die Hülle der unsinnigsten Phantasien. Diese Hirngespinste machten den besonnenen Geistern die Mathematik einige Zeit verdächtig, dann aber durchbrach das ernstliche Studium die Schale und gewann die Frucht.

Die ersten Naturforscher, welche die fossilen Gebeine und die auf den Bergesgipfeln gestrandeten Seetrümmer entdeckten, ließen es an den haarsträubendsten Redereien hierüber nicht fehlen. Ihre Nachfolger wiesen diese Phantastereien, in denen sie sich ergingen, zurück und haben aus der Geologie die Urquelle für die Erklärung der drei Reiche gemacht. Wir dürfen ihre Behauptungen nicht mehr in Zweifel ziehen. Mit der Völkerkunde ist es ebenso wie mit der Algebra und der Wissenschaft der Cuvier und Beaumont. Von den einen zur Mitschuld an den unsinnigsten philanthropischen Grillen herabgewürdigt, wird sie von den anderen verworfen, die da ungerechterweise dieselbe Verachtung, wie für den Marktschreier und seine schlechte Ware, auch für das köstliche Gewürz, das er mißbraucht, bereithalten.

Freilich ist die Völkerkunde noch jung. Indessen ist sie doch über das Alter des ersten Stammelns hinaus. Sie ist fortgeschritten genug, um über eine ausreichende Anzahl gründlicher Beweise zu verfügen, auf die man in aller Sicherheit bauen kann. Jeder Tag bringt ihr reichere Beisteuer. Unter den verschiedenen Zweigen des Wissens, die einander überbieten, um sie mit solcher zu versorgen, ist der Wetteifer so fruchtbar, daß es ihr kaum möglich ist, die Entdeckungen mit derselben Schnelligkeit zu sammeln und zu klassifizieren, mit der sie sich häufen. Wollte der Himmel, daß ihre Fortschritte nur noch durch diese Art Hindernisse gehemmt würden! Aber sie trifft auf schlimmere. Man läßt sich noch nicht dazu herbei, ihre wahre Natur klar zu würdigen, und behandelt sie darum nicht regelrecht nach den einzig für sie passenden Methoden.

Es heißt sie mit Unfruchtbarkeit schlagen, wenn man sie mit Vorliebe auf eine vereinzelte Wissenschaft, d. h. vorwiegend auf die Anatomie, stützt. Ganz gewiß ist ihr dieses Gebiet erschlossen. Damit aber die Materialien, die sie ihm entnimmt, den nötigen Grad von Glaubwürdigkeit gewinnen und ihren besonderen Charakter annehmen, ist es fast immer unerläßlich, daß sie sie einer Kontrolle durch anderswoher stammende Zeugnisse unterzieht, und daß die vergleichende Sprachwissenschaft, die Archäologie, die Numismatik, die Überlieferung oder die geschriebene Geschichte ihren Wert unmittelbar oder auf induktivem Wege, a priori oder a posteriori verbürgen. Zweitens aber kann eine Tatsache nicht aus einer Wissenschaft in eine andere übergehen, ohne sich in einem neuen Lichte zu zeigen, dessen Natur es abermals festzustellen gilt, ehe man berechtigt ist, sich auf jene zu stützen. Somit kann die Völkerkunde als unbestreitbar ihrem Gebiete gewonnen nur diejenigen anatomischen oder sonstigen Urkunden betrachten, welche diese letztere Probe bestanden haben, die sie allein leiten kann und für die sie allein die Kriterien besitzt. Da sie sich nicht nur mit der Materie beschäftigt, sondern zugleich die Offenbarungen allergeistigster Art überschaut, so darf man sie nicht auch nur einen Augenblick auf eine ihr fremde und zumal auf die ausschließlich sinnliche Sphäre einschränken, ohne sie in die Irre und zu Lücken zu führen, die auszufüllen auch den verwegensten und stolzesten Hypothesen nie gelingen wird. In Wirklichkeit ist sie nichts anderes als die eigentliche Wurzel und das Lebenselement der Geschichte. Nur künstlich, willkürlich und zum großen Nachteil dieser letzteren bringt man es fertig, sie davon zu trennen. Halten wir sie also hoch auf allen den Gebieten zumal, wo die Geschichte das Recht hat, ihren Zehnten zu erheben.

Bringen wir sie auch nicht zu sehr von den auf die Erfahrung begründeten Arbeiten ab, indem wir ihr Fragen

stellen, bei denen es nicht sonderlich gewiß ist, ob der Geist des Menschen die Macht besitzt, ihr Dunkel zu durchdringen. Zu ihnen gehört das Problem der Einheit oder Vielheit der Urtypen. Diese Untersuchung hat bis jetzt denen, die sich darein versenkt haben, wenig Befriedigung verschafft. Es fehlt ihr dermaßen an den Vorbedingungen einer Lösung, daß sie vielmehr dazu bestimmt scheint den Geist zu ergötzen, als das Urteil aufzuklären, und sie kann kaum als wissenschaftlich betrachtet werden. Ehe man sich mit ihr in Phantasien ohne Ende verliert, sollte man sie lieber bis auf weiteres bei allen ernstlichen Arbeiten beiseite lassen oder ihr wenigstens nur einen sehr untergeordneten Rang dabei einräumen. Es gilt nur, den Punkt, bis zu welchem die Varietäten organisch sind, und die Maße der sie trennenden Linie festzustellen. Wenn irgendwelche Ursachen die verschiedenen Typen zur Wiederverschmelzung führen können, wenn z. B. durch Veränderung der Nahrung und des Klimas ein Weißer zum Neger und ein Neger zum Mongolen werden kann, so muß die Gesamtgattung, und wäre sie von mehreren Millionen völlig verschiedener Väter entsprossen, ohne Zaudern für unitarisch erklärt werden, sie hat dann den hauptsächlichsten und recht eigentlich praktischen Zug der Einheit.

Wenn dagegen die Varietäten in ihrem gegenwärtigen Zustand festgebannt sind, so daß sie nicht fähig sind, ihre unterscheidenden Merkmale anders als durch außerhalb ihrer Sphäre eingegangene Verbindungen zu verlieren, und wenn kein äußerer oder innerer Einfluß imstande ist, sie in ihren wesentlichen Bestandteilen umzugestalten; kurz, wenn sie — und dies ist nicht zweifelhaft — ihre leiblichen und geistigen Eigentümlichkeiten dauernd besitzen, so machen wir nun auch kurzerhand dem nichtigen Gerede ein Ende und sprechen es als Ergebnis, als strenge, einzig ersprießliche Schlußfolgerung aus: wären sie auch von einem einzigen Paare

geboren, die menschlichen Varietäten leben, auf ewig geschieden, unter dem Gesetze der Mehrheit der Typen, ihre Ureinheit kann auf ihre Geschicke nicht die allerleiseste Einwirkung ausüben und übt sie nicht aus. So muß man, um die gebieterischen Anforderungen einer in ihr Mannesalter gelangten Wissenschaft in würdiger Weise zu befriedigen, sich zu bescheiden wissen und seine Untersuchungen erreichbaren Zielen zuwenden, auf das übrige aber verzichten.

Und nun wollen wir, aus dem Mittelpunkte des eigensten Gebietes der echten Geschichte heraus, der ernsten, nicht phantastischen, der aus Tatsachen und nicht aus Illusionen oder Ansichten gewirkten Geschichte, zum letzten Male in großer Massengruppierung prüfen, nicht was wir möglicherweise zu sein wähnen, sondern was kraft sicheren Wissens unser Auge schaut, unser Ohr hört, unsere Hände greifen.

In einer gänzlich entlegenen Urzeit des Lebens der Gesamtgattung, einer Zeit, die über die Berichte auch der ältesten Geschichtsbücher hinausfällt, entdecken wir, wenn wir uns in der Phantasie auf die Hochebenen des Altai versetzen, drei ungeheure, sich fortbewegende, alle drei aus verschiedenen Schattierungen zusammengesetzte Völkerhaufen, gebildet in den sich westlich um das Gebirge ausdehnenden Ländern aus der weißen Rasse, im Nordosten aus den von Amerika anlangenden gelben Horden, im Süden aus den schwarzen Stämmen, die ihren Hauptherd in den fernen Gegenden Afrikas haben. Die weiße Varietät, vielleicht weniger zahlreich als ihre beiden Schwestern, im übrigen aber mit einer streitbaren Tatkraft begabt, die sie gegen sich selbst kehrt und die sie schwächt, leuchtet durch Vorzüge jeder Art hervor.

Durch die verzweifelten, sich häufenden Anstürme der Zwerge gedrängt, gerät diese Edelrasse ins Wanken, überschreitet ihre Grenzen nach Süden zu, die Stämme ihrer Vorhut geraten in schwärzliche Massen hinein, zerschellen

dort in Trümmer und beginnen mit den sich um sie her bewegenden Elementen Vermischungen einzugehen. Diese Elemente sind roh, widerwärtig, nichtig, aber der Geschmeidigkeit desjenigen, das sich ihnen nähert, gelingt es, sie mitzuerfassen. Es teilt ihnen überall, wo es sie erreicht, etwas von seinen Vorzügen mit oder beraubt sie zum mindesten eines Teiles ihrer Fehler. Vor allem verleiht es ihnen die neue Fähigkeit gleichsam zu gerinnen, und bald verbreitet sich anstatt einer Reihe von Familien, von rohen und feindlichen Stämmen, die sich den Boden streitig machten, ohne irgendeinen Gewinn daraus zu ziehen, eine Mischrasse von den baktrischen Landen über Gedrosien, den persischen und arabischen Meerbusen, weit über die nubischen Seen hinaus, dringt nach Zentralafrika zu bis in unbekannte Breitengrade, dann an der Nordküste entlang bis jenseits der Syrten, läßt Kalpe hinter sich, und in diesem ganzen Bereich verliert die schwärzliche Varietät, verschieden beeinflußt, hier völlig aufgesaugt, dort ihrerseits aufsaugend, vor allem aber das weiße Blut bis ins Unendliche verändernd und von ihm verändert, ihre Reinheit und einige Züge ihres ursprünglichen Charakters. Daher gewisse soziale Anlagen, die sich heutzutage in den entlegensten Teilen der afrikanischen Welt kundgeben: es sind nur die fernen Nachwirkungen einer alten Verbindung mit der weißen Rasse. Diese Anlagen sind schwach, unzusammenhängend, unbestimmt, wie das Band selbst sozusagen unmerklich geworden ist.

Während dieses ersten Eindringens, während diese ersten Generationen von Mulatten sich nach Afrika zu entwickelten, vollzog sich ein ähnlicher Prozeß über die indische Halbinsel hin und wurde jenseits des Ganges, und vollends des Brahmaputra, noch verwickelter, indem er von den schwarzen Völkerschaften auf die gelben Horden übersprang, die bereits, mehr oder minder rein, bis in diese Gegenden gelangt waren. In der Tat hatten sich die Finnen an den Gestaden des

chinesischen Meeres vermehrt, ehe sie noch irgendeine ernstliche Ortsveränderung der weißen Völker im Inneren des Erdteils hatten verursachen können. Leichter war es ihnen geworden, die andere niedere Rasse zu umklammern und zu durchdringen. Sie hatten sich mit ihr vermischt, soviel sie gekonnt hatten. Die malaiische Varietät begann damals aus dieser Verbindung, die sich weder ohne Mühe noch ohne Gewaltsamkeit vollzog, hervorzugehen. Die ersten Mischsprößlinge bewohnten zunächst die Provinzen des Zentrums des himmlischen Reiches. Mit der Zeit bildeten sich solche immer weiter und weiter in ganz Ostasien, auf den japanischen Inseln, in den Archipelen des Indischen Ozeans. Sie reichten bis an Ostafrika, bedeckten alle Inseln Polynesiens und kehrten, auf diese Weise im Norden wie im Süden, auf den Kurilen wie auf der Osterinsel, den Ländern Amerikas gegenüberversetzt, von ungefähr, in kleinen, wenig zahlreichen Scharen und an den verschiedensten Punkten anlandend, in jene fast verlassenen Gegenden zurück, in welchen nur noch dünngesäte Nachkommen einiger von der Nachhut der gelben Massen abgetrennte Nachzügler wohnten — jener selben gelben Massen, denen diese Malaien, als Mischrasse, zum Teil ihre Entstehung, ihr leibliches Aussehen und ihre geistigen Anlagen verdankten.

Nach Westen, in alle Weiten gegen Europa zu, gab es keine schwärzlichen Völker, wohl aber die gewaltsamste, unvermeidlichste Berührung zwischen Finnen und Weißen. Während letztere im Süden als glückliche Flüchtlinge alles zwangen, sich vor ihrer Herrschaft zu beugen, und sich als Herren mit den eingeborenen Völkern vermischten, begannen sie hingegen im Norden die Verbindung als Unterdrückte. Es ist zweifelhaft, ob die Neger, hätten sie die Wahl gehabt, sich sonderlich nach leiblicher Vermischung mit ihnen gesehnt haben würden, nicht aber, daß die Gelben heftig darnach verlangten. Dem unmittelbaren Einfluß des Ein-

dringens der Finnen ausgesetzt, wurden die Kelten, und zumal die von ihnen nur schwer zu unterscheidenden Slawen, stürmisch angegriffen, vergewaltigt und sodann gezwungen, durch allmähliche Ortsveränderungen ihre Wohnsitze nach Europa zu verlegen. So begannen sie wohl oder übel sich frühzeitig mit den aus Amerika gekommenen kleinen Menschen zu verbinden. Und als ihre ferneren Wanderungen sie in den verschiedenen Ländern der westlichen Welt auf neue Niederlassungen dieser selben Kreaturen stoßen ließen, hatten sie um so weniger Gründe, gegen den Bund mit ihnen einen Widerwillen zu empfinden.

Wäre die gesamte weiße Rasse aus ihren ursprünglichen Sitzen in Zentralasien vertrieben worden, so hätte die große Masse der gelben Völker einfach nur in den verlassenen Gebieten an ihre Stelle zu treten brauchen. Der Finne hätte sein Wigwam aus Gezweig auf den Ruinen der alten Denkmäler aufgerichtet, sich seiner Art gemäß daselbst fest eingenistet, wäre erstarrt und eingeschlafen, und die Welt hätte von seinen trägen Massen nicht weiter reden hören. Aber die weiße Rasse hatte ihr Urvaterland nicht in Masse verlassen. Unter dem fürchterlichen Ansturm der finnischen Scharen zusammengebrochen, hatte sie allerdings den Kern ihrer Völker nach verschiedenen Richtungen von dannen geschafft. Aber eine ziemliche Anzahl derselben war doch geblieben, und diese vereinigten sich mit der Zeit mit mehreren, ja mit der Mehrzahl der gelben Stämme, verliehen ihnen eine Lebendigkeit, Intelligenz und Leibeskraft, einen Grad von sozialen Anlagen, der ihrem angeborenen Wesen völlig fremd war, und setzten sie dadurch in den Stand, die Überfülle ihrer Rassenbestände selbst gegen ziemlich starke Gegenwehr ins Unendliche fort über die umliegenden Lande zu ergießen.

Unter diesen allgemeinen Umgestaltungen, die die reinen Rassen insgesamt betrafen, verschwindet — ein notwendiges

Ergebnis dieser Vermischungen! — die alte Kultur der weißen Familie, und vier Mischzivilisationen ersetzen sie, die assyrische, die indische, die ägyptische, die chinesische. Eine fünfte, die griechische, schickt sich an, kurz darauf in die Welt zu treten, und man ist bereits zu der Behauptung berechtigt, daß alle in Zukunft die Massen der Gesellschaften beherrschenden Grundgedanken gefunden sind, denn die späteren Gesellschaften haben, ohne ihnen irgend etwas hinzuzufügen, immer nur neue Kombinationen derselben geboten.

Die augenscheinlichste Wirkung dieser Zivilisationen, ihr hervorragendstes, positivstes Ergebnis beruht in nichts anderem, als darin, daß sie, ohne jemals nachzulassen, das Werk der Rassenverquickung fortgeführt haben. Je mehr sie sich ausbreiten, desto mehr fassen sie bis dahin einzelnstehende Völker, Stämme und Familien zusammen, und wenn es ihnen auch nie möglich wird, sie sämtlich den Formen und Gedanken, von denen sie selbst leben, anzupassen, so gelingt es ihnen doch, sie des Gepräges einer eigenen Individualität zu berauben.

In der Periode, die man ein zweites Weltalter nennen könnte, der Periode der Mischungen, gelangen die Assyrer bis an die Grenzen Thraziens hinauf, bevölkern die Inseln des Archipels, siedeln sich in Unterägypten an, befestigen sich in Arabien und dringen allmählich in Nubien ein. Die Ägypter breiten sich in Zentralafrika aus, schieben ihre Niederlassungen im Süden und Westen vor, verzweigen sich nach Hedschas, nach der Halbinsel des Sinai. Die Hindu machen den arabischen Himjariten den Boden streitig, landen in Ceylon, kolonisieren Java und Bali und vermischen sich fort und fort mit den Malaien jenseits des Ganges. Die Chinesen gehen mit den Völkern Koreas und Japans Verbindungen ein. Sie reichen bis an die Philippinen, während die in ganz Polynesien sich bildenden, von den Zivilisationen, die sie erblicken, schwach beeinflußten

schwarz-gelben Mischlinge das wenige, das sie von jenen begreifen können, von Madagaskar bis nach Amerika in Umlauf bringen.

Die in das Abendland verwiesenen Völker ihrerseits, die Weißen Europas, die Iberer, Rasener, Thraker, Illyrier, Kelten und Slawen sind bereits von Verbindungen mit den Finnen berührt worden. Sie sind fortgesetzt damit beschäftigt, sich die um ihre Niederlassungen ausgebreiteten gelben Stämme zu assimilieren. Dann kreuzen sie sich wiederum untereinander, und außerdem mit den Hellenen — semitisierten Mischlingen, die von allen Seiten nach ihren Küsten herbeiströmen.

Also Mischung, Mischung überall, Mischung immerdar: das ist das offenkundigste, sicherste, dauerhafteste Werk der großen Gesellschaften und der gewaltigen Zivilisationen, das, das sie ganz gewiß überlebt. Und je mehr die ersteren an territorialem Umfang und die letzteren an Eroberungsgeist besitzen, desto weiter hinaus erfassen die Völkerwogen, die sie aufrühren, andere ursprünglich fremde Wogen, wodurch dann die Art der einen wie der anderen verdorben wird.

Damit aber diese allgemeine große Verschmelzungsbewegung auch die letzten Rassen des Erdballs mit ergreife und nicht eine einzige unberührt lasse, genügt es nicht, daß ein zivilisatorisches Zentrum alle die ihm zu Gebote stehende Energie entfalte. Es müssen auch in den verschiedenen Gebieten der Welt jene Werkstätten des Völkerlebens derart eingerichtet sein, daß sie an Ort und Stelle wirken, sonst würde das Gesamtwerk notgedrungen unvollständig bleiben. Die negative Kraft der Entfernungen würde den Ausdehnungstrieb der lebendigsten Gruppen lähmen. China und Europa üben nur eine schwache Einwirkung aufeinander aus, wiewohl die slawische Welt ihnen als Vermittler dient. Indien hat Afrika, Assyrien den

Norden Asiens nie stark beeinflußt; und im Falle die Gesellschaften für immer dieselben Brennpunkte behalten hätten, hätte Europa nie unmittelbar und genügend von dem Strudel erfaßt und gar völlig mit hineingezogen werden können. Es wurde dies, weil die Elemente, die eine dem oben bezeichneten Gesamtprozeß dienliche Zivilisation ins Leben zu rufen geeignet waren, sich im voraus auf seinem Boden ausgebreitet hatten. In der keltischen und der slawischen Rasse besaß es in der Tat seit den ältesten Zeiten zwei Ströme der Verquickung, die es ihm ermöglichten, im gebotenen Augenblicke in das große Ganze einzutreten.

Unter ihrem Einflusse hatte es das Blut der Gelben wie die Reinheit der Weißen verschwinden und völlig versinken sehen. Unter Vermittlung der stark semitisierten Hellenen, und sodann mit Hilfe der römischen Kolonisationen gewann es allmählich die Möglichkeit, seine Massen mit denen der seinen Gestaden nächstgelegenen Gebiete Asiens zu verbinden. Letztere ihrerseits erfuhren wiederum die Rückwirkung dieser Entwicklung; denn während die Gruppen Europas in Spanien, Südfrankreich, Italien, Illyrien eine orientalische Farbenschattierung bekamen, nahmen die des Orients und Afrikas in der Propontis, in Anatolien, Arabien und Ägypten etwas vom römischen Abendlande an. Nachdem diese Annäherung vollzogen, hatte die Arbeit der Slawen und der Kelten, im Verein mit den hellenischen Einflüssen, alle ihre Wirkungen gezeitigt. Sie konnte nicht weiter mehr gehen, es gab für sie keine Möglichkeit mehr, neue geographische Grenzen zu überschreiten. Die Zivilisation Roms — die sechste in der zeitlichen Reihenfolge —, welche die Vereinigung der Rassenelemente der abendländischen Welt zum Daseinszwecke hatte, besaß nach dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nicht die Kraft, irgend etwas allein hervorzubringen.

Um fernerhin den Umkreis, in welchem bereits so

viele Massen sich vereinigten, noch zu erweitern, bedurfte es des Dazwischentretens einer Rassentriebkraft von außerordentlicher Gewalt, einer Triebkraft, die aus einer neuen Verbindung der besten menschlichen Varietät mit den bereits zivilisierten Rassen erwachsen war. Mit einem Wort, es bedurfte einer Durchtränkung des für die Einwirkung auf die übrige Welt bestgelegenen Gesellschaftszentrums mit Ariern, sonst hätten die noch über die Erde verbreiteten sporadischen Existenzen aller Grade ins Blaue hinein ihre Bahn fortgesetzt, ohne mehr in ein Fahrwasser der Verquickung zu geraten.

Die Germanen erschienen innerhalb der römischen Gesellschaft. Zu gleicher Zeit besetzten sie den äußersten Nordwesten Europas, der allmählich der Angelpunkt ihrer Unternehmungen wurde. Fortwährende Kreuzungen mit den Kelten und Slawen, mit den keltisch-römischen Völkern, vermehrten die Ausdehnungskraft der Neuankömmlinge, ohne ihren natürlichen Trieb zur Initiative zu schnell herabzudrücken. Die moderne Gesellschaft trat ins Leben. Sie machte sich auf der Stelle daran, das Aggregativwerk ihrer Vorgängerinnen auf allen Seiten zu vervollkommnen und weiter fortzuführen. Wir haben sie fast in unseren Tagen Amerika entdecken, sich dort mit den Eingeborenenrassen vermischen oder sie der Vernichtung zutreiben sehen. Wir sehen sie durch den Anstoß, den sie Rußland gibt, den Rückstrom der Slawen zu den äußersten Stämmen Zentralasiens bewirken, sehen sie unter Hindu und Chinesen sich niederlassen, an die Pforten Japans klopfen, im ganzen Umkreise der afrikanischen Küsten mit den Eingeborenen dieses gewaltigen Kontinentes Verbindungen eingehen, kurzum, die Elemente des Rassenchaos, deren Verwendung sie jetzt leitet, in unbeschreiblichen Dimensionen auf ihren eigenen Gebieten vermehren und auf dem gesamten Erdball verbreiten.

Die germanische Rasse war mit der ganzen Energie der arischen Varietät ausgestattet. Sie mußte es sein, um die Rolle, zu der sie berufen war, durchführen zu können. Nach ihr hatte die weiße Familie nichts Mächtiges und Lebendiges mehr herzugeben: Alles in ihrem Schoße war so ziemlich gleich befleckt, verbraucht, verdorben. Es war unbedingt nötig, daß die zuletzt auf den Plan entsandten Arbeiter nichts Allzuschweres mehr zu beendigen ließen; denn außer ihnen war niemand mehr da, der imstande gewesen wäre, dies zu übernehmen. Sie ließen es sich gesagt sein. Sie vollendeten die Entdeckung des Erdballs. Sie bemächtigten sich seiner auf wissenschaftlichem Wege, ehe sie ihre Mischlinge darüber ausbreiteten, sie umsegelten ihn in allen Richtungen. Kein verborgener Winkel entging ihnen, und jetzt, wo nur noch die letzten Tropfen des arischen Blutes unter die verschiedenen, von allen Seiten zugänglich gewordenen Völkerstämme sich zu ergießen brauchen, wird die Zeit dieser Arbeit, die von selbst ihren Fortgang nehmen wird und zu ihrer Vollendung nicht noch des Hinzutretens eines neuen Anstoßes bedarf, genügend nachhelfen.

Angesichts dieser Tatsache können wir uns erklären, nicht nur warum sich keine reinen Arier mehr finden, sondern warum ihr Vorkommen überflüssig sein würde. Da ihr Beruf im allgemeinen der war, die Annäherung und Verschmelzung der Typen durch gegenseitige Vereinigung derselben allen Entfernungen zum Trotz herbeizuführen, so bleibt ihnen hinfort nichts mehr zu tun, nachdem diese Verschmelzung in der Hauptsache vollzogen ist und für die Nebendinge alle Anstalten getroffen sind. So offenbart uns denn das Dasein der schönsten menschlichen Varietät, der gesamten weißen Rasse, der herrlichen in beiden angesammelten Anlagen, offenbaren uns Schöpfung, Entwicklung und Tod der Gesellschaften und ihrer Zivilisationen

— das erstaunliche Resultat des Spieles jener Anlagen —, einen Hauptpunkt, der gleichsam der Höhepunkt, der Gipfel, das letzte Ziel der Geschichte ist: jenes alles entsteht, um die Varietäten einander zu nähern, entwickelt sich, glänzt, bereichert sich, um ihre Verschmelzung zu beschleunigen, und stirbt, wenn das leitende Rassenelement sich völlig in den heterogenen Elementen, die es zu sich herüberzieht, aufgelöst hat, und wenn somit seine Aufgabe an der betreffenden Stelle hinlänglich getan ist. Zudem ist das über die Oberfläche der Erde zerstreute weiße, und zumal das arische Element daselbst derartig auseinandergezogen, daß die Gesellschaften und die Zivilisationen, die es beseelt, bei ihrer Aggregativtätigkeit schließlich kein Land, und folglich keine Gruppe, draußen lassen. Das Leben der Menschheit gewinnt so eine einheitliche Bedeutung, die durchaus in die Reihe der kosmischen Offenbarungen hineingehört. Ich habe gesagt, daß es einem ungeheuren, aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzten Gewebe, das die mannigfachst gezeichneten und buntscheckigsten Muster zur Schau biete, zu vergleichen sei; so auch ferner einer in mehreren Gipfeln, nämlich den Zivilisationen, sich erhebenden Gebirgskette: die geologische Zusammensetzung jener Gipfel wird durch die verschiedenen Vermischungen dargestellt, zu welchen die vielfachen Verbindungen der drei großen Urabteilungen der Gattung und ihrer Nebenabstufungen Veranlassung gegeben haben. Solches ist das durchschlagende Ergebnis des Menschheitsprozesses. Alles, was der Zivilisation dient, zieht die Tätigkeit der Gesellschaft an. Alles, was sie anzieht, breitet sie aus. Alles, was sie ausbreitet, bringt sie geographisch weiter, und das letzte Ende auf diesem ihrem Wege ist die Aufnahme oder die Unterdrückung einiger Schwarzen oder Finnen mehr innerhalb der bereits verquickten Massen. Wir können als Grundsatz aufstellen, daß das Endziel der Mühen und Leiden, der Freuden und

Triumphe unserer Gattung das ist, eines Tages zur vollkommenen Einheit zu gelangen. Haben wir diese Gewißheit erst errungen, so lehrt sie uns auch, was wir weiterhin noch zu wissen brauchen.

Die weiße Rasse, an und für sich betrachtet, ist hinfort vom Angesicht der Erde verschwunden. Nachdem sie durch das Zeitalter der Götter hindurchgegangen, in dem sie unbedingt rein war, dann durch das Heroenzeitalter, in welchem die Mischungen an Stärke und Zahl noch mäßig waren, durch das Adelszeitalter, während dessen immer noch gewaltige Kräfte aus versiegten Quellen keine Auffrischung mehr erhielten, steuert sie infolge ihrer heterogenen Verbindungen, je nach den Stätten mehr oder minder schnell, der endgültigen Verschmelzung aller ihrer Elemente zu. Folglich wird sie jetzt nur noch durch Blendlinge vertreten. Diejenigen, welche die Gebiete der ersten Mischgesellschaften innehaben, haben natürlich Zeit und Gelegenheit gehabt, am meisten herabzusinken. Die Massen, die in Westeuropa und Nordamerika gegenwärtig die letzte mögliche Form der Kultur vertreten, bieten noch recht schöne Anzeichen von Kraft und sind in der Tat weniger verfallen, als die Bewohner der Campagna, Susianas und Jemens. Indessen droht diese verhältnismäßige Überlegenheit beständig zu verschwinden. Der bereits so oft geteilte und immer wieder geteilte Bestand an arischem Blute, der in unseren Ländern noch vorhanden ist und allein das Gebäude unserer Gesellschaft noch stützt, steuert mit jedem Tage mehr dem Endziele seiner Aufsaugung zu.

Ist dieses Ergebnis erst erreicht, so beginnt die Ära der Einheit. Das weiße Element, bei jedem einzelnen im Schach gehalten, wird hier gegenüber den beiden anderen nur im Maße von eins zu zwei vertreten sein — ein trauriges Verhältnis, das in jedem Falle hinreichen würde, um seinen Einfluß fast völlig lahmzulegen, das aber noch

trübseliger erscheint, wenn man bedenkt, daß dieser Zustand der Verschmelzung, weit entfernt das Ergebnis der unmittelbaren Verbindung der drei Haupttypen im reinen Zustande zu sein, nur das caput mortuum einer unendlichen Reihe von Mischungen, und folglich von Brandmarkungen sein wird, der äußerste Grad der Mittelmäßigkeit auf allen Gebieten, Mittelmäßigkeit, man kann fast sagen Null, an Leibeskraft, an Schönheit, an Geistesgaben. Von diesem traurigen Erbteil besitzt alsdann ein jeder den gleichen Anteil, kein Grund besteht, warum ein Mensch ein reicheres Los ziehen sollte als der andere. Und wie auf jenen polynesischen Eilanden, wo die seit Jahrhunderten dort eingesperrten malaiischen Mestizen sich gleichmäßig in einen Typus teilen, dessen erste Zusammensetzung kein Aufguß neuen Blutes je gestört hat, werden die Menschen einander alle gleichen. Ihr Wuchs, ihre Züge, ihre körperlichen Gewohnheiten werden dieselben sein. Sie werden dieselbe Dosis von Körperkräften, ähnliche Richtungen der Instinkte, gleichbemessene Anlagen haben, und dieses allgemeine Niveau, nochmals sei es gesagt, wird von der empörendsten Niedrigkeit sein.

Die Völker, nein, die Menschenherden, werden alsdann, von düsterer Schlafsucht übermannt, empfindungslos in ihrer Nichtigkeit dahinleben, wie die wiederkäuenden Büffel in den stagnierenden Pfützen der pontinischen Sümpfe. Vielleicht werden sie sich für die weisesten, gelehrtesten und fähigsten Wesen halten, die je da waren. Wir selbst, sind wir beim Anblick jener gewaltigen Denkmäler Ägyptens und Indiens, die wir so unfähig sein würden nachzuahmen, nicht davon überzeugt, daß eben dieses unser Unvermögen unsere Überlegenheit beweise? Unsere schmachbedeckten Nachfahren werden ohne Schwierigkeit irgendeinen ähnlichen Beweisgrund auffinden, kraft dessen sie uns ihr Mitleid zuteil werden lassen und sich aus ihrer Barbarei eine Ehre

machen. So unsinnig, werden sie sagen und dabei mit verächtlicher Gebärde auf die wankenden Ruinen unserer letzten Gebäude deuten, so unsinnig verwandten unsere Ahnen ihre Kräfte. Was sollen wir mit diesen nutzlosen Narreteien? Freilich werden sie für sie nutzlos sein; denn die starke Natur wird die Allherrschaft über die Erde alsdann zurückerobert haben, und die menschliche Kreatur wird ihr gegenüber nicht mehr eine Herrin, sondern nur ein Gast sein, wie die Bewohner der Wälder und der Gewässer.

Dieser elende Zustand wird aber ebenfalls nicht lange dauern; denn eine Seitenwirkung der ins Unendliche fortgesetzten Mischungen ist die, daß sie die Völker auf immer kleinere und kleinere Ziffern herabbringen. Wenn wir den Blick auf die alten Zeiten werfen, so gewahren wir, daß die Erde damals ganz anders von unserer Gattung angefüllt war, als heute. China hat nie weniger Einwohner gehabt als gegenwärtig, Zentralasien war ein Ameisenhaufen, und man findet dort niemand mehr. Das Skythenland war nach Herodots Aussage voller Völker, und Rußland ist eine Wüste. Deutschland ist mit Menschen wohlversehen, aber es war dies im dritten, vierten und fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung nicht minder, als es, ohne sich zu erschöpfen, Meere von Kriegern, gefolgt von ihren Frauen und Kindern, über die römische Welt ergoß. Frankreich und England erscheinen uns weder leer noch unbebaut, aber Gallien und Großbritannien waren es ebensowenig zur Zeit der kymrischen Auswanderungen. Spanien und Italien besitzen nicht mehr den vierten Teil der Menschen, die sie im Altertum bevölkerten; Griechenland, Ägypten, Syrien, Kleinasien, Mesopotamien waren überfüllt mit Menschen. Die Städte drängten sich daselbst so reich an Zahl wie Ähren auf dem Felde. Jetzt sind es Todeseinöden, und auch Indien, wiewohl noch volkreich,

ist in dieser Beziehung doch nur noch sein eigener Schatten. Westafrika, dieses Land, das Europa nährte, und wo so viele Hauptstädte ihren Glanz ausbreiteten, trägt nur noch die dünngesäten Zelte einiger Nomaden und die todgeweihten Städte einer kleinen Anzahl Kaufleute. Die anderen Teile dieses Festlandes schmachten ebenfalls dahin, wo immer Europäer und Muselmänner das hingebracht haben, was sie, die einen den Fortschritt, die anderen den Glauben nennen, und nur das Innere der Länder, wo fast niemand hingekommen ist, bewahrt noch einen wirklich geschlossenen Kern. Aber das wird wohl nicht so bleiben. Nach Amerika ergießt Europa, was es an Blut besitzt. Die eine verarmt, indes die andere sich bereichert. So hält das Hinschwinden der Menschheit gleichen Schritt mit ihrem Sinken.

Wir können uns nicht anmaßen, genau die Zahl der Jahrhunderte zu berechnen, die uns von dem sicheren Ende noch trennen. Indessen ist es doch nicht unmöglich, ein Ungefähres zu ahnen. Die arische, und vollends die übrige weiße Familie hatte zur Zeit, da Christus geboren wurde, aufgehört ganz rein zu sein. Nehmen wir nun an, daß die gegenwärtige Formation des Erdballs sechs- bis siebentausend Jahre vor dieses Ereignis falle, so hätte also dieser Zeitraum hingereicht, um das offenbare Grundelement der Gesellschaften in seinem Keime zu entkräften, und, als er zu Ende ging, der Grund aller Abgelebtheit bereits die entscheidende Rolle in der Welt an sich gerissen. Infolge des Umstandes, daß die weiße Rasse dermaßen verbraucht war, daß sie die Blüte ihres Wesens an die beiden niederen Varietäten verloren hatte, hatten letztere entsprechende Veränderungen erlitten, die sich bei der gelben Rasse sehr weit erstreckten. In den seitdem verflossenen achtzehn Jahrhunderten ist die Verschmelzungsarbeit, wiewohl unaufhörlich fortgeführt und ihre ferneren Eroberungen in bedeutenderem Maße als je vorbereitend, doch nicht so un-

mittelbar wirksam gewesen. Aber abgesehen davon, daß sie sich Wirkungsmittel für die Zukunft geschaffen, hat sie den Rassenwirrwarr im Inneren aller Gesellschaften stark vermehrt und folglich die letzte Stunde, die Vollendung der Verquickung um ebensoviel beschleunigt. Diese Zeit ist also durchaus nicht etwa verloren. Und da sie die Zukunft vorbereitet hat, und übrigens die drei Varietäten keine reinen Gruppen mehr besitzen, so heißt es den Eilschritt des Endes nicht übertreiben, wenn man bis zu seinem Eintritt etwas weniger Zeit ansetzt, als es bedurft hat, um die Vorbereitungen zu demselben auf den Punkt zu bringen, wo sie heute sind. So wäre man denn versucht, der Herrschaft des Menschen über die Erde eine Gesamtdauer von zwölf- bis vierzehntausend Jahren zuzuweisen, die man in zwei Perioden zu teilen hätte: die eine, nunmehr verflossene, hätte alsdann die Jugend, die Vollkraft, die Geistesgröße der Gattung geschaut und besessen, die andere, bereits begonnene, wird sie wankenden Schrittes der Gebrechlichkeit des Alters sich zubewegen sehen.

Selbst wenn wir dem Blicke bei den Zeiten, die dem letzten Seufzer unserer Gattung um ein weniges vorangehen müssen, Halt gebieten und ihn abwenden von jenen bereits vom Tode übermannten Altern, in denen der stumm gewordene Erdball — doch ohne uns! — seine Bahnen fühllos fortbeschreibt, weiß ich doch nicht, ob wir nicht berechtigt sind, jene weniger ferne Zeit das Ende der Welt zu nennen, welche schon die vollkommene Erniedrigung unserer Gattung schauen wird. Auch möchte ich nicht behaupten, daß es sonderlich leicht wäre, mit einem Rest von Liebe an den Geschicken einiger Handvoll Wesen ohne Kraft, ohne Schönheit, ohne Geist teilzunehmen, wenn man sich nicht daran erinnerte, daß ihnen zum mindesten der religiöse Glaube bleiben wird — das letzte Band, das einzige Andenken, das kostbare Erbteil besserer Tage.

Jedoch die Religion selbst hat uns Ewigkeit nicht verheißen; aber die Wissenschaft schien uns durch den Nachweis, daß wir angefangen, immer auch zugleich zu versichern, daß wir enden müßten. Wir haben also keinen Grund, zu erstaunen noch uns aufzuregen, wenn wir eine weitere Bestätigung für eine Tatsache entdecken, die nicht für zweifelhaft gelten konnte. Die betrübende Voraussicht ist nicht der Tod, es ist die Gewißheit, daß wir ihn nur entwürdigt erreichen werden. Und vielleicht könnte selbst diese unseren Nachfahren vorbehaltene Schmach uns gleichgültig lassen, wenn wir nicht mit einem geheimen Schauder empfänden, daß die räuberische Hand des Geschickes schon auf uns gelegt ist.

Zur Gestalt des Textes

Durch den Umstand, daß mir die Handschrift des Gobineau-schen Rassenwerkes, von der es überhaupt leider mehr als zweifelhaft erscheint, ob sie noch existiert, für die Arbeit der Verdeutschung nicht vorgelegen hat, sind meinem Verfahren einer kritischen Behandlung des Textes insofern Grenzen gezogen gewesen, als ich mich in nicht wenigen Fällen bei Vermutungen habe begnügen müssen und selbst diese gar manches Mal nicht habe wagen können. Daß ich im übrigen aber eine solche kritische Behandlung nach allen gewohnten Regeln philologischer Methode als zu meiner Aufgabe gehörig angesehen habe, versteht sich von selbst.

Ich darf im allgemeinen wohl sagen, daß jetzt alles in korrekte Fassung gebracht ist, daß der Wortlaut sämtlicher fremdsprachiger Zitate und Erwähnungen, für die ich fast durchgehends eine Vergleichung der Originaltexte vorgenommen habe, gesichert erscheint, und daß endlich auch die selteneren geographischen und Völkernamen nunmehr richtiggestellt sind. Jedenfalls habe ich mich gewissenhaft bemüht, sie aus den besten Atlanten, Handbüchern und Quellenwerken, wie Humboldt, Ritter u. a. zu konstatieren. In den ganz wenigen Fällen, wo dies nicht möglich war, muß ich Gobineau die Verantwortung überlassen.

Prinzipiell habe ich im Texte der Versuchung widerstehen müssen, wirkliche Irrtümer in den Anschauungen und Behauptungen Gobineaus zu berichtigen. Das wird an anderer Stelle zu geschehen haben. Daß dagegen auf dem Grenzgebiete von Verbesserungen und eigentlichen Änderungen Fälle wie Bd. II, S. 195, wo ich Gobi-

neaus „Ajas“ durch Diomedes ersetzt, also einfach ein tatsächliches Versehen korrigiert habe, mein Verfahren von selbst rechtfertigen, wird wohl niemand bestreiten wollen. Übrigens habe ich so ziemlich alle derartigen Änderungen in den unten folgenden Anmerkungen ausdrücklich kenntlich gemacht. Eine durchgehende Abweichung habe ich mir in allen den Fällen erlaubt, wo Gobineau griechische Götter erwähnt und diese more gallico in der Namensform ihrer römischen Vertreter bringt: hier habe ich durchweg die uns einzig vertrauten griechischen Bezeichnungen hergestellt.

Etwas genauer glaube ich mich über mein Verhalten gegenüber Gobineaus Zitaten aussprechen zu müssen. Als ich mir ursprünglich deren methodische und vollständige Revision vorsetzte, schwebte mir dabei wenigstens annähernd ein Normalzustand vor, wie er in einem gründlichen deutschen Gelehrtenwerke zu herrschen pflegt, wobei denn nur gelegentliche Versehen zu beseitigen gewesen sein würden. Ich hatte keine Ahnung von der weitgehenden Unsicherheit, die in jenen Zitaten nur zu vielfach obwaltet, und die wohl zu gleichen Teilen auf gewisse Druck- und Korrekturverhältnisse, auf das häufigere Aus-dem-Gedächtnis-Zitieren, endlich auf Gobineaus zu rasches und flüchtiges Arbeiten zurückzuführen ist. Ich bin nun zwar im Nachlesen, in der Kontrolle und Korrektur so weit gegangen wie nur irgend möglich; aber im Ganzen stellte sich mir jetzt doch, nachdem ich Vorstehendes einmal erkannt, diese Frage, gleich anderen, verwandten, in einem ganz anderen Lichte, nämlich einfach als eine Frage der Kräfte und Möglichkeiten, dar. Hätte ich diese meine Arbeit durch ein Beginnen von der eben bezeichneten Art und noch dazu zweifelhafter Wichtigkeit ins Ungemessene hinein vermehren wollen — und das wäre bei der Schwierigkeit der Beschaffung eines Teiles des Materiales, bei dem Zustande so vieler älteren Werke ohne Register usw. unausbleiblich gewesen —, so wären dadurch einfach unzweifelhaft weit wichtigere Aufgaben meines ferneren Lebens, zumal die Biographie Gobineaus, ernstlich beeinträchtigt worden. Und nachdem ich denn einmal auf Vollständigkeit nach dieser Seite hatte verzichten müssen, habe ich mich auch hier wieder auf ein stillschweigendes Korrigieren beschränkt, ohne die einzelnen Stellen besonders kenntlich zu machen. Nur in besonders auffallenden oder wichtigen Fällen habe ich mein

Verfahren in eigenen Anmerkungen zur Sprache gebracht. Wer mir überhaupt in diesen Studien folgt, wird sich's übrigens gelegentlich auch nicht verdrießen lassen, die eine oder die andere Berichtigung noch selbst vorzunehmen. Nur einige immer wiederkehrende und gleichsam methodische Inkorrektheiten in Gobineaus Zitierweise möchte ich nicht unberührt lassen.

Da ist erstens die fast stehende Gewohnheit, eine, zwei, auch mehr Seiten später anzusetzen, als die, auf welcher der besprochene Gegenstand sich findet: es erklärt sich dies so, daß Gobineau sein Zitat zu Ende gelesen, auch wohl noch etwas weiter gelesen und nun von der Stelle aus zitiert hat, wo er stehengeblieben war. Von einem Korrigieren mußte hier nicht selten schon aus dem Grunde abgesehen werden, weil nicht definitiv entschieden werden konnte, für welche Seite (bei einem Überspringen der Materie) das Zitat galt.

Ganz irreführend ist ferner die Weise, wie Gobineau das Wort passim in vielen Zitaten verwendet. Anstatt des uns sonst geläufigen Sinnes „hin und wieder", „an vielen Stellen" nimmt er den des „und folgende" dafür. Und doch bringt er für letzteres auch wieder öfter das Zeichen „seq.", wie für das wirkliche „und öfter" das Zeichen „etc.". Ich habe schließlich, um eine Quelle permanenter Verwirrung zu verstopfen, einfach immer „ff." bzw. (bei ausländischen Zitaten) „seq." für „passim" gesetzt.

Doppeltitel haben öfters zu Verwirrung Anlaß gegeben. Movers z. B. habe ich durchgehends umzitieren müssen. Bei den sehr zahlreichen Zitaten aus Otfried Müllers „Etruskern" hat Gobineau fast immer die Bandbezeichnung weggelassen, die daher zu ergänzen war.

Natürlich war es mir nicht möglich, auf alle die einzelnen Fälle, wo Gobineau nicht sowohl eine in seinem Texte angeführte und durch sein Zitat vermeintlich belegte Einzelheit als vielmehr nur der allgemeine Sinn einer Stelle vorgeschwebt, oder auch, wo er sie (unwissentlich) aus- oder umgedeutet hat, hinzuweisen. Übrigens gehört dieses Kapitel ja eigentlich schon in die von mir später in einer Gesamtcharakteristik des Rassenwerkes zu gebende Darstellung des Verhältnisses Gobineaus zu seinen Quellen. Hier will ich nur noch bemerken, daß ich auch bei einzelnen Komplettierungen Gobineauscher Zitate nach langem mühevollem Suchen zu-

frieden sein mußte, wenn ich die belegte Materie in den betreffenden Werken nur annähernd wiederfand.

Im ganzen aber sind hier, bei den zahlreichen Komplettierungen der gänzlich allgemein, nur mit den Titeln der Werke oder Bände, gegebenen Zitate meine Bemühungen fast durchgehends mit Erfolg belohnt worden. Hie und da sind jene freilich nur nach den mir zugänglichen Ausgaben, nicht nach denen, welche Gobineau vorgelegen haben, zu bewerkstelligen gewesen. Anderseits habe ich es für angezeigt gehalten, zuweilen spezifisch französische Ausgaben oder Übersetzungen ausländischer Werke (wie Macaulay u. a.) in den Zitaten durch deutsche zu ersetzen.

Was nun meine Wiedergabe des Wortlautes der zitierten Stellen betrifft, so habe ich lange geschwankt, ob ich auch diese letzteren aus den verschiedenen fremden Sprachen übersetzen oder in ihren Urtexten belassen solle. Für einen großen Teil der Leser wäre ja ohne Zweifel ersteres Verfahren bequemer und erwünschter gewesen, indessen schien mir doch je länger je mehr der Gesichtspunkt durchschlagend, daß hier, wo Gobineau nur indirekt zu Worte kommt, der Wortlaut, der in seinem eigenen Texte gelegentlich den höheren Anforderungen des Sinnes ruhig geopfert werden durfte, als oberstes Gesetz zu gelten habe, da gerade in ihm häufig die eigentliche Beweiskraft einer Stelle liegen kann, daß also allen jenen Stellen, gleich Dokumenten, der Charakter authentischer Urkundlichkeit zu bewahren sei. Eine Ausnahme habe ich einzig zugunsten der Zitate aus französischen Werken gemacht, aus dem doppelten Grunde, erstlich, weil ich nun doch einmal ein französisches Werk übersetzte, unsere Sprache also im allgemeinen an Stelle der französischen zu treten hatte, und sodann, weil auch Gobineau selbst vielfach deutsche Zitate, und nur diese, französisch wiedergibt, die beiden Sprachen also nunmehr durchweg im Austausch erscheinen. Auch hier mußte übrigens das eben erwähnte Gesetz der Urkundlichkeit seine Kraft behalten, daher ich Anführungen, bei denen es mir irgend auf den Wortlaut besonders anzukommen schien (wie z. B. Bd. III, S. 219), dennoch französisch belassen habe.

Daß sämtliche Zitate aus deutschen (d. h. deutsch geschriebenen) Werken an der Quelle von mir verglichen und aus den Originalstellen ausgeschrieben worden sind, verstände sich eigentlich von

selbst und sei nur deswegen hier erwähnt, weil mir allen Ernstes in einem Falle eine Rückübersetzung zugetraut worden ist[1], die ich dann aber dennoch ruhig in die „"-Zeichen des Originalzitates gekleidet haben sollte, — beiläufig bemerkt, eine schöne Probe der Vorstellungen, die man in gewissen Kreisen von den Aufgaben einer wissenschaftlichen Übersetzung haben mag.

Die Zitate aus Alexander von Humboldt habe ich im allgemeinen aus den deutschen Ausgaben angeführt, mich jedoch nicht entschließen können, den Bestand von deren Text durchgehends ebenso zu respektieren wie den von Originalwerken, indem jene Übersetzungen stellenweise ein Deutsch boten, das ich nicht hätte verantworten mögen und daher hie und da etwas aufzubessern kein Bedenken getragen habe.

Von einem Umzitieren in die neueren Auflagen und Bearbeitungen habe ich grundsätzlich abgesehen. Es wäre dies ohnehin nur bei einem Teil der Zitate möglich gewesen: da, wo die Stellen, wie sehr häufig, im Wortlaut folgen, war ich eo ipso an die betreffende Auflage gebunden. Im übrigen bedeuten ja neue Auflagen auf die Dauer auch gar häufig nur Provisorien. Vor allem aber machte sich auch hier wieder das „principiis obsta!" gebieterisch geltend: von einem Berücksichtigen neuerer Auflagen bis zu einer methodischen Durchmusterung und ergänzenden Übersicht der ganzen neueren Literatur in den Anmerkungen wäre dann nur ein Schritt gewesen, den ich aber für jetzt im Interesse des Abschlusses meiner Arbeit nicht tun konnte und durfte.

Besondere Sorgfalt habe ich der Schreibung der Fremdwörter zugewandt: ausschließlich maßgebend war mir hier das genetische Prinzip, insbesondere habe ich die lautliche Gestaltung der Wörter aus den alten Sprachen stets darnach vorgenommen, ob ein Wort aus dem Griechischen oder aus dem Lateinischen stammte. Nur bei einer kleinen Anzahl gar zu eingewurzelt deutsch gewordener Fremdwörter habe ich hiervon eine Ausnahme gemacht.

In den Schreibungen namentlich alter Länder- und Völkernamen herrscht vielfach große Unsicherheit. Schreibt Ewald Chorräer, so Movers Horiter für dasselbe Volk, und so öfter. Viele Ge-

[1] In einem Artikel des „Grenzboten", Jgg. 57, Nr. 36, S. 447.

lehrte schreiben Assyrier, offenbar durch die griechische Form beeinflußt, andere Assyrer, unmittelbar nach Assur, was ich daher vorzog. Wo es irgend tunlich schien, schloß ich mich den Neueren an, doch ging das nicht immer, konnte mir auch um so weniger eine eigentliche Norm bedeuten, als das Neuere sehr häufig nur das zur Zeit in Mode Befindliche ist. Gelegentlich konnte es vorkommen, daß ein und derselbe Name im Text anders geschrieben erscheint als in den Anmerkungen, als wo er genau nach der Schreibung des zitierten Werkes zu bringen war.

Immer mehr habe ich mich allmählich dafür entschieden, die griechischen Eigennamen möglichst in ihrer Originalform zu geben und auch die persischen in der griechischen, nicht in der römischen Umbildung erscheinen zu lassen, während ich seinerzeit in der ersten Auflage noch einige Male die letztere angewandt hatte. Bei den uns besonders vertrauten griechischen Namen habe ich übrigens an der Originalform nicht festgehalten, wenn diese einem deutschen Ohre allzu fremdartig klang, also nicht gesagt: Aischylos, Pheidias, Alexandros, noch auch Kypros usw., sondern Aeschylos, Phidias, Alexander, Cypern usw. Erst nachdem ich zu diesem Entschlusse gekommen, fand ich bei erneutem Vornehmen von Curtius' griechischer Geschichte, daß dieser es genau ebenso gehalten hatte, was mir die beste Bestätigung gab, daß meine Empfindung richtig gewesen sei.

In einem Artikel der „Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins" (Jahrgang XIII, 1898, Nr. 11) war seinerzeit der Gebrauch zu reichlicher Fremdwörter in meinem ersten Bande als ein „Flecken auf dem Gewande" meiner Übersetzung bezeichnet worden; und wenn auch, auf meine kurze Erwiderung hin (im „3. Bericht über die Gobineau-Vereinigung", S. 9), der Verfasser jenes Artikels, Herr Dr. Brukner, mir in einer brieflichen Zuschrift ausdrücklich bezeugt hat, daß jene Ausstellung hauptsächlich meiner Vorrede gegolten habe, während „die Übersetzung selbst viel sprachreiner sei" — ein Urteil, das er angesichts der späteren Bände ganz gewiß nicht wird abschwächen wollen —, so erscheint es mir doch mit Rücksicht auf die hohe Bedeutung, die diese Sache beanspruchen kann, auf den achtungswürdigen Ernst, mit dem sie, gerade auch im vorliegenden Falle, verfochten worden ist, und nicht

zum mindesten auf den Umstand, daß seit jenem Mahnwort ein Auseinandersetzen mit der Partei der Sprachreiniger meinerseits im Stillen ununterbrochen stattgefunden hat, unbedingt geboten, der ganzen Frage auch an dieser Stelle eine etwas eingehendere Besprechung zuteil werden zu lassen.

Bei aller warmen Sympathie für die in unserem Volke gegenwärtig so mächtig sich regende Gesamtbewegung einer geistigen Wiedergeburt auf heimischem Grunde wird es doch denjenigen unter uns, die in der klassischen Schule groß geworden sind und sich gewöhnt haben, dem Muster unserer größten deutschen Stilisten nachzueifern, noch auf lange hinaus besonders schwer fallen, an der Sprachreinigungsreform anders als mit großer Zurückhaltung sich zu beteiligen. Mögen immer unsere Großmeister, Goethe, Schiller, Schopenhauer, Wagner, Bismarck, in etwa eine Mode, eine Unart, ein Nichtdeutsches mitgemacht, mögen sie die Fremdwörter allzureichlich und oft unnötig angewandt haben, im ganzen bleibt doch der Endeseindruck bestehen, daß ihr Beispiel nicht auf ein subjektives Belieben, sondern auf eine objektive Nötigung hinweist, die geradeswegs in dem Charakter unserer Sprache oder doch in der ihr zuteil gewordenen geschichtlichen Ausbildung, und in den in unserer Literatur angestrebten Zielen begründet erscheint. Nur in den plattesten Erzeugnissen des Tages wäre eine ganz rein deutsche Sprache denkbar, bei allen höheren wissenschaftlichen Untersuchungen, bei allem ins humanistische Gebiet Einschlagenden können wir das Vermächtnis der klassischen Völker — moderne Fremdwörter sind ungleich verwerflicher, werden sich auch im vorliegenden Werke wenig finden — nicht entbehren. Wenn mich davon noch irgend etwas hätte zu überzeugen brauchen, wäre das durch das Gobineausche Werk mehr als zur Genüge geschehen. Ich hätte geradezu dessen Geiste Gewalt antun müssen, hätte ich die vielen zur festeren Abgrenzung der Gebiete, zur Zusammenfassung wichtiger Begriffsgruppen, zur Schaffung und Verdeutlichung neuer Vorstellungen angewandten Fremdwörter um jeden Preis durch deutsche ersetzen, hätte ich z. B. für „D e g e n e r a t i o n“ durchweg „E n t a r t u n g“ sagen und damit die Unterscheidung opfern wollen, die Gobineau macht, indem er für diesen Begriff noch mancherlei andere (alsdann auch wirklich mit „Entartung“ wiederzugebende) Bezeichnungen

einführt, um sich in der erstgenannten die prägnanteste Steigerung, die umfassendste Ausprägung einer von ihm in die Wissenschaft eingeführten Anschauung vorzubehalten.

Ich verarge es den Sprachreinigern nicht, wenn sie an uns herumtadeln: es ist gewiß, sie tun dies aus überzeugter Hingebung an ein ihnen vorschwebendes Ideal — das genügt mir, um ihr Tun zu achten, wenn ich auch dieses ihr Ideal in wesentlich anderem Lichte erblicken muß als sie. Nicht minder gewiß aber ist es, daß sie sich doch wohl das von ihnen Anempfohlene durchweg leichter vorstellen, als es in Wirklichkeit ist. Speziell bei einer guten deutschen Übersetzung hat wohl kaum einer ihrer Beurteiler eine Ahnung davon, wie deren Verfasser zwischen den verschiedenen Tadlern hindurch Spießruten zu laufen hat, wie denn die Tadellosigkeit eines guten deutschen Textes überhaupt objektiv, in dem Sinne, daß man es allen recht machte, nun und nimmer zu erreichen ist, sondern nur subjektiv, in dem Sinne angestrebt werden kann, daß man alles tut, um sich selbst, als gleichsam dem verkörperten Durchschnitt der Besten seines Leserkreises, tadellos zu erscheinen. Bei einer Übersetzung kostet schon dies allein schier unendliche Mühen. Ich habe nicht selten Viertelstunden lang über einen Ausdruck gesonnen, mit und ohne Beihilfe von Freundesseite, um schließlich zu erkennen, daß hier einzig ein Fremdwort möglich war: oder will mir etwa einer Bd. II, S. 207 oben „passions" anders als durch „Impulse", Bd. III, S. 253 „sujet" anders als durch „Motiv", Bd. IV, S. 222 „se chercha" anders als durch „konzentrierte sich", wirklich im Sinne dieser Stellen wiedergeben? Das sind aber nur drei Beispiele von Hunderten oder Tausenden. Wie oft entschied ich mich für ein Fremdwort, weil das entsprechende deutsche unmittelbar vorhergegangen war oder folgte, und Gobineaus Beispiel und der ganze Zusammenhang einen zweiten Ausdruck verlangte, oder auch weil das deutsche an ein anderes benachbartes hart oder unangenehm angeklungen wäre — wie denn überhaupt der gute Klang, die stilistische Glätte mir immer als ein Gesichtspunkt erschienen ist, dessen Gebote viele mit Recht noch über die des Purismus setzen.

Bei alledem darf ich wohl von mir sagen, daß ich — nicht zum wenigsten in Berücksichtigung des Teiles von Wahrheit, das der

vorerwähnte Bruknersche Artikel enthielt — Heyses Fremdwörterbuch beständig und eifrig zu Rate gezogen habe, um unnötige Fremdwörter tunlichst zu vermeiden[1]. Vielleicht sogar, daß ich hierin noch weiter gegangen wäre, wenn nicht starke Einflüsse von der Gegenseite ebenso beständig und eindringlich auf mich eingewirkt hätten.

Ich mußte mir nämlich klar machen, daß, wenn auch vielleicht unsere Nachfahren nach einigen Jahrzehnten aus dem Empfinden ihrer Zeitgenossenschaft heraus ganz andere Texte werden schreiben können, als wir heute, dies doch für jetzt wesentlich anders liegt. Man mag sich zur Bewegung der Sprachreinigung stellen, wie man will, eines wird niemand leugnen wollen, daß sie durchaus noch im Werden, noch völlig ungeklärt ist, daß niemand schon jetzt sicher zu sagen vermöchte, was im einzelnen davon bleiben wird und was daher unsereines bei einem Beginnen wie dem vorliegenden mitmachen dürfte, ohne seine Ziele zu gefährden. Wäre ich in der Verdeutschung der Fremdwörter noch weiter gegangen, als tatsächlich geschehen ist, so hätte ich zum mindesten gewärtigen müssen, bei der Mehrzahl meiner Leser ein Aufsehen, wenn nicht gar Befremden zu erregen, das in jedem Falle der ungeteilten Aufmerksamkeit auf das Sachliche des ihnen vorgeführten Werkes nicht zustatten gekommen, und von dem vielleicht sogar in einzelnen Fällen bis zur Heiterkeit kein weiter Schritt gewesen wäre. Dafür aber war es mir doch zu heiliger Ernst um meine Sache, als daß ich auch nur die leiseste Möglichkeit von etwas Derartigem hätte aufkommen lassen dürfen. Es ist einmal nicht anders: Alles, was auch nur im Entferntesten an gewisse Ausschreitungen deutschtümelnder Ultras anklingt, weckt die Satire nicht nur gewohnheitsmäßiger Spötter, sondern vieler wahrhaft gesund empfindenden Deutschen.

Fasse ich zusammen, so muß ich also sagen: je mehr ich mir's in meinen vier Bänden habe sauer werden lassen, mit meiner Wiedergabe Gobineaus zugleich ein Stück stichhaltigen

---

[1] Ich leugne nicht, daß ich in meiner eigenen Arbeit (Einleitung usw.) weniger sprachrein dastehe. Ich bitte mir das zu verzeihen. Ich bin nicht mehr jung genug, um diese ganze Wandlung leicht, und auch nur recht von Herzen, mitzumachen.

deutschen Stiles hinzustellen, desto unbedingter bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß dies ohne Fremdwörter, ja *ohne viele Fremdwörter* zur Zeit undenkbar ist, und in diesem Bewußtsein: im echten Geiste unserer *deutschen Literatur* gearbeitet zu haben, in deren reichen Garten ich mein Buch als eine lebensvolle Pflanze zu setzen den Ehrgeiz hatte, in dem Bewußtsein, gerade auch in der *Gestaltung meines Stiles* meiner Aufgabe treu geblieben zu sein, sehe ich mich gegen alle ferneren Vorwürfe seitens einer noch so anerkennenswerten, immerhin aber einseitigen Richtung gepanzert.

Anmerkungen

Wenn jemand in den folgenden Anmerkungen das System oder die Vollständigkeit vermissen sollte, so vermöchte ich dem nicht zu widersprechen. Wohl hätte ich sie leicht vermehren, vielleicht aber auch ohne Schaden vermindern können. Schon während der Arbeit des Übersetzens mußte ich erkennen, daß es mir nicht möglich sein würde, meinen Text in dem mir ursprünglich vorschwebenden Umfange mit Anmerkungen zu versehen, daß ich als Ausleger und Erklärer, aus Gründen, die ich oben (S. 328) bereits angedeutet habe, nur im Nebenamte würde tätig sein können. Ich finde mich also gerne darein, hier auch noch anderen etwas zu tun zu lassen, zunächst nur die Wege zu weisen und zu weiterem eigenen Denken und Forschen anzuregen — recht im Sinne und Geiste unseres Autors, dessen nicht geringstes Verdienst, wie alle seine Leser wissen, gerade nach dieser Seite liegt. Ausdrücklich will ich übrigens bemerken, daß manches erst in meiner späteren größeren Sonderschrift über das Rassenbuch naturgemäß seine Stelle finden wird und schon darum hier grundsätzlich davon abzusehen war. Dahin gehören zunächst die literarischen Nachweise. Leider war ich schon fast auf der Hälfte meines Weges angelangt, als mir der Gedanke kam, ob ich sie nicht zur Fortsetzung und Vervollständigung der Gobineauschen methodisch hätte bringen sollen: verhältnismäßig leicht hätte ich ja sonst meinen Lesern die Früchte meiner eigenen Informationsarbeiten mit zugute kommen lassen können. Indessen sagte ich mir doch auch wieder, daß die ältere (veraltete) Literatur zur Rassenfrage für die meisten wenig praktische Bedeutung mehr besitze; die neuere dagegen findet sich jetzt vollständig

in den Werken Lapouges und Chamberlains, und in meiner eigenen Schrift wird noch manches hinzuzubringen sein. Ebenso hätte ich vielleicht von diesen und jenen Angaben Gobineaus, auf Grund meiner Entdeckungen beim Nachlesen seiner Quellenwerke und in Ergänzung seiner eigenen Zitate, anführen können, woher er sie genommen hat; aber auch hierdurch, schien mir, hätte ich nur meine Mühen vermehrt, ohne anderen etwas Wesentliches zu nützen.

Auszuschließen waren ferner im allgemeinen alle fraglichen und streitigen Punkte aus den verschiedensten Wissensgebieten: die wichtigeren darunter werden ohnehin bei der erwähnten Gelegenheit eine eingehendere und zusammenhängendere Besprechung finden müssen, als in der Form von Anmerkungen möglich gewesen wäre.

Ein Anderes war es schon um die eigentlichen Irrtümer Gobineaus, wiewohl nun gerade hier die Auswahl des zu Erörternden am allerschwersten erschien, bei einem Werke, das nach Lapouges starkem, aber nicht unberechtigtem Ausdrucke „mit Irrtümern durchsät ist", die zu entdecken und aufzudecken man ja immerhin vielfach, aber doch nicht durchweg, den Fachgelehrten überlassen kann. Ebenso waren unbedingt wenigstens einem Teil der sachlich schwierigsten Stellen einige Worte zu widmen. Im allgemeinen habe ich Erklärungen dann gegeben, wenn ich mir selbst etwas zu erklären oder Schwierigkeiten aufzuhellen fand. In einzelnen Fällen dagegen sind meine Bemerkungen mehr als Winke zu verstehen, die ich für den Leser nützlich hielt, wie anderseits ein stillschweigendes Übergehen nicht immer bedeutet, daß ich das Betreffende gewußt oder gekannt, sondern mitunter auch, daß ich keine Erklärung gefunden habe.

Die eigentlich textkritischen Anmerkungen können ebenfalls nur Spezimina meiner philologischen Arbeit geben. Systematisch über alle durchkorrigierten Anmerkungen, verglichenen Texte, konstatierten und berichtigten Versehen Rechenschaft abzulegen, war, wie bereits an anderer Stelle bemerkt, völlig undenkbar. Man muß mir schon glauben, daß ich überall gewissenhaft verfahren bin.

Am allerwenigsten ging es natürlich an, das eigentliche Wesen des Übersetzens, die „umbildende Gedankenarbeit", wie es treffend charakterisiert worden ist, in Worte der Rechenschaft auch

da zu fassen, wo jene zu mehr oder minder starken Abweichungen vom Originale führte. Einem Stile von der souveränen Willkürlichkeit, der nicht selten verblüffenden Kurzangebundenheit, der bald rapiden, bald weitschichtigen Beweisführung des Gobineauschen gegenüber war einzig das eine geboten: mit allen Kräften seinem Geiste die Treue, im Wortlaut dagegen sich möglichste Freiheit zu wahren, oder mit anderen Worten, jenem Stile, der, sklavisch nachgeahmt, zur Karikatur hätte werden müssen, einen eigenen Stil, eine eigene geistige Persönlichkeit entgegenzustellen. Wer sich die Mühe nehmen wollte, meinen Text mit dem Gobineaus zu vergleichen, würde mich hierin ganz verstehen können, und mir zugeben, daß frei und treu sich hier mitnichten ausgeschlossen haben; wogegen es, wie gesagt, wenig frommen würde, wenn ich, auch in unzähligen Beispielen, es vor Augen führte, wo immer ich eine Eigenart Gobineaus nicht mitgemacht, die auf deutsch einen Mangel bedeutet hätte, oder wo ich seine Logik zurechtgerückt, dem leichteren Verständnis des Zusammenhanges leise nachgeholfen, einen Gegensatz oder ein Kausalverhältnis deutlicher kenntlich gemacht, oder endlich, wo ich hier etwas zusammen-, dort auseinandergezogen habe, weil es mir einzig so in deutscher Fassung möglich schien. Um aber doch dem Leser eine gewisse Vorstellung von dem hier Gesagten zu geben, will ich wenigstens von einigen der allerauffallendsten Eigentümlichkeiten des Stiles und der Ausdrucksweise, von solchen, die sich gruppenweise unter einen Gesichtspunkt zusammenfassen lassen, einzelne Beispiele anführen.

Da wären zunächst die Lakonismen, in denen Gobineau vermittelst einer einfachen adjektivischen oder adverbialen Wendung eine ungleich verwickeltere Gedankenverbindung zum Ausdruck bringt, in jene Adjektiva oder Adverbia die verschiedensten, je nachdem aus seinem Sprachgebrauche oder aus dem Zusammenhange herauszulesenden Nebenbegriffe, ja zuweilen ganze Sätze mit hineindenkt. Ich greife aus den Beispielen, die ich mir vorgemerkt, aufs Geratewohl eine Anzahl heraus.

T. I, p. 192 der Originalausgabe (Bd. I, S. 152 der deutschen) und öfter findet sich „la multiplicité des races“ für „la multiplicité de l'origine des races“. Sehr häufig

ist die Wendung „les Hamites noirs“ für „die (von Gobineau ursprünglich weiß gedachten) Hamiten nach ihrer Schwärzung“, desgleichen „les affluents blancs“ (Zuströme seitens der Weißen) und ähnliches.

T. I, p. 425, Anm. 3 (D. A. Bd. II, S. 49): „le foyer sémitique“ für „die Heimat der semitischen Sprachen“, wie der Zusammenhang ergibt. Dieser lehrt ähnlich auch T. II, p. 36 (D. A. Bd. II, S. 129), daß mit den „Arabes extrêmes“ die südlichsten gemeint sind.

Zu Stellen wie diese wolle man auch die T. IV, p. 164 (D. A. IV, 170) vergleichen: „des habitants de la France méridionale comme des Maures“, wo die ganze Darstellung lehrt, daß hier nicht die Mauren, sondern die — nicht-maurischen — Bewohner der von den Mauren beherrschten Gebiete gemeint sind.

Das vielleicht Stärkste dieser Art ist die Wendung T. II, p. 273 (D. A. Bd. II, S. 321): „la conclusion noire“ für „der für die Schwarzen passende, auf sie angewandte Schluß“.

Hieran reihe ich zwanglos einige verwandte Prägnanzen und freie Verbindungen, wie T. II, p. 54 (D. A. Bd. II, S. 143): „que le climat n'est pas encore assaini“ für „solange die Gegend von seiten des Klimas noch nicht gesunder geworden ist“. T. II, p. 55 (Bd. II, S. 144): „et ne peut confier un ensemble ... à la mémoire des siècles“, was ich übersetzt habe: „... daß es ein dem Gedächtnis der Jahrhunderte anzuvertrauendes Ganzes bilden könnte“. T. II, p. 486 (D. A. Bd. III, S. 113): „la puissance sémitique de son sang“ für „die Gewalt seines semitischen Blutes“, und ähnlich. T. IV, p. 147 (D. A. Bd. IV, S. 156): „à son point de départ sémitisé“, d. h. „bis zu dem Grade der Semitisierung, von dem sie ausgegangen war“.

Ganz gewöhnlich sind Verkürzungen wie diese: T. II, p. 473 (D. A. Bd. III, S. 101): „On lui (nämlich der griechischen Kunst) a reproché ... d'avoir été moins spiritualiste que les sanctuaires d'Asie“ anstatt „que celle des sanctuaires d'Asie“.

Fast zur Regel geworden ist bei Gobineau eine gewisse Personifikation der Abstrakta, vermöge deren den letzteren nicht selten, an Stelle ihrer konkreten Vertreter in der Weltgeschichte, die erstaunlichsten Dinge zugeschrieben werden. Ich führe nur ein paar Fälle an.

T. I, p. 15 (D. A. Bd. I, S. 12): „les causes ... en s'armant etc.", was ich mir, wenigstens etwas konkreter, mit „die Faktoren" zu übersetzen erlaubt habe.

T. II, p. 73 (D. A. Bd. II, S. 159): „le perfectionnement Égyptien" für „Ägypten mit seiner Vervollkommnung".

T. III, p. 320 (D. A. Bd. III, S. 392): „l'intervention d'en haut", d. i. „die von oben Eingreifenden", wie ebenso überaus häufig „l'invasion, l'émigration" für die Einwanderer und die Auswanderer.

T. IV, p. 151 (Bd. IV, S. 159) wird mit den Worten „des explosions qui étaient autorisées par la loi à ne considérer" usw. dem Aufruhr eine Befugnis zugesprochen, die ich in meiner Wiedergabe vorgezogen habe auf dessen Urheber zu übertragen. Noch viel weiter geht Gobineau T. IV, p. 229 (D. A. Bd. IV, S. 221), wo es heißt: „Cette explosion des anciens éléments sociaux fut puissante, extraordinaire; elle usa ... des alliages germaniques ... elle les employa ... elle voulut reconstruire l'Europe ... et avoua hautement cette prétention", wo ich als Subjekt „der Romanismus" habe an die Stelle treten lassen.

In gewissem Sinne ist den Raschheiten und Ungebundenheiten Gobineaus auch seine die Übersetzung ganz außerordentlich erschwerende Gewohnheit zuzurechnen, seine zahlreichen Bilder und Halbbilder nicht konsequent und klar durchzuführen, vielmehr oft nur anzudeuten und zu streifen, wohl auch im selben Satze das Bild zu wechseln und uns unmittelbar hintereinander zweierlei Vorstellungsweisen zuzumuten, wie z. B. T. I, p. 174 (D. A. Bd. I, S. 138): „... je rentre dans le courant naturel de mes

déductions. La série est encore loin d'être complète" und vieles ähnliche, von dem sich übrigens einzelnes in den unten folgenden Anmerkungen besprochen findet.

Endlich bedürften wohl von den sehr vielen Freiheiten im Sprachgebrauch, durch welche Gobineau bei seinen Landsleuten so außerordentlichen Anstoß erregt hat, wenigstens die am häufigsten sich wiederholenden hier einer summarischen Erwähnung.

Das Wort „physiologie" wird von Gobineau fast nie in dem sonst allgemein üblichen Sinne der Lehre von den Lebenserscheinungen der organischen Körper gebraucht, sondern entweder ganz allgemein für die Lehre von der Leibesbeschaffenheit (Anatomie und Physiologie gemeinsam), wohl auch (wie T. II, p. 2 sqq., D. A. Bd. II, S. 102 ff.) für Physiognomik, oder, und zwar auch gar nicht selten, geradezu für Anatomie allein.

Die durchgehende Bezeichnung „ethnique" für „die Rasse betreffend, „Rassen-" ist wohl ebenfalls eine Neuerung. Daß Gobineau im übrigen in der Anwendung der verschiedenen Ausdrücke für die Rassen und ihre Unterordnungen (espèce, race, famille, groupe) nicht immer klar und konsequent ist, kann hier nur angedeutet und muß später noch in anderem Zusammenhange zur Sprache gebracht werden.

Eine große Schwierigkeit barg mir das Wort „mélanien", das Gobineau gelegentlich mit „noir" identisch, andere und öftere Male aber entschieden mit abweichender Schattierung (nämlich: „von Schwarzen herrührend", „mit schwarzem Blute gemischt", „auf schwarzem Untergrunde") gebraucht. Leider konnten wir es nicht durch eine kurze, einfache Bezeichnung wiedergeben: „schwärzlich" hätte dem Sinne nicht entsprochen. Für „mélanisé" dagegen habe ich mir einfach auch das Fremdwort „melanisiert" erlaubt.

T. I, p. 322 (D. A. Bd. I, S. 256) habe ich „population kymrique" noch durch keltisch übersetzt, weil wir kymrisch nur in dem engeren Sinne der walisisch-bretonischen Kelten gewohnt sind. Nun hat aber Gobineau T. III, p. 99 (D. A. Bd. III, S. 211) eine Zweiteilung der Kelten und eine Differenzierung der beiden Bezeichnungen kymrisch-keltisch ausdrücklich ab-

gelehnt; und so habe denn auch ich, nachdem ich hier Absicht und Prinzip erkannt, mich nicht mehr für befugt gehalten, ihn zu meistern, wiewohl ich mir nicht verhehlte, daß das uns ungeläufige „kymrisch“ an manchen Stellen eine ohnehin schon von den eingebürgerten Ansichten stark abweichende noch befremdender erscheinen läßt, wenn er z. B. des öfteren von den „kymrischen Sabinern“ u. ä. redet.

Im vierten Bande, insbesondere im sechsten Kapitel desselben, hat Gobineau die Worte „romain, romanité“ einige Male unbedingt für romanisch, Romanentum gebraucht; einzelne andere Male läßt sich, wie bei den mannigfachen Übergängen aus dem Römischen ins Romanische in der Natur der Sache liegt, nicht mit voller Sicherheit sagen, welcher der beiden Ausdrücke zu verwenden sei.

Wenn ich nunmehr dazu übergehe, das schließlich Ausgewählte in ein paar hundert Einzelnoten vorzuführen, möchte ich nochmals daran erinnern, daß von all den verschiedenen Stellen, welche Rätsel aufgaben, Beanstandungen oder Korrekturen hervorriefen, Belehrungen oder Orientierungen nötig machten, nur eine Auslese des Wichtigsten gegeben werden konnte.

Band I, S. 2: Wenn Gobineau, der offenbar aus der Erinnerung zitiert, hier nicht zwei Humboldtsche Werke miteinander verwechselt hat, so kommen aus dem Examen critique, das ich in der mir nur zugänglichen deutschen Ausgabe von Ideler ganz daraufhin durchgesehen habe, einzig die von mir angeführten als Belegstellen in Betracht. Allerdings ist dort nicht von verschollenen Kulturen, sondern nur von erloschenen Rassen die Rede. Wenn wir indessen hinzunehmen, was Gobineau (Bd. I, S. 71 ff.) von jenen Rassen und ihren Spuren weiter berichtet, so wächst die Wahrscheinlichkeit, daß ihm doch die im Texte bezeichneten Angaben Humboldts vorgeschwebt haben. (Vgl. auch Bd. IV, S. 261, und von Humboldt weiterhin Ansichten der Natur, 3. Ausg. Stuttgart und Tübingen 1849, Bd. I, S. 37, 238—247, 282—286. Reisen in die Äquinoktialgegenden, deutsche Ausgabe Stuttgart 1860, Bd. IV, S. 148 ff., 155, 323 ff.)

Bd. I, S. 9: Magadha = das heutige Behar, Provinz in der Präsidentschaft Kalkutta.

Bd. I, S. 12: „ihre Schuldner". Gobineau hat leurs créanciers, versehentlich für débiteurs.

Bd. I, S. 19, Anm.: les rois Marciens „die königlichen Marcier", der patrizische Zweig der gens Marcia, welche ihr Geschlecht vom Könige Ancus Marcius ableiteten.

Bd. I, S. 34 u. ö.: nègres pélagiens, ozeanische Neger. Es sind die (früher in der wissenschaftlichen Terminologie Australneger oder Negritos genannten) Eingeborenen Australiens und Ozeaniens, eine Zwischenstufe zwischen Malaien und Negern. Sie bilden die zuunterst stehende Menschenart.

Bd. I, S. 39: „als solches mit einem entschiedenen Hange ausgerüstet, sich zu mischen": dies scheint ein Widerspruch zu dem S. 36/37 über den „Geist der Absonderung" Gesagten zu sein. Indessen braucht man bei jenen Worten zunächst allenfalls nur an den Hang zur Eroberung zu denken, der an anderer Stelle (S. 36 oben) als zur Mischung führend geschildert wird.

Bd. I, S. 43: „Die Rasse der Hindu ist ... fremd geworden": nämlich dem arischen Urtypus, und so indirekt einem demselben näher gebliebenen Volke, wie es die Engländer sind (eine überprägnante Wendung).

Bd. I, S. 120: „und den Beweis dafür liefern": prouvent muß es zweifellos heißen anstatt prouve, das Gobineaus Text hat.

Bd. I, S. 144: „des Oberkiefers": so, mâchoire supérieure anstatt inférieure, ist zu lesen. Die beiden Gesichtslinien müssen sich schneiden, und zwar an dem Punkte, der einmal als la base du nez und das andere Mal als la partie la plus proéminente de la mâch. supér. bezeichnet wird.

Bd. I, S. 152, Anm.: „ainsi là, où il se trouve etc." Die im Texte referierte, aber von Gobineau nicht geteilte Ansicht, daß äußere Agentien die leibliche Verschiedenheit der Rassen bewirkt hätten, wird in der Anmerkung in Anlehnung an Hiob Ludolf und Pickering hinsichtlich des Sonnenbrandes widerlegt. Man erwartete nun da, wo Gobineau das Fazit aus L.s und P.s Angaben zieht, gerade das Gegenteil von dem, was sich im Texte findet, etwa „ainsi là, où se trouve la **masse** des noirs purs", und mir ist die jetzige Gestalt des Textes nur aus einem Druckfehler erklär-

lich, der vermutlich entstanden ist, indem das erste moins unter dem Einflusse des zweiten sich eingeschlichen hat. Nachträglich machte mich noch mein Freund R. Pietschmann auf die Möglichkeit der ironischen Deutung aufmerksam: „So also! wo weniger rein Schwarze sind, da soll es am wenigsten warm sein?“

Bd. I, S. 163: „zwölf Jahrhunderte“. Im Text offenbarer Druckfehler: deux siècles.

Bd. I, S. 171: von Chataï (d. i. dem nördlichen China).

Bd. I, S. 236: „Bevor ich diese Parallele beendige“ — was nachher, nach der Digression über die arabische Kultur, nicht geschieht.

Bd. I, S. 255: „in die Enge gerät und an Lücken leidet“ usw. Gobineaus folgende Ausführung entspricht dem nicht, nur an China und den semitischen Völkern werden Lücken und Engen aufgewiesen, während Indien und Griechenland für das allgemeine Korrespondieren von Rassen- und Spracheigentümlichkeiten herangezogen werden.

Bd. I, S. 257, Anm.: „Grimm exprime le même avis“. Welchem Mißverständnisse diese Worte Gobineaus ihre Entstehung verdanken, vermag ich nicht anzugeben. Wie irrig sie aber sind, erhellt am besten aus folgender Stelle der „Geschichte der deutschen Sprache“ (S. 1030): „Unsere deutsche Sprache schließt sich (und das ist aller meiner Forschungen Ergebnis) leiblich zunächst an die slawische und litauische, in etwas fernerem Abstand an die griechische und lateinische an, doch so, daß sie mit jeder derselben in einzelnen Trieben zusammenhängt. Noch weiter ab liegt ihr die keltische, obwohl sich auch hier die Verwandtschaft kundgibt (vgl. zu Bd. IV, S. 178). Viel entlegener und eigentlich unverwandt sind die finnischen Sprachen.“

Bd. I, S. 267: „Der Galater“: Gobineau „Gallo-Grecs“: Gallograecia war die römische Bezeichnung für Galatien.

Bd. I, S. 274: „Ich habe . . . die Parsen angeführt.“ Nein! Vgl. oben S. 262—265.

Bd. I, S. 289: Die Definierung der altitalischen Zivilisation „Celtes-Ibères usw.“ ruft unwillkürlich ein Fragezeichen hervor. Die Iberer fallen vor allem auf, denn in keinem Falle nehmen sie doch den Rang ein, wie die nicht erwähnten Etrusker.

Bd. II, S. 1, Anm.: („Klaproth S. 17"). Übrigens nennt gerade Klaproth diese ältere Geschichte, „in welcher die Tatsachen wahr oder wenigstens nicht unwahrscheinlich sind, aber ohne alle, oder ohne eine beweisbare Zeitrechnung", noch die „ungewisse".

Bd. II, S. 6: Das erste Zitat „Humboldt, Asie centrale, T. I" scheint auf einem Irrtum zu beruhen, eingedrungen unter dem Einflusse der beiden umliegenden. Jedenfalls wäre für eine so wenig charakteristische Stelle ein Beleg aus Humboldt nicht leicht aufzufinden. Ich habe das Zitat im Texte weggelassen.

Bd. II, S. 6: „Dort würde . . . geeignet erscheinen, wenn es usw.": die konditionale Fassung befremdet. Doch wußte und wagte ich sie nicht abzuändern.

Bd. II, S. 27 (Original I, p. 398): Gobineaus Anm. 1 (für die sich übrigens auch das entsprechende Zeichen im Texte nicht findet) habe ich nach S. 396 (Deutsche Ausg. S. 25), zu Beginn der dortigen Anmerkung, verpflanzt. Denn von Damaskus und Askalon ist dort bei Movers und Ewald die Rede. Diese selben beiden Zitate aus Movers und Ewald finden sich übrigens II, S. 87, zweite und dritte Anmerkung, nochmals. Aber dort geht „ebenda" nicht auf Ewald, sondern auf Movers, was ich daher im Texte korrigiert habe.

Bd. II, S. 27: „est refutée par . . . Faber, Michaelis usw." ist ungenau, da von den hier in Betracht kommenden, bei Movers II, 1, 31 aufgezählten Gelehrten J. E. Faber und Michaelis (18. Jahrhundert) älter als Movers sind. Der Sinn ist also eigentlich: „diese Ansicht . . . läßt sich aus Faber und Michaelis siegreich widerlegen."

Bd. II, S. 28: Schultz kann nur Ernst Gustav Schultz sein (1811—1851), der bekannte Palästinaforscher und preußische Konsul in Jerusalem. Welche Arbeit aber hier Gobineau, vermutlich auf Grund einer Verwechslung, vorschwebt, habe ich auch mit Hilfe fachmännischer Freunde nicht ermitteln können. Weder in Philipp Wolffs „Jerusalem" (Leipzig 1857), das als Anhang eine Biographie von Schultz enthält, noch in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, für die Schultz (z. B. III, 46 ff.) gearbeitet hat, findet sich etwas darüber.

Bd. II, S. 36: „Auf zwei Gestalten verteilt" (Gobineau „dédoublé"). Dieser Ausdruck findet seine Erklärung in dem folgenden Passus bei Movers II, 1, 275: „es kann nicht zweifelhaft sein, daß viele Sagen, welche von der Semiramis berichtet werden, aus der Geschichte der Atossa entlehnt sind, und es dürfte der ganze Mythenkreis von den Eroberungszügen der fabelhaften Königin zunächst auf dieser Verwechslung beruhen. Wie die Atossa wohl Semiramis genannt, wie das Zeitalter der letzteren nach dem der ersteren bestimmt wird, so enthalten auch die semiramischen Sagen viele streng geschichtliche Elemente, welche sich befriedigend nur durch die Annahme erklären, daß sie aus der Geschichte der Atossa entlehnt sind."

Bd. II, S. 43: Gobineau führt als Zeugen für die phönizische Sitte, die Türme mit Schilden zu schmücken, Jesaias an. Mir ist (mit Hilfe der Quellen, Fürst, Gesenius, Movers, und bei Durchblätterung des Jesaias) nicht gelungen, hier eine bezügliche Stelle zu finden. Wohl aber Ezechiel 27, 11: „(Die Wächter auf deinen [Tyrus'] Türmen) haben ihre Schilde allenthalben von deinen Mauern herabgehängt und dich so schön gemacht."

Bd. II, S. 49, zweite Anmerkung: Le foyer sémitique, ich habe hier frei übersetzt: „die Heimat der semitischen Sprachen", was zweifellos der Sinn ist.

Bd. II, S. 50: „welche die sie sprechende Rasse bilden." Gobineau: qui le composent: aber jene Rassenbestandteile bilden nicht die Sprachgruppe, sondern die Gruppe der sie **Sprechenden.** Ich habe eine solche Kühnheit in meinem Texte nicht mitgemacht, sondern umschrieben, überhaupt mußte die ganze Stelle frei wiedergegeben werden.

Bd. II, S. 52: „Ich werde später darlegen": Bd. II, S. 82 ff.

Bd. II, S. 62: „Den Gott ihrer Ahnen" le Dieu de leurs dieux. Druckfehler für **aïeux,** der in die zweite Ausgabe ruhig übernommen worden ist.

Bd. II, S. 77: „Die Patrizier des tritonischen Sees": der Triton- oder tritonische See bildete die Südgrenze des karthagischen Gebietes.

Nach Bd. II, S. 87, Anm. 1: (Movers) müßte es scheinen als seien die grandes entreprises und grandes créations, insbe-

sondere die Städtegründungen usw., S. 87 unten, in der Zeit nach der „nouvelle invasion“ (nach Movers S. 272 ff. cca. 1273 bis 748, „mittlere Herrschaft Assyriens“) zu denken; auch paßt dazu das über Phönizien S. 87, Mitte, Gesagte. Dagegen hatten sie in der älteren Herrschaftsperiode statt (Movers 265, **zitiert bei Gobineau, zweite Anm.**). Auch heißt es in der nächstfolgenden Anmerkung richtig von Damaskus „extrême antiquité“.

Bd. II, S. 105: Die offenbar nach dem Gedächtnisse gemachte Angabe (in der Anmerkung) über Champollion beruht in jedem Falle auf einer Verwechslung, die ich aber nicht mit Sicherheit aufzuklären vermag. Wahrscheinlich ist auch „XIIe dynastie“ ein Druckfehler. Das Jahr 2200 v. Chr. entfällt nach Champollion, „Égypte ancienne“ p. 269 (vgl. 299) in jedem Falle auf die 16. Dynastie.

Bd. II, S. 107, zweite Anmerkung: „le copte ou langue démotique“ ist nicht richtig. Das Koptische ist eine weit jüngere Sprachform als das Demotische.

Bd. II, S. 122: Die aus Herodot (II, 47) angeführte Stelle, welche den Pariastand der niedersten Kaste der Ägypter (der *συβῶται*) durch einige drastische Beispiele illustriert, läßt nicht direkt und notwendig auch auf materielles Elend schließen, wie solches Gobineau daraus herausgelesen hat. Seine Auffassung wird denn auch von anderen nicht geteilt. Vgl. z. B. Champollion-Figeac, Égypte ancienne. Paris 1847, p. 178—179.

Bd. II, S. 139: „Dieser griechisch-semitischen Zivilisation“ vgl. Bd. I, S. 238—239.

Bd. II, S. 139: „Der der Zivilisation teilhaftigen Menschheit“: die schöne Metapher riverains „Anwohner“ de la civilisation können wir leider deutsch nicht wiedergeben.

Bd. II, S. 141: „Die das Land bedrängt haben.“ Jene Einfälle der Gallas fanden im 16. Jahrhundert statt. Die Gallas richteten die furchtbarsten Verwüstungen an und setzten sich längere Zeit inmitten der christlichen Bevölkerung fest. Erst mit Hilfe der Portugiesen erwehrten sich ihrer später die Abessinier wieder.

Bd. II, S. 156, Anm.: Die Angaben nach Rawlinson („Report of the R. A. S. p. XXXVIII“) habe ich in keinem der zu-

gänglichen Reports finden, daher auch das fehlende Jahr nicht feststellen können.

Bd. II, S. 171: Die „hieratischen Puppen“ usw.: eine rätselhafte und schwerlich aufzuklärende Anführung. Zunächst ist wohl „Armeria“ ein Versehen, und es kann nur vom Museo di antichità in Turin die Rede sein. In diesem habe ich in der in Betracht kommenden Abteilung vergeblich nach den Speziminibus, die Gobineau etwa gemeint haben könnte, gesucht. Auch ein fachmännischer Freund, R. Pietschmann, wußte mir nichts Bestimmtes zur Aufklärung zu sagen.

Die spätere Stelle (T. II, 472 des Originals, Bd. III, S. 101 der deutschen Ausgabe), wo es heißt „poupées hiératiques à membres mobiles“ scheint zu beweisen, daß diese für Gobineau mit den „idoles mécaniques“, die kurz vor den poupées hiératiques der erstgenannten Stelle erwähnt werden, identisch sind. Das eigentümliche „hiératique“ ist damit freilich noch nicht aufgeklärt.

Bd. II, S. 174: „Dem Messing“: Gobineau au laiton de la mine, welchen auf einem eigentümlichen Versehen beruhenden Zusatz ich einfach weggelassen habe.

Bd. II, S. 183: Kaschmir als Hinduland bezeichnet, ist zunächst auffallend, da nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch unter „Hindu“ nur die Angehörigen des brahmanischen Zivilisationskreises verstanden werden, Kaschmir aber zu neun Zehntel Mohammedaner enthält. Indessen wird im weiteren Sinne manchmal Hindu auch für alle Arier der indischen Gebiete angewandt. Vgl. übrigens Bd. II, S. 233, zweite Anm.

Bd. II, S. 186: Der nicht ganz harmlose Inhalt der Notiz zur Genealogie der Skythen-Sarmaten, „welche später Gelegenheit hatten usw.“, findet sich weder, wie Gobineau angibt, an der Stelle bei Lassen (I, 6), noch in den Ausführungen Potts, Burnoufs und Lassens selbst (in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes), auf die dort verwiesen wird.

Bd. II, S. 187: „Mit *Ἀργεῖοι* zusammenbringen“. Gobineau hat „en rapprochant . . . de *Ἀρχαιοί* et d' *Ἀργεῖοι*“. Der ganze Sinn und die Akzentuation *Ἀρχαιοί* deuten daraufhin, daß ihm die Achäer (*Ἀχαιοί*) vorgeschwebt haben. Diese kommen aber

hier, wo es gilt, der Wurzel Αρ nachzugehen, nicht in Betracht. Ἀρχαῖοι anderseits, ein Wort, das manchmal die Bedeutung „altehrwürdig" hat, ergäbe keinen Volksnamen, auf den es hier dem ganzen Zusammenhange nach ankommt. So blieb mir kaum etwas anderes übrig, als das in jedem Falle verfehlte Wort ganz zu streichen.

Bd. II, S. 188 bilden vier Familien die Arier. S. 201 sind es nach dem Ausscheiden der Hellenen mit einem Male nur noch zwei. Ein ähnlicher Widerspruch findet sich des öfteren in betreff der Slawen und Kelten: einige Male werden sie unter die Arier einbegriffen, andere Male wird ihnen eine Sonderstellung angewiesen.

Bd. II, S. 189: „In Griechenland mit weißen Völkern": nicht vielmehr mit gelben Völkern nach Gobineaus Lehre?

Bd. II, S. 195: Diomedes: im Text steht aus Versehen Ajas.

Bd. II, S. 199, Anm.: Das von Gobineau wiederholt zitierte Werk des Baron Ferdinand d'Eckstein habe ich nicht auftreiben, nicht einmal bibliographisch feststellen können.

Bd. II, S. 202, Anm.: „Der Brahmanismus . . . nachgeahmt": eine anachronistische Wendung.

Bd. II, S. 202: „Die . . . Art von Religiosität, insoweit sie einen gewissen Geist des Widerspruchs in sich barg", dans sa portée raisonnante (nur in diesem Sinne, „gerne widersprechend", kommt nach Littré u. a. das adjektivische Partizipium raisonnant vor): ihre Erklärung finden diese Worte erst unten S. 229 ff., wo, nachdem die ganze Schilderung des sozialen Baues der Brahmanen eingeschoben, die an der früheren Stelle angekündigte Erzählung des „ersten Religionskrieges" wirklich gebracht wird. Vgl. daselbst die Ausdrücke esprit d'indépendance und caractère protestant, die obigem „portée raisonnante" entsprechen.

Bd. II, S. 203 ff.: Zur Schreibung des Wortes Purohitas. Ich habe diese Bezeichnung (i. e. Hauspriester) als Appellativum behandelt und daher mit dem Plural-s versehen, während sonst alle Völkernamen, wie auch die Kastennamen, unflektiert ge-

blieben sind. (v. Schröder u. a. sind mir darin vorangegangen.) Desgleichen das uns so vertraut gewordene Parias.

Bd. II, S. 218: „Die brahmanischen Hindu". Gobineau: „les Brahmanes". Dies sind hier offenbar nicht nur die Brahmanen, sondern die Angehörigen des Brahmanenstaates insgesamt.

Bd. II, S. 222: Über die Zeitrechnung des Kali (Kalijuga = die Periode der Sünde) s. Lassen, Indische Altertumskunde I, 500 ff.; über die von Kaschmir ebenda S. 508.

Bd. II, S. 226: „Die erstere Gefahr ist mehrmals zum Ausbruch gekommen". Nur die Engländer waren doch reiner weiß?! Vgl. indessen das unten S. 233 über die Pandava Gesagte.

Bd. II, S. 230: „Den 101. Vers von Lucrez' erstem Buche": „Tantum religio potuit suadere malorum".

Bd. II, S. 235, zweite Anm.: Gobineaus „Bahlikas" (die indische Bezeichnung für Baktrer, Lassen I, 597) ist eine Verwechslung mit Bahika. Zu letzteren („Bâhîka ist allgemeine Benennung der vom Kriege ohne Brahmanen und Könige lebenden Stämme des Pank' anada") gehörten Xudraka und Malava: Lassen I, 653, Anm. Auch das Zitat aus Lassen ist verdruckt; anscheinend schwebte Gobineau bei 197 obiges 597 vor.

Bd. II, S. 248: Das Zitat aus Lassen „T. I, p. 196" enthält ein seiner Entstehung nach mir nicht aufgeklärtes Versehen. Von den unreinen Kasten redet Lassen I, S. 819 ff. seines Werkes.

Bd. II, S. 252: „Was ich von Butan und Nepal gesagt habe": oben S. 242.

Bd. II, S. 256: „Zur Seite der Verderbtheit". Gobineau: „Voilà le côté de dépravation". Ganz ähnlich oben II, 33. („Voilà le côté féroce; passons au dépravé".)

Bd. II, S. 257: Kuvêra ist ein Gott. (Lassen I, 771.) Gobineaus déesse ist ein Irrtum.

Bd. II, S. 274, dritte Anm.: Logisch ist hier nicht alles ganz klar. Die Geschichte von dem jungen Asketen, der doch offenbar selbst ein Buddhist ist, erscheint auffallend, und namentlich mit „ainsi" auffallend ans Vorhergehende angeschlossen. Man erwartete dann im folgenden wenigstens eine Wendung wie: „Im allgemeinen aber machten sich die Buddhisten die Sache bequemer."

Bd. II, S. 275: Die Grottentempel der Insel Elephanta scheinen vielmehr brahmanischen Ursprungs: vgl. v. Schröder, Indiens Literatur und Kultur, S. 770.

Bd. II, S. 282: Die Amalgamierung von Islam und Hinduismus geht eigentlich schon auf Kabir zurück, Nanak hat sie nur fortgeführt. (Vgl. E. Trumpp, Die Religion der Sikhs. Leipzig 1881, besonders S. 18/19.)

Bd. II, S. 310: „und nicht zu einer Zeit" . . . der französische Text (et dans un temps) gibt in seiner gegenwärtigen Fassung keinen Sinn, enthält vielmehr einen Widerspruch. Ich habe nur durch obige Änderung Sinn hineinbringen können.

Bd. II, S. 312, erste und zweite Anm.: Die zweimalige vage Angabe „Ritter, Erdkunde, Asien, III." beruht höchstwahrscheinlich auf einem Versehen (des Manuskripts? bzw. der Drucklegung). Positiv falsch scheint die in der ersten Anmerkung. Aber auch die zweite habe ich nur mit ? wiedergeben können. Eine zusammenfassende Besprechung der betreffenden arischen Enklaven habe ich überhaupt bei Ritter nicht finden können, das einzelne aber verteilt sich auf die Bände Asien II und III.

Bd. II, S. 315: „. . . Wir treffen auf einige dieser Art": genau genommen gibt Gobineau nur das eine Beispiel des rückwirkenden Adels, während die patriarchalische Regierungsform (S. 318 ff.), wie er ja auch S. 318 selbst sagt, schon nicht mehr eigentlich zu den „negativen Beziehungen" gehört, sondern nur auf ihre Abweichungen in der Anwendung hin betrachtet wird.

Bd. II, S. 321: „ihre eigene Schlußfolgerung": vgl. S. 319 Mitte, 320 oben. „Die für die Schwarzen passende": Gobineaus „conclusion noire" wurde als ein drastischstes Beispiel für seine lakonische Ungebundenheit bereits oben erwähnt (vgl. S. 346).

Bd. II, S. 335: Das Zitat aus den „femmes savantes" (Acte IV, Sc. 3) ist ungenau, offenbar nach dem Gedächtnis. Daher auch ich die deutsche Fassung aus Graf Baudissins Übersetzung entsprechend abgeändert habe.

Bd. II, S. 359, Anm. (Kämpfer): „Die Griechen, Goten und Slawen": Gobineau hat im Text „Esclavons".

Bd. II, S. 367: „bis zum Gestade des südchinesischen Meeres“. Gobineau „de la mer glaciale“, ein Versehen. Der ganze Zusammenhang und die Parallele mit S. 380 ff. ergibt, daß das südchinesische Meer gemeint ist.

Bd. II, S. 368: „Ich habe anderswo die Hauptbeweise dafür gegeben: oben S. 300.

Bd. II, S. 369: „Der sechs anderen Völker“: nämlich einschließlich der Szu oder Kheta. (365. 367.)

Bd. II, S. 377: Die Sphinx als auf weiße Rasse deutend kann man sich gefallen lassen. Wenn sie aber gleich darauf als ein Wahrzeichen der Arier reklamiert wird, so ist das doch wohl eine große Kühnheit, selbst wenn wir sie uns nach Persepolis durch arische Elemente gebracht denken.

Bd. III, S. 3: Der „guten Göttin“. Ganz gewöhnlich ist es bei Gobineau, daß er Göttergestalten, die in der griechischen und römischen Mythologie einander entsprechen, in der römischen Benennung gibt, auch wo wir die griechische vorziehen würden und gewohnt sind. Hier aber ist es besonders auffallend, daß er eine ausschließlich italische Bezeichnung der Mutter Erde für eine ausschließlich griechische Vorstellung wie den delphischen Omphalos verwendet.

Bd. III, S. 13: „Für die herrschende Stellung der Länder“ (d. h. nicht nur der Völker): Gobineau „pour les pays souverains“.

Bd. III, S. 30: „Des Dareios und seiner Nachfolger“: Gobineau versehentlich Kyros.

Bd. III, S. 34: 1 700 000 scheint um so mehr Gobineaus wirkliche Meinung gewesen zu sein, als er die Zahl in Buchstaben ausschreibt. Unten S. 111 dagegen 700 000. Letzteres kommt der gewöhnlichen Annahme, die sich auf Ktesias’ Angaben stützt, näher. (Curtius z. B. „800 000 Mann und 80 000 Reiter“.)

Bd. III, S. 56: Das zweite Mal habe ich mir erlaubt, statt Anak Enakim zu setzen, da sonst unvermeidlich Konfusion herrschen müßte. In der Anmerkung sagt Gobineau ja ausdrücklich, daß Inachos wohl mit Anak zusammenhänge, aber in seiner Appellativbedeutung. Nur das die „Rassenbedeutung“ bergende Nomen proprium will er mit Inachos nicht in

Beziehung gebracht sehen, das ist das Wort aber nur in obiger Pluralform. Vgl. Bd. II, S. 97, Anm., außerdem Josua XI, 21 ff.

Bd. III, S. 65 ff.: In diesen Partien ist der Zusammenhang sehr mangelhaft. Mehreres deutet auf Unordnung im Text (Verstellungen?) hin, die sich aber leider nach Art und Entstehung nicht genauer bezeichnen lassen, da das Manuskript des Rassenwerkes nicht zugänglich ist. Nach der Ankündigung S. 63/64 erwartete man die dort aufgezählten drei Elemente der Reihe nach näher ausgeführt. S. 64 ff. wird das erste („pensée gouvernementale“), S. 65/66 dann das zweite und dritte („aptitude militaire, génie littéraire“) konfus durcheinander behandelt: zuerst fünf Zeilen génie littéraire, dann bis zum Schluß des Absatzes der héros grec. An die letzten Worte voisine des monts hymalayens und die dazu gehörige Anmerkung würden sich am besten die der folgenden Seite „Autre signe d'identité“ usw. anschließen. Statt dessen „A ce moment . . . avec Linus“ abermals das Geistige, und daran, noch weit unvermittelter als im vorhergehenden Abschnitt und, wie dort, ohne Absatz, plötzlich nochmals der guerrier grec anschließend, der denn von nun an zunächst bleibt. Ich konnte auf diesen Zustand des Textes nur hinweisen, nicht eine Rekonstruktion versuchen.

Bd. III, S. 65: Die Darstellung der Götter der Heroenzeit („seine Götter waren Gottgeister“ usw.) ist auffallend und scheint auf die Schilderungen des Epos (namentlich der Ilias), an die doch Gobineau nach dem Vorhergehenden offenbar denkt, nicht zu passen.

Bd. III, S. 76: „Der europäischen Zivilisation zuvorgekommen wäre“: d. h. der später durch die Germanen gebrachten. Die griechische rechnet Gobineau mehr oder minder in den asiatischen Bannkreis.

Bd. III, S. 81: „. . . ein ausschließliches Recht auf die Regierung begründen sollten“: Dies, genau genommen, doch: das Gesetz des Blutes hatte bei den Ariern immer in Kraft gestanden, also auch „ausschließlich ein Recht auf die Herrschaft“ verliehen; aber diese Herrschaft war keine unbedingte, die Regierten hatten mitzureden, und so ergibt sich der eigentliche Sinn,

den Gobineau mit obigen Worten verbindet, erst aus dem Folgenden: **les doctrines absolues.**

Bd. III, S. 101: Ich habe diesen Gegenstand bereits berührt: II, 256, vgl. II, 171.

Bd. III, S. 105: Die A r i m a s p e a des Aristeas von Prokonnesos von Gobineau unter den epischen Schöpfungen der Kykliker aufgeführt zu sehen, muß befremden, da sie als ein Gedicht, das in mythischen Formen allerlei ethnographische Nachrichten und Phantasien über die Nordvölker bringt, einem ganz anderen Gebiete (wie übrigens auch einer späteren Epoche) der griechischen Literaturgeschichte angehören. So habe ich denn auch das irrig von S. 104 hieher verschlagene Zitat aus Grote, der a. a. O. die Arimaspea n i c h t behandelt, getilgt.

Bd. III, S. 108, erste Anm.: „K u r z, von N o r d e n". Dieser Zusatz zu den drei legendarischen Angaben über die Herkunft des Dardanos paßt nur zur ersten und dritten, nicht zur mittleren (Arkadien).

Bd. III, S. 110: „Daneben aber so viel . . . Herrlichkeit": damit habe ich letztere mehr in den Vordergrund gerückt, weil nur so das „accomplir une telle œuvre" eine richtige Beziehung erhält. Gobineau („il e n t a s s e tant de hontes politiques à c ô t é d e magnificences inimitables") schiebt letztere eigentlich zur Seite.

Bd. III, S. 110: Gobineau verlegt die Schlacht von Chäronea irrtümlich ins Jahr 339 und rechnet daher nur 169 Jahre heraus.

Bd. III, S. 112: „M a r a t h o n." Da im Vorhergehenden nur von Xerxes die Rede ist, so hätte man eher S a l a m i s erwartet.

Bd. III, S. 113: Die Stelle aus den Persern nach der Übersetzung Fr. Leop. v. Stolbergs.

Bd. III, S. 118: Ninives: im französischen Texte irrtümlich B a b y l o n s.

Bd. III, S. 119: „a l s d e r G r o ß k ö n i g e s h e i m g e s u c h t h a t t e". Gobineau „a v a i t é t é à e l l e". Wenn nicht eine Textverderbnis vorliegt, ist d i e s e Anwendung des dem Vulgärgebrauche entnommenen être für aller immerhin auffallend.

Bd. III, S. 119: „D a s p h o k ä i s c h e G a l l i e n": M a r s e i l l e war eine Pflanzstadt Phokäas.

Bd. III, S. 123: „wo man sie . . . regieren ließ". Gobineau „où ils étaient censés se gouverner à leur guise", was mir unverständlich geblieben ist. Censé kommt in der gesamten französischen Literatur nur im Sinne von regardé comme, réputé, vor.

Bd. III, S. 123: „noch zweimal wiederholt": im Römerreich und in der modernen Welt, ist wohl Gobineaus Sinn.

Bd. III, S. 144: Im Text der Anmerkung herrscht unzweifelhaft einige Verderbnis. „Des tumuli" gibt keinen Sinn, vermutlich war es durchstrichen und ist dann doch stehen geblieben: das „des tombes" der folgenden Zeile ist das Richtige und sollte wohl an die Stelle des „des tumuli" treten.

Bd. III, S. 148, Anm.: „wo der mythische Fürst Humber usw.". Im französischen Text herrscht Konfusion, es wird zweimal dasselbe Faktum anders ausgedrückt. Vermutlich ist die erste Wendung im Manuskript auf eine dem Setzer nicht bemerkbare Weise durchgestrichen, oder irrig stehen geblieben.

Bd. III, S. 148, Anm.: „die irisch-milesischen Geschlechtsregister": vgl. unten S. 223, Anm.

Bd. III, S. 150: Chiusi: Gobineau irrig (Druckfehler) Chiusa. Die Stelle aus Varro findet sich bei Plinius XXXVI, 13, scheint übrigens von Gobineau mißverstanden. Die Verallgemeinerung „toute chambre sépulcrale" ist in keinem Falle daraus herauszulesen, ebensowenig wie die Gräber bei Chiusi, die überhaupt ziemlich sicher einer jüngeren Zeit angehören, für das Vorkommen der Finnen in Italien beweisen.

Bd. III, S. 151: „Schienbein, so gebrochen, daß es an eine Flöte erinnert". Man verzeihe die Weitschweifigkeit dieser Wiedergabe. Ich habe mich aber lange genug vergeblich nach einer kürzeren Wendung für Gobineaus wundervoll knappes, echt französisches „fracturé en flûte" besonnen.

Bd. III, S. 152: „Die Anatomie": Gobineau „la physiologie". Über den Gebrauch dieses Wortes bei Gobineau vgl. die allgemeine Vorbemerkung oben S. 346. Hier und öfter steht es geradeswegs für Anatomie.

Bd. III, S. 159: Ähnliches, wie hier Gobineau von den Lappländern, berichtet Chamisso über die Bewohner der Sand-

wich-Inseln (Reise um die Welt. Teil I: „Von Kalifornien nach den Sandwich-Inseln" usw.). Dieser hat freilich Sinn und Tragweite der Sitte anders gefaßt.

Bd. III, S. 160: „haben . . . Vorstellungen erhalten und ihnen geliefert": leur, den bei Gobineau aus Germaniques zu entnehmenden Germanen.

Bd. III, S. 163: „Daß diese Anspielung sich an einer Stelle findet, die bestimmt ist" usw.: hier mußte ich mir eine leichte Veränderung im Texte erlauben. Gobineaus Satz läßt die ihm vorschwebende Logik nicht recht hervortreten.

Bd. III, S. 166: „in Pan und den Panen" gewöhnlich „Panisken", d. i. „Panchen", Panskinder, genannt.

Bd. III, S. 166: „sie zu rechtfertigen", d. h. genau genommen, die Gleichstellung beider Wortformen, „l'assimilation complète des deux formes, faunus et *Πάν*", wie es zwei Seiten weiter heißt.

Bd. III, S. 166: „Den Namen jener", nämlich fad (vates), vgl. S. 165 und unten S. 175, wo fad als eine der Bezeichnungen für die Gelben in Anspruch genommen wird.

Bd. III, S. 167: Gobineaus „L'assimilation complète des deux formes, faunus et *Πάν*, n'offre pas de difficultés. On doit la pousser plus loin. Elle est applicable usw." ist nicht ganz logisch. Bei la pousser plus loin und elle est applicable schwebt als Subjekt nicht mehr l'assimilation de Faunus et *Πάν*, sondern l'assimilation im allgemeinen vor. Ich habe dem entsprechend den Eingangssatz etwas umgestaltet.

Bd. III, S. 162—177: Die Etymologien im Finnenkapitel sind sehr unsicher und zum Teil bedenklich. S. 173—176 erinnert an ein gewagtes, ja halsbrechendes Kunststück. Bei einem Großen wie Gobineau kann man darüber hinwegsehen, zumal es irrelevant erscheint (die übereinstimmende Beschreibung hätte genügt, auch ohne übereinstimmende Bezeichnung). Andere aber sind zu warnen und wären strenger zu beurteilen. Gobineau darf hierin kein Beispiel abgeben. Halbkenntnisse können im Nebel unwissenschaftlichen Tastens gefährlicher werden als Unkenntnisse. Hierüber an anderer Stelle ein Weiteres.

Bd. III, S. 175: „und den, welchen dieses letztere Wort abgeworfen, beibehalten hat". Nur so scheint mir die Stelle einen Sinn zu geben. Gobineau hat umgekehrt: „rejeté celle que ce dernier vocable a gardée".

Bd. III, S. 177: „Sueven an der Ostseeküste." Sueven ist hier im älteren, im Sinne des Tacitus zu nehmen, der das ganze östliche Germanien von der Donau bis zur Ostsee Suevia nannte.

Bd. III, S. 177, 267, 299: „Cabinet de S. E. M. le gén. baron de Prokesch-Osten." Der Titel ist anscheinend frei von Gobineau gebildet. Der Katalog der Sammlung seines Freundes und Mentors, aus der er die betreffenden Medaillen privatim eingesehen hatte und die später von der Verwaltung der Königl. Museen zu Berlin erworben wurden, ist nicht im Druck erschienen. (Mitteilung des Sohnes, Herrn Grafen von Prokesch-Osten zu Gmunden.)

Bd. III, S. 182: „von den Polygraphen". Die Hauptquellen dieser Anekdote sind die Anthologia Palatina, Aelian und Athenäus.

Bd. III, S. 186, zweite Anm.: Valeria = eine aus einem großen Teile Niederpannoniens vom Kaiser Galerius gebildete und seiner Gemahlin zu Ehren benannte besondere Provinz. Savia = Nebenbezeichnung für Pannonia secunda oder inferior. Praevallis, so Gobineau nach Schafarik a. a. O. Anderwärts (z. B. Pauly, R. E.) finde ich die Form Praevalitana.

Bd. III, S. 188: „Die Halbinsel bedeckt", nämlich die nach ihr benannte.

Bd. III, S. 190: „die Atlantis wieder erstehen zu lassen": den fabelhaften Inselkontinent, von welchem Plato im Timaeus (21 ff.) berichtet hat.

Bd. III, S. 191, vierte Anm.: poud, Pud, ein russisches Gewicht von etwa 16 Kilogramm.

Bd. III, S. 205: Im Text der Anmerkung herrscht an mehreren Stellen Unordnung, von der sich nicht mehr bestimmen läßt, in wie weit sie auf Druckfehler oder auf Versehen Gobineaus zurückzuführen ist. Aus „Les Anglosaxons firent de walah le gothique vealh" habe ich hergestellt „firent du gothique

(d. h. dem Altdeutschen) walah vealh", wie es natürlich heißen muß. Nach „c'est Welche" finden sich die Worte „dans la Suisse française", mit denen ich so nichts anzufangen weiß. Vielleicht fehlt der Name des Kanton Wallis (Valais). Schafarik, aus dem das Vorhergehende entlehnt ist, hat ihn freilich nicht.

Bd. III, S. 208, Anm.: Richers habe ich nirgends auffinden können.

Bd. III, S. 221: Gobineau: „dont la surface (d. h. hier die Deckschicht der Mauer) s'est récouverte d'une croûte vitrifiée". Dies ist summarisch-ungenau: jene Deckschicht verwandelte sich, genau genommen, in die „verglaste Kruste", bildete dieselbe; als Subjekt des s'est récouverte hat man sich vielmehr eigentlich die ganze Mauer (an ihrer Außenseite, surface) vorzustellen. Es ist hier an einen unseren Asphaltierungen ähnlichen Vorgang zu denken; die flüssige Masse durchtränkte sozusagen die Mauer.

Bd. III, S. 221 ff.: „Diese Bauweise ... jene Werke." Die Bezeichnungen („verglast" usw.) habe ich im Sinne Gobineaus aus Keferstein a. a. O. herübergenommen, muß diesem nun aber auch die Verantwortung für die technische Richtigkeit überlassen. „Ce mode de construction . . . qu'il fût dû . . . on l'a pris pour un produit volcanique." Gobineaus Freiheit, das Abstraktum als Subjekt und dann als Objekt weiterzuführen, wo vielmehr das Konkretum (die Schöpfungen dieser Bauweise) hätte stehen müssen, habe ich in der Übersetzung nicht mitgemacht.

Bd. III, S. 223: de l'architecture fragmentaire „einer wirklichen Architektur (wie ich zur Verdeutlichung hinzugesetzt habe, denn hierauf kommt es an, wie sich aus dem Folgenden ergibt) aus Bruchstein". Fragmentaire ist hier ungewöhnlich; nicht der mit „Fragment" und „fragmentarisch" gewöhnlich verbundene Sinn des Trümmerhaften herrscht hier vor, sondern einfach der des Gebrochenseins: Bruchsteine, von Felsen oder anderswoher gebrochene Steine, im folgenden durch quartiers de roche und blocs wiedergegeben.

Bd. III, S. 233, Anm., vgl. S. 248: Die Culdeer (Gobineau an beiden Stellen sculdées) scheint Gobineau einfach als die christlichen Nachfolger der heidnischen Barden zu fassen und mit

den irischen Mönchen und Missionaren zu identifizieren. Es war aber, genau genommen, ein christlicher Orden strikter Observanz, der erst im neunten Jahrhundert in Irland und Schottland auftauchte. Lappenberg, „Irland" in Ersch und Gruber, Enzyklopädie II, 24, S. 56.

Bd. III, S. 226: „Achtzig Landesmeilen": Cäsar a. a. O. „CLX milia passuum".

Bd. III, S. 228: radförmige, so Keferstein. Gobineau gibt es durch „radié" wieder, wonach man eher an strahlenförmig (etwa so wie man die Sonne zeichnet) denken könnte.

Bd. III, S. 232: Das Zitat aus Strabo lautet wörtlich: „ἡ πόλις (Massilia) . . . φιλέλληνας κατεσκεύαζε τοὺς Γαλάτας, ὥστε καὶ τὰ συμβόλαια Ἑλληνιστὶ γράφειν."

Bd. III, S. 233, Anm.: Bei Mommsen vielmehr zehn Alphabete: Etrusker, Salasser, Provence, Todi, Schweiz, Tirol, Steiermark, Conegliano, Verona, Padua.

Bd. III, S. 234: „bei den Salassern, den Bewohnern der Provence usw." Gobineau „chez les Salasses de la Provence", was ein Versehen ist. Die Salassi wohnten im heutigen Savoyen.

Bd. III, S. 244: Seannachies, neben der ersten (Sänger) und der zweiten (Männer des Gesetzes) die dritte Klasse der irischen Barden, die Geschichtskenner und Genealogen. Lappenberg, „Irland", in Ersch und Gruber. Enzyklopädie II, 24, S. 51, 100.

Bd. III, S. 245: Ovaten (vgl. vates) eine Klasse der gallischen Druiden.

Bd. III, S. 246: „Was sich nicht etwa daraus ergibt, . . ." Mit parceque hat Gobineau hier nicht den Seinsgrund, sondern den Erkenntnisgrund bezeichnet, wie freilich erst aus dem letzten Gliede der Aufzählung deutlich erhellt. Ich habe die deutsche Fassung der Stelle entsprechend anders gestaltet.

Bd. III, S. 256: „Des gallischen Keltenlandes", Gobineau „de la Celtique", unter Adoptierung der Bezeichnung Cäsars, der das transalpinische Gallien in drei Teile teilte: Aquitania, Celtica und Belgium. Darnach umfaßte das Gebiet der Celtica sämtliche Länder von der Garonne bis zur Seine, Marne

und dem Einfluß der Mosel in den Rhein (später Gallia Lugdunensis).

Bd. III, S. 258, dritte Anm.: „Daß da, wo die älteren Griechen usw. — gebrauchen." So habe ich die Stelle, im Anschluß an Schafarik, wiederhergestellt. Gobineau gibt gänzlich Irriges und Mißverstandenes, redet von den Neugriechen anstatt von den jüngeren Altgriechen und von c statt des spiritus.

Bd. III, S. 263: „ihren aufwärts gerichteten Augen": relevés à l'angle externe ist zu lesen anstatt extrême. Vgl. die Parallelstellen T. I, 177 (D. A. Bd. I, S. 141) und T. II, 251 (D. A. Bd. II, S. 302).

Bd. III, S. 277: „einen Umfang von mehr als hundert Fuß": Gobineau: une hauteur, was ein Versehen ist, wie die Stelle aus Pausanias beweist. Der Umfang des Sockels betrug 125 Fuß, die Höhe, wie gleich darauf von Pausanias gesagt wird, 22 Fuß.

Bd. III, S. 284, Anm.: Das Hindostani, die „lingua franca" (Verständigungsmittel der herrschenden Klasse) im indobritischen Reich. Die malaiische Sprache ist die allgemeine Verständigungssprache in der ganzen asiatischen Inselwelt.

Bd. III, S. 284, Anm.: „als mit dem Oskischen". So bei Mommsen a. a. O. Gobineau versehentlich „que le volsque avait de plus grands rapports avec l'umbrique que l'osque".

Bd. III, S. 285, vierte Anm.: „Alban." Im Text Albany. Alban oder Albu (lat. Albania) war der neben Caledonia schon sehr früh vorkommende altkeltische Name von Schottland.

Bd. III, S. 290: „Wie ihr Name es andeutet." Hier herrscht offenbar Konfusion. An eine Verwandtschaft des Namens der Latiner mit dem Keltischen ist nicht zu denken. Man leitet diesen (vgl. Forcellini- de Vit im Lexikon und im Onomastikon) etymologisch entweder von latere oder von latus her — „quod plana esset regio" — (die Ableitung vom Könige Latinus lasse ich beiseite, weil sie nichts besagt, und vollends die, welche Latium mit dem germanischen leut zusammenbringt). Dagegen hat Gobineau (S. 281, Anm.) die keltische Herkunft der

Namen der drei umbrischen Hauptstämme betont und T. III, p. 189 des Originals (D. A. III, 284) von den Umbrern (fast gleichlautend mit obiger Wendung) gesagt: „ainsi que leur nom l'indique". Davon ist dies hier ein Nachklang, den ich aber im Texte als Versehen gekennzeichnet habe.

Bd. III, S. 294: „über die östliche, die Mittelmeerküste": Gobineau: par les plages orientales de la Méditerranée. Aber letztere Worte sind eigentlich vielmehr epexegetisch zu nehmen: die östliche Küste, nämlich die Mittelmeerküste.

Bd. III, S. 307, zweite Anm.: Adria und Spina: Gobineau irrig Spezia.

Bd. III, S. 313: „um der Meerenge (womit nur die von Messina gemeint sein kann) näher gelegene Gegenden zu erreichen usw.". Unzweifelhaft ist dies der Sinn Gobineaus. Seine Wendung: „pour se rapprocher du détroit, où Cumes les attirait tout autant que Vulturnum" ist mehr als frei.

Bd. III, S. 321, Anm.: Nach dem Schluß der Anmerkung scheint es fast, als habe Gobineau Velletri und Volterra verwechselt. Das alte Volaterrae (etruskisch Velathri) heißt auch heute noch Volterra.

Bd. III, S. 321: (Original T. III, p. 234.) Das Zitat aus Otfried Müller „S. 316" habe ich gestrichen. Es paßt in keinem Falle, auf keinen der beiden Bände. Wahrscheinlich hat das nächste („S. 116") seinen Schatten vorangeworfen, wie ähnliches wiederholt zu beobachten.

Bd. III, S. 325: „selbst wenn wir die Besiegten, Umbrer, Samniten und andere, miteinrechnen": vgl. S. 320, unten.

Bd. III, S. 335: „die Machtbefugnis des Kulturbringers" — der Etrusker; „auf das von diesen besiegte und beherrschte Volk" — die Sabiner.

Bd. III, S. 342: Mailand und Mantua: letzteres ist ein Irrtum. Mantua war etruskischer Gründung.

Bd. III, S. 344: „die aber erst im fünften Jahrhundert kamen". Diese Wendung ist auffallend, und ich war zweifelhaft, ob ich sie nicht durch die freiere und zutreffendere „im fünften Jahrhundert darnach", nämlich nach jenen Ereignissen

S. 343, „nachdem die einfallenden Gallier ... zurückgeworfen", ersetzen solle. Um diese Zeit, d. h. im ersten Jahrhundert nach Chr., begannen die ersten bedenklichen Berührungen mit den Germanen, die Rom dann mehrere Jahrhunderte lang „auf dem Halse hatte" (darauf kommt es hier an, und das erwartete man hier), bis sie endlich „kamen", und dieses ihr Kommen den Sturz des römischen und die Begründung der germanischen Reiche brachte. Aber gerade dieser Ausdruck vinrent läßt uns keine Wahl, denn dies Ereignis, das Rom endgültig auch äußerlich das Übergewicht raubte, fällt ja in der Tat ins fünfte Jahrhundert nach Chr.

Bd. III, S. 351: „von den saliarischen Gesängen": im Text chants sabins, wofür ich die obige Änderung — sie ist nicht bedeutend: sabins-saliens, der Druckfehler scheint fast sicher — als unbedingt geboten erachtet habe. Hätte Gobineau auch wirklich hier von der gesamten Gruppe der altrömischen gottesdienstlichen Lieder (denen der fratres arvales usw.) reden wollen, so durfte er doch sie nicht als sabinisch bezeichnen, so sehr wir uns auch im übrigen darein gefunden haben mögen, daß er die mittlere Periode der römischen Geschichte, kurz und frei, die „sabinische" nennt, da jene Kultuslieder, wenn irgend etwas, positiv in die erste (nach Gobineau etruskische) Periode zurückreichen. Von den carmina Saliorum sagt Quintilian (I, 6, 40), sie seien „vix sacerdotibus suis satis intellecta".

Bd. III, S. 355: „Das Beil der Diktatur." Der Diktator, als zeitweiliger Stellvertreter des alten Königs, hatte gleich diesem das Recht über Leben und Tod, daher denn auch, des zum Zeichen, seine Liktoren in ihren Faszes das Beil trugen, das den Konsuln nach Abschaffung des Königtums von vornherein genommen worden war.

Bd. III, S. 356, Anm.: Die Stelle aus Dionysius von Halikarnaß gebe ich nach Kießlings Ausgabe, der von den gestrichenen Worten „οὔτε φωνὰς οὔτε δίαιταν" vor βίους σύγκλυδας mit Recht sagt: „aperte spuria sunt".

Bd. III, S. 358: „Der Ausgangspunkt usw." Gobineau: „le mouvement de recul, le point où s'arrêtèrent les alluvions du sud dépassa Rome". Das dépassa faßt hier

in außerordentlich freier Weise zweierlei Vorgänge in einem Ausdruck zusammen: die rückläufige Bewegung ging von jenseits Rom aus, der Punkt, wo die Anschwemmungen von Süden her innehielten, lag über Rom (nämlich immer von Süden betrachtet) hinaus.

Bd. III, S. 358, Anm.: „hellenistisch-semitische": letzteren Zusatz habe ich um der arabischen Einwanderungen willen gemacht, da das erstere Attribut allein doch nur für die byzantinischen zutreffen würde.

Bd. III, S. 360: „um völkerchemisch zu reden". Gobineau: à parler chimie, ein kühner Ausdruck. Man hat sich gewiß mehr eine Völkerchemie, als Pendant zur Völkerpsychologie, als ihm vorschwebend zu denken.

Bd. III, S. 364, zweite Anm.: „die von Vitellius entlassenen und von ihm wieder gesammelten Prätorianer". Die hier berührten Vorgänge werden von Tacitus (Hist. II, 67) erzählt: „separati primum, deinde addito honestae missionis lenimento, arma ad tribunos suos deferebant, donec motum a Vespasiano bellum crebresceret; tum resumpta militia robur Flavianarum partium fuere".

Bd. III, S. 375, Anm.: „Im Walde Litana": durch die Gallier, 216 v. Chr. Vgl. Livius, XXIII, 24, 6 ff.

Bd. III, S. 378, zweite Anm.: Das Zitat aus Savigny ist, trotz der „ "-Zeichen, ganz willkürlich wiedergegeben. Ich habe es im Wortlaute wiederhergestellt.

Bd. III, S. 379, dritte Anm.: „Zwei Logographen, Charon von Lampsakos und Heraklitos." So bei Böttiger a. a. O. Gobineau „Charax et Lampsakos". Der Druckfehler Charax auch bei Böttiger.

Bd. III, S. 382: „Dem einäugigen Numidier." Ich habe dies beibehalten, wiewohl Hannibal als Numidier in jedem Falle eine starke Lizenz bleibt. Numidien (das heutige Algier) hat nie zu Karthago gehört und ist von dessen Gebiet auch, nachdem dieses als das prokonsularische Afrika römisch geworden, getrennt geblieben.

Bd. III, S. 382: „diese römischen Bürger selbst".

Gobineau: „ces citoyens, romains eux-mêmes“. Das überaus irreführende Komma habe ich als zweifellosen Druckfehler getilgt.

Bd. III, S. 382, Anm.: Die Worte „der an ihre Stelle getreten“ („qui les avait remplacés“) sind Zusatz Gobineaus, daher ich sie als solchen kenntlich gemacht und nicht mehr in „ “ mit einbegriffen habe. Tacitus sagt u. a. O. einfach: „... sed conluviem illam nationum“...

Bd. III, S. 385: Die beiden Brüder des jüngeren Seneca gehörten eigentlich wohl in eine Betrachtung über die römische Literatur kaum hinein, da sie in keiner Weise selbst literarisch aufgetreten sind. Personalnotizen über sie finden sich in Teuffels römischer Literaturgeschichte.

Bd. III, S. 385: Nach Sextilius Hena hat Gobineau noch den Statorius Victor. Außer der Stelle bei Thierry, welcher ihm noch die Worte widmet „il était aussi de Cordoue, M. Senec. suasor. 2“ kann ich diesen Schriftsteller sonst nirgends nachweisen.

Bd. III, S. 392 ff.: Zu den Bezeichnungen vergleiche man Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter I, 18: „Der gewöhnliche Name dieser Senate ist Ordo Decurionum, späterhin Ordo ohne Zusatz, und noch neuer Curia, sowie ihre Mitglieder Decuriones oder Curiales heißen.“

Bd. III, S. 398: Bagaudenkriege habe ich nach der Analogie von Bauernkrieg gesagt für „bagauderies“. Die Bagauden (bagaudae) waren gallische Bauern, die sich unter Diocletian und Maximian empörten. Die Wendung „ne furent toujours que“ ist dadurch hervorgerufen, daß jene Unruhen noch bis ins vierte Jahrhundert hinein immer wieder auftauchten und zeitweise sogar größere Dimensionen annahmen.

Bd. III, S. 398, Anm.: „nachdem er die Beratungen des Senates ausgekundschaftet“: etwas anders Tacitus an der bezeichneten Stelle: „Nec patrum cognitionibus satiatus judiciis adsidebat etc.“

Bd. III, S. 402: Italica, eine Stadt in Hispania Baetica. Limites décumates: die agri decumates, das „Zehntland“ (Tac. Germ. 29), das römische Grenzland zwischen Rhein, Donau und Neckar, in der Hauptsache das heutige Baden und Württemberg.

Bd. III, S. 408: Text und Anmerkung bringen denselben Ge-

danken (die im Hercules liegende Personifikation) in verschiedener Fassung. Ob hier eine mangelhafte Schlußredaktion seitens Gobineaus oder ein Versehen beim Druck vorliegt, ist nicht zu entscheiden. Ich habe die Stelle vorsichtshalber unangetastet gelassen.

Ebendaselbst, Anm.: „Lech und Tschech haben nach den Sagen usw.", so habe ich (nach Schafarik) hergestellt. Gobineaus „Leck ou Tscheck a dirigé" ist ein Versehen.

Bd. III, S. 409: „Es gibt kein gewöhnliches Niveau mehr; die Massen haben nicht mehr eine gleichförmige Weise zu sehen und zu empfinden": hierin könnte man einen Widerspruch mit dem finden, was Gobineau sonst wiederholt von der Eintönigkeit und Farblosigkeit dieser römischen Welt sagt. Um seiner Meinung hier auf den Grund zu kommen, beachte man vor allem im folgenden: „eine hervorragende Seite der Bedürfnisse seiner Zeit"; er sagt also obiges im Hinblick auf die höheren Ziele und Bedürfnisse, welche die Rassen in ihren besseren Zeiten einheitlich auffassen, und sodann nehme man hinzu, was er von der analogen Lage der hellenistischen Gesellschaft sagt (II, 503/504; D. A. III, 126/127): „... avec une valeur négative ... une égale pénurie de principes actifs ... ne voulaient pas des choses très différentes, mais elles ne s'entendaient pas entre elles".

Bd. III, S. 409: „Saitenspieler — leidlich zusammen herzuklimpern." Hier habe ich Gobineau korrigiert, der — (anachronistisch, wenn man annimmt, daß ihm vornehmlich bei dieser ganzen Darstellung die römische Welt vorgeschwebt habe) — einen Geigenspieler ... leidlich herkratzen läßt.

Bd. III, S. 415: „Nach dem hohen Amte des Statthalters" („du prétoire"). Es scheint mir nach reiflicher Erwägung aus der ganzen Darstellung heraus wahrscheinlich, daß Gobineau bei obigen Worten der praefectus praetorio, nicht der praetor vorgeschwebt hat, zumal auch ersteres immer bedeutsamere Amt in der späteren Kaiserzeit mehr und mehr ein Zivilamt wurde. Die Prätur trat mit der Zeit mehr zurück, und das

„plus d'un héros s'est trouvé parmi ceux-là“ paßt mehr auf die Statthalter.

Bd. III, S. 430: Das über das Genie Vorgetragene ist irreleitend. Wohl sieht das Genie, was die anderen nicht sehen, es erweitert eben den Horizont.

Bd. III, S. 430: Wenn wir hier Gobineau nicht eines starken Irrtums zeihen wollen, müssen wir es uns gefallen lassen, mit unter die „romanisierten Völker“ gerechnet zu werden. Freilich haben sich ganz frei vom römischen Recht nur die kerngermanischen Völker des Nordens erhalten. Die Einschränkung S. 431: „... in manchen Gegenden Deutschlands weisen die Sitten es zurück“ bleibt übrigens zu Recht bestehen.

Bd. IV, S. 3: Die Stelle aus Schafarik ist von Gobineau mit Weglassungen und mehreren Mißverständnissen und Abänderungen wiedergegeben. Ich habe sie möglichst der ursprünglichen Fassung wieder angenähert, außerdem die Auslassungen kenntlich gemacht.

Bd. IV, S. 48 ff.: Das Referat über die die Germanen betreffenden Angaben Cäsars ist nicht durchaus zuverlässig. Insbesondere wage ich nicht zu entscheiden, auf welche Stelle Gobineau seine Behauptung, die Bojer hätten Cäsar für Halbgermanen gegolten, begründen will.

Bd. IV, S. 67: „über den inneren Wert usw.“ Gobineau: „sur la valeur intrinsèque en ce genre des actes qu'il commet“. Mit den Worten „en ce genre“ weiß ich nichts anzufangen. Ihre Stellung ist eine durchaus unmögliche, ihre Unterbringung in diesem Satze überhaupt logisch kaum durchzuführen. Ich bin völlig davon überzeugt, daß sie eine Variante zu dem unmittelbar darauffolgenden „en cette matière“ des folgenden Satzes bedeuten, die aus Versehen im Texte stehen geblieben oder deren Streichung vom Setzer nicht bemerkt worden ist.

Bd. IV, S. 70, Anm.: „es gab nämlich Wanen-, Jötunen- und Alfen-Götter“. Nur diese können mit dem (verdruckten?) nanis gemeint sein. Vgl. J. Grimm, Deutsche Mythologie, 3. Ausg., Bd. I, S. 198. Vielleicht hat Gobineau nains vorgeschwebt, von dem freilich eine entsprechende Form in den germanischen Sprachen nicht vorzukommen scheint, das aber dem alfar sachlich entspricht.

Bd. IV, S. 79: „ein anderes, gänzlich verschiede-

nes Verhältnis usw.". Gobineau: „un autre système de tenure tout différent". Eigentlich ist „de tenure" explikativ zu tout différent, und erwartete man: un autre système tout différent, celui de tenure.

Bd. IV, S. 84: Hier ist die französische Fassung etwas anders: die Worte „le roi, pour tout dire", die nur für einen Franzosen Sinn haben, mußten in der Übersetzung wegfallen, nachdem die anderen „le könig allemand" beibehalten wurden.

Bd. IV, S. 92: „bedurfte es der Autorität mehr als einer Versammlung". Gobineau hat: „il fallut l'autorité de plus d'un concile". Dies Wort wird nur im Altfranzösischen auch für weltliche Versammlungen gebraucht, die doch (d. h. die Gerichtsversammlungen) hier einzig gemeint sein können. Über diese, wie überhaupt über den Schutz der Freien, unter Karl dem Großen vgl. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I, 126 ff.

Bd. IV, S. 97, Anm.: Die Bekämpfung des Tacitus beruht hier auf einem Mißverständnisse. Da Tacitus a. a. O. von der ehelichen Treue der Germanen spricht, so bezeichnet litterarum secreta ganz zweifellos nicht die Schriftkenntnis im allgemeinen, sondern deren Mißbrauch zu Geheimbriefen bei Liebschaften.

Bd. IV, S. 102: „seinen Dichter". Das in diesem Sinne gänzlich ungebräuchliche orateur bezeichnet hier doch wohl kaum etwas anderes als „son poëte" (nächste Seite).

Bd. IV, S. 107: „Welche wir im zehnten Jahrhundert verwendet sehen." Thierry sagt a. a. O.: „c'est aux 9. et 10. siècles que la poésie germanique traditionnelle ayant pris son plus grand développement, les plus importants des chants qui la composent reçurent leur forme définitive, celle sous laquelle ils sont parvenus jusqu'à nous". Als Zeit der eigentlichen dichterischen Bearbeitung des Nibelungenliedes nimmt man vielmehr das 12. Jahrhundert an.

Bd. IV, S. 108: „der schöpferischen Völker Hochasiens". Mit den „nations génératrices de la haute Asie" kann Gobineau hier wohl nur die von ihm an anderer Stelle mit les peuples du Nord bezeichneten Völker, insbesondere die Germanen meinen.

Bd. IV, S. 124: „Unter den ersten zwölf Kaisern." Gobineau: „Sous les douze Césars." Es ist mir nicht klar geworden, welche Kaiser er hier zu einer Gruppe zusammenfassen will, auch keine Bezeichnung der Art als gangbar bekannt. Ich habe mir daher, da diese Wendung offenbar der anderen kurz zuvor gebrauchten entsprechen muß: les Gaulois du 1. et du 2. siècle de notre ère usw., zum mindesten erlaubt einzuschieben: „unter (scil. etwa) den ersten zwölf Kaisern".

Bd. IV, S. 137: „Alanen und Taifalen." So habe ich jetzt hergestellt anstatt Vandalen, wie ich in der 1. Ausgabe irrig geglaubt hatte setzen zu müssen. Die Taifalen waren ein gotischer Stamm an der Donau, von dessen Verpflanzung nach Italien Ammianus Marcellinus XXXI, 9, 4 berichtet und der sich auch sonst, bei Jornandes und andern Historikern der Völkerwanderung, mehrfach erwähnt findet. Woher Gobineau vorstehende Notiz über ihre Ansiedlung um Autun und Poitiers hat, weiß ich nicht.

Bd. IV, S. 149: „von Oberhäuptern, welche kein Titel bezeichnete": hiermit können wohl, da es weder auf die Könige noch auf die Konsuln passen würde, nur die Machthaber der Übergangszeit, von Sulla bis auf Augustus, gemeint sein.

Bd. IV, S. 154, Anm.: „der gesetzlich nicht einmal unter die Regeln der bürgerlichen Rechtsanschauungen fiel", aus deren Kreisen nämlich jene Bestimmung des salischen Rechts sich ursprünglich herausgebildet und bis dahin auch bei den Franken selbst innerhalb derselben gehalten hatte. Erst mit jenem Thronanspruch Karls des Großen griff sie ins politische Leben hinüber.

Bd. IV, S. 157: Es erscheint zunächst als eine große Kühnheit, alles das hier Aufgezählte dem esprit qui avait fondé cette organisation, d. h. dem Rassengeiste, zuzuschreiben. Wenigstens geht dieser unwillkürlich mehr oder minder in den allgemeinen Geist der Geschichte, wie wir ihn aus den weltgeschichtlichen Tatsachen abstrahieren, über. Aber in Gobineaus Sinne deckt sich ja eben beides.

Bd. IV, S. 178: Vgl. unten S. 222. Nach Gobineau sind wir aus unserer germanischen individualistischen Eigenart allmählich unter keltischem und slawischem Einflusse mehr in den Herdengeist verfallen.

Bd. IV, S. 178: J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache,

I, 287. „Die keltischen Sprachen schließen sich in Vervielfältigung und praktischem Gebrauch der Brechungen oder Umlaute auffallend an die hochdeutsche, wozu auch die Menge der Diphthonge in beiden stimmt. Man sollte meinen, daß in diesem Betracht Einfluß des keltischen Idioms auf die benachbarten Angelsachsen, Friesen und Franken stattgefunden haben könne, zumal die inneren Deutschen (Altsachsen, Alamannen, Bayern) in Spaltung der Laute enthaltsamer scheinen."

Bd. IV, S. 178: Gobineaus völlig unklares Zitat aus Mone habe ich nach Möglichkeit berichtigt.

Bd. IV, S. 186: „Comes littoris Saxonici per Britannias." So habe ich den Titel nach Kemble (Orig.-Ausg. I, 13) im Texte hergestellt.

Bd. IV, S. 187, Anm.: Die Angabe aus Palgrave („I, 237") stimmt in keinem Falle, ich habe das Angegebene, trotz genauesten Durchsuchens, in dem Werke nicht finden können. Über die römischen Ansiedlungen in Britannien handelt Palgrave I, 321 ff., 350 ff.

Bd. IV, S. 187: „Im dritten Jahrhundert zählt Martianus 59 Städte usw." Hier herrscht Verwirrung, d. h. vermutlich auch starke Druckfehler. Marcien könnte füglich nur Martianus Capella sein. Dieser spricht von Britannien im § 666, von den Städten ist aber daselbst nicht die Rede. Da die Stelle der Anmerkung „Beaucoup de ces villes . . . vue ethnique" nur eine andere Version des im Text Gesagten („Beaucoup n'étaient peuplées usw.") ist, so vermute ich ein ähnliches Verhältnis auch für die obige Stelle und den Schluß der Anmerkung (59—56 Städte), und der Text ist nur verdorben.

Bd. IV, S. 189: „Lederbarken", so Gobineau (barques de cuir). Vermutlich die „aus Ruten geflochtenen und mit Leder überzogenen" Boote, über welche Weinhold, altnordisches Leben, S. 141, berichtet.

Bd. IV, S. 191: „Die brito-römischen Ratgeber." Wiewohl man in Gobineaus britto-germains (sehr künstlich) auch einen Sinn hineinbringen könnte, habe ich doch britto-romains, wie es sonst immer heißt, hergestellt.

Bd. IV, S. 195: „Diejenigen, welche die angelsächsische Ein-

wanderung in die Massen geworfen hatte, sowie diejenigen, welche die Einfälle der Dänen noch hinzubrachten“: hierfür vergleiche man die früheren Stellen S. 63: „Die keltische und slawische Unterschicht der ländlichen Bevölkerungen flutete, von dem arischen Ungestüm mit fortgerissen, unaufhörlich von einem Lande ins andere hinüber“, und S. 192, Anm. 3, wo es heißt, daß „in England, ebenso wie in Westeuropa, die verschiedensten Stämme mit ihren Kontingenten die Einfallsheere bildeten“. Daß sich Gobineau die damaligen Dänen gleichfalls keltisch gemischt vorstellt, zeigen die Stellen IV, 47/48 und Anm. S. 47.

Bd. IV, S. 200, Anm.: In den mir zugänglichen Werken von A. Weill habe ich nichts über die Einwanderungen der Protestanten in England gefunden. In der Schrift „Der Staat und die Industrie“ (Stuttgart 1843) ist ausführlicher von Englands sozialen Verhältnissen die Rede, nicht aber von obigem Thema.

Bd. IV, S. 208: „leider versiegt dieser Strom sehr bald usw.“ „ce courant — se tarit . . . en épuisent les filons“. Gobineau hat hier, wie öfter, mitten im Satze das Bild gewechselt, was ich nicht mitmachen durfte.

Bd. IV, S. 207, zweite Anm.: Über die 7 und die 13 communi (die 7 im Gebiete von Vicenza, die 13 im Gebiete von Verona) vgl. Näheres bei Chr. Schneller in Petermanns Mitteilungen 1877, S. 373 ff. Ebendaselbst auch die Literatur darüber.

Bd. IV, S. 233: Neuspanien (Nueva España) war die Benennung Mexikos, solange es spanisches Vizekönigreich war.

Bd. IV, S. 238: Gobineau hat „physiologie“: offenbar vielmehr psychologie. Vgl. unten S. 242.

Bd. IV, S. 238: Die Bemerkung über die Aponegi-crans und Macame-crans (nach Martius und Spix) ist dermaßen frei wiedergegeben, daß ich Bedenken getragen habe, sie, wie Gobineau es getan, als eigentliches Zitat zu bezeichnen.

Bd. IV, S. 244: „Während zwischen Madagaskar . . . ist die Entfernung . . . unbedeutend.“ Gobineau hat umgekehrt: „Entre Madagascar il y a 12° au moins, tandis que . . . usw.“ Aber mir schien jene Umdrehung im Sinne seiner Argumentation (um die Kürze der Entfernung von Asien nach Amerika zu erweisen) unerläßlich.

Bd. IV, S. 254, Anm.: Die Anmerkung über die Ruinen von Palenque enthält ein sehr freies Referat nach Prescott. Ich habe die Übersetzung zum Teil in Anlehnung an letzteren gestaltet.

Bd. IV, S. 257: „deren Gebrauch uns die germanische Welt gezeigt hat", vgl. oben S. 74.

Bd. IV, S. 264 ff. und wiederum S. 268 herrscht im französischen Texte völlige Konfusion, indem an einer ganzen Anzahl Stellen Irlande und Irlandais mit Islande und Islandais verwechselt sind. Ich habe durchweg, wo es mir sicher schien, Irlande hergestellt und hoffe, daß jetzt die ganze Darstellung klar sein wird.

Bd. IV, S. 264: „Sie erzählten also . . ." Hier scheint mehreres aus Rafn durcheinandergeworfen, das ich auch nach genauerer Durchblätterung dieses Werkes nicht recht zu entwirren vermag. Chronologisch herrscht so, wie Gobineau es darstellt, ebenfalls Verwirrung: das von Erik und der antique colonisation irlandaise Gesagte paßt offenbar nicht zu dem von Madok Erzählten, da Madok nach der Angabe bei Rafn, Gobineau S. 264, Anm., erst 1170, Erik dagegen schon 1121 ausgezogen sein soll, jenen Ansiedlern also nicht die Tröstungen der Religion gebracht haben kann. Man muß also allenfalls sich an das tam ante quam post hoc tempus der Anmerkung halten, um die Inkongruenz im Texte einigermaßen auszugleichen.

Bd. IV, S. 270: Das vage Zitat „A. de Humboldt, ouvr. cité (d. h. Examen critique etc.) t. I." ist sicher falsch und mutmaßlich irrig hierher versprengt, daher ich es getilgt habe.

Bd. IV, S. 272: Man findet zwar sonst überall in Fachwerken die Bezeichnung der Armadill (Gürteltier). Doch habe ich mich Martius und Spix angeschlossen, die das uns ohnehin vertrauter klingende Neutrum bringen.

Bd. IV, S. 279: „in welchem die Zivilisation nur erst im Zustande natürlicher Anlagen bestand". Diese Worte finden ihre nähere Erklärung etwa eine Seite später, wo gewisse „Erfindungen der Neuzeit" gegensätzlich dazu ins Licht gesetzt werden.

Bd. IV, S. 313: „Die Art der einen wie der anderen", nämlich der zweierlei Völkerwogen: bei Gobineaus leur nature et la sienne ist die Wortbeziehung unklar.

